

daunlots.

**internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs
am maschinen- und heimatmuseum eslohe.
nr. 50**



Peter Bürger

Plattdeutsche Kriegsdichtung aus Westfalen 1914-1918

**Karl Prümer – Hermann Wette
Karl Wagenfeld – Augustin Wibbelt**

eslohe 2012

Diese Veröffentlichung ist gewidmet dem Andenken des seligen Friedenspapstes Benedikt XV. (1914-1922) sowie dem Andenken aller Christinnen und Christen, die sich bei uns während des ersten Weltkrieges der nationalen Staatskirchlichkeit verweigert haben.

ERSTVERÖFFENTLICHUNG 5. MAI 2012

REDAKTIONSSCHLUß DIESER 2. FASSUNG: 24. AUGUST 2012



Impressum

Peter Bürger: Plattdeutsche Kriegsdichtung aus Westfalen 1914-1918. Karl Prümer – Hermann Wette – Karl Wagenfeld – Augustin Wibbelt. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 50. Eslohe 2012. www.sauerlandmundart.de

Graphik auf dem Deckblatt von August Heumann aus „Daud un Düwel“ (Wagenfeld 1912)

Inhalt

Vorwort	5
I. Die Zeit der Menschenschlächtereie von 1914 bis 1918	7
II. Plattdeutsche Kriegsdichtung aus Westfalen	11
1. Sachsenblut und niederdeutsche Art	12
2. Westfälische Mundartbeiträge im Überblick – Zwei Rückmeldungen aus dem Schützengraben	13
3. Ein westfälisches Spezifikum: Die Prophezeiung von der Schlacht am Birkenbaum	15
III. Karl Prümers „Hacketau“-Propaganda	18
1. „Junge, wann du wost, dann komm!“ (1915)	19
2. „Pipenbrink im Schützengraben un te Hus“ (1916)	22
Englische Seeräuber und Sklavenhändler, oder: Wer trägt die Schuld am Krieg?	23
So hat Pipenbrink sich den Krieg doch nicht vorgestellt	24
Hochdeutscher Staatsanwalt und plattdeutscher Sensenschmied	26
Männerfreundschaft und Eisernes Kreuz	27
„Hacke tau“: Solche Kerle braucht man im Krieg	28
Die Welt als Sternenzelt und ein grimmiger Mond	30
Franzosenbilder: „Prussien est bon homme. Vive la guerre!“	32
Wie kann man der „Heimatfront“ den Grabenkrieg erklären?	33
Die Frage aller Fragen: „Wie lange noch?“	34
IV. Hermann Wettes „Westfälische Kriegsgedichte“ (1914): Eine Welt voller Teufel	37
V. Karl Wagenfeld: Haß und deutsche Kriegstheologie	44
1. Plattdeutsche Propagandagedichte zum ersten Weltkrieg	45
Der Lyrikband „Krieg“ (1914)	45
Der Lyrikband „Weltbrand“ (1915)	50
Die Lücke in den „Gesammelten Werken“	56
2. Plattdeutsche Feldbriefe „An’n Herd“ (1915-1917)	57
Erstes Sammelheft (1916): Rezepte wider den „Schützengrabenstumpfsinn“	58
Zweites Sammelheft (1916):	
„Haolt Ju gesund un haut dran, dat de Lappen fleigt!“	59
Drittes Sammelheft (1916):	
Der Tod ist kein Ende – „Nun met Guod >immer feste uf de Weste<!“	60
Viertes Sammelheft (1916): Das „deutsche Pfingstfest“ und „wilde Negers“	61
Fünftes Sammelheft (1917): Plattdütsk, „... Vlamland nächstens noch dabei!“	63
Sechstes Sammelheft (1917): „Jans Baunenkamp’s Höllenfahrt“	
und Prothesen für halbe Soldatenköpfe	65
Zusammenfassung und ein Hinweis die offene Frage der Leserpost	69
3. „Usse Vader – Vater unser“ (1918): Ein Gebet wider den eigenen Haß oder eine vorsorgliche Selbstrechtfertigung?	71

4. Drei weitere religiöse Versdichtungen:	
„Metaphysische Verschwörung“ und irdische Abgründe	78
„Daud un Düwel“ (1911/1912): Die sieben Todsünden und ein gottwohlgefälliges Land mit blauen Herrscher Augen	79
„De Antichrist“ (1916): Satans Sohn an der Spitze von Türken, Juden und anderem unchristlichen Volk	87
„Luzifer“ (1920): Wider den Materialismus der Moderne	91
„De Här“ (1924), oder: Der letzte Mensch	97
5. „Krieg und Stammesart“ (1919): Wagenfelds Entscheidungen an der Weggabelung	100
6. Dokumentation I: Wibbelts Rückmeldung zum Manuskript „Usse Vader“	107
7. Dokumentation II: Eine Wagenfeld-Bibliographie 1914-1918	109
 VI. Plattdeutsche Kriegsdichtungen des münsterländischen Priesters Augustin Wibbelt	 112
1. Die plattdeutsche Kriegsliteratur (1914/15)	112
2. Die plattdeutschen Feldpostbriefe (1916/17)	118
3. Der plattdeutsche Kriegsroman „Ut de feldgraoe Tied“ (1918)	125
4. Und der „hochdeutsche Wibbelt“?	140
 VII. Nachtrag: Ein plattdeutsches Kriegswiegenlied (1914) von Eli Marcus	 145
 VIII. Ausblick	 148
 IX. Literaturverzeichnis (nach Kurztiteln)	 150

Vorwort

Diese Darstellung zur plattdeutschen Kriegsdichtung 1914-1918 kommt aus der Schreibwerkstatt zur sauerländischen Mundartliteraturgeschichte, aber sie handelt nicht von sauerländischen Autoren. Bei der Arbeit am Mundartkapitel zum ersten Weltkrieg wollte ich den größeren *westfälischen* Kontext zumindest mitbedenken und bin dabei auf zahlreiche Ungereimtheiten, Lücken und spannende Fragen gestoßen. Aus dem genaueren Hinschauen auf einem Nebenschauplatz meiner Recherchen ist dann eine eigenständige Studie erwachsen, die ich in der vorliegenden Form zugänglich mache.

Das Unbehagen an bereits vorliegenden Arbeiten zum Thema, das maßgeblich zur Entstehung der Studie geführt hat, resultiert u.a. auch aus Besonderheiten der Rezeptionsgeschichte. Das katholische Selbstlobkollektiv, dem ich selbst angehöre, hat es z.B. zur Zeit der noch intakten Milieus beharrlich unterlassen, einen kritischen Blick auf die eigenen Schatten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu werfen.¹ So ist dann etwa das Vorurteil entstanden, daß man bei einem konservativen katholischen Autor ja wohl kaum etwas wirklich Anstößiges finden kann. Als Theologe und Mitglied der Internationalen katholischen Friedensbewegung pax christi fühle ich mich hier in die Pflicht genommen, an einer kritischen Aufarbeitung von Defiziten bzw. Verschleierungen mitzuwirken.² Allerdings betrachte ich mich bezogen auf den näheren Gegenstand dieser Veröffentlichung nicht etwa als westfälischen Pionier. Rainer Schepper hat z.B. schon vor über zwei Jahrzehnten sehr unbequeme Klartexte vorgelegt, und auch in der AUGUSTIN WIBBELT-GESELLSCHAFT gelten Standards der kritischen Forschung als eine Selbstverständlichkeit.

Edition und Erforschung der älteren Mundartliteratur Westfalens lagen nach 1945 zunächst überwiegend in der Hand von Leuten, die unter der Flagge der westfälischen Stammesideologie schon früh der völkischen Weltanschauung zugearbeitet und sich dann auch zur Zeit des Faschismus in eben diesem Sinne betätigt hatten. In Form von Unterschlagungen bzw. Zensurakten und manipulierten Referaten über plattdeutsche Autoren wurde durch eine westfälische Kulturszene, in der man sich nach Ende des zweiten Weltkrieges gegenseitig „Persilscheine“ ausstellte, förmlich Geschichtspolitik betrieben (z.B. durch: Bergenthal 1953). In der vorliegenden Arbeit werden die Leser an vielen Stellen erkennen können, daß Skepsis bezüglich der Brauchbarkeit der so entstandenen Editionen (WETTE, WAGENFELD, WIBBELT) und Darstellungen nur allzu berechtigt ist. Man kann eben nicht immer guten Gewissens auf die Forschungen der Alten zurückgreifen, auch wenn deren „Evangelien“ unzählige Male nachgebetet worden sind.

Diese Studie beruht in erster Linie auf eigener Sichtung der Primärquellen und hat zum Teil auch dokumentarischen Charakter. Mundartliteraturgeschichtsschreibung als bloßes Aneinanderreihen kluger oder abgeschriebener Werturteile, bisweilen unter völliger Vernachlässigung des bibliographischen Handwerks, ist heute ganz überflüssig geworden. Mit Blick auf die schwindende Sprachkompetenz gehört die Vermittlung von *Inhalten* der Mundarttexte zu den grundlegenden Aufgaben bzw. „Dienstleistungen“. Im Kapitel über KARL WAGENFELD habe ich wegen der aktuellen Geschichtsdebatte besonders oft hochdeutsche Übertragungen eingefügt, damit auch Leser ohne plattdeutsche Lesekompetenz der Studie in allem folgen können. Hochdeutsche Paraphrasierungen oder Übersetzungen sind im Fließtext übrigens durch einfache >Anführungszeichen< gekennzeichnet, um sie von Originalzitaten zu unterscheiden.

Die Arbeit soll einen zuverlässigen Überblick über die plattdeutschen Kriegsdichtungen 1914-1918 von PRÜMER, WETTE, WAGENFELD und WIBBELT sowie eingehendere Untersuchungen

¹ Vgl. auch: Bürger 2009, S. 76-81.

² Vgl. bereits den von mir bearbeiteten biographischen Band der Christine Koch-Werkausgabe: Bürger 1993.

zu den jeweils bedeutsamsten Literaturzeugnissen bieten. Vieles bleibt aufgrund dieser Begrenzung zu wünschen übrig, etwa eine noch stärkere Einbeziehung der historischen Kontexte oder ein Vergleich mit hochdeutschen Dichtungen³ des Zeitraums.

Das eigentliche „sauerländische Kapitel“ zum ersten Weltkrieg soll recht bald im nächsten Band der sauerländischen Mundartliteraturgeschichte⁴ nachzulesen sein. Darin wird auch Licht auf den Mentalitätswandel der katholischen „Neupreußen“ bezüglich der Haltung zum Militärischen und auf weitere Themenfelder einer regionalgeschichtlichen Beschäftigung mit der Zeit des ersten Weltkrieges geworfen. Innerhalb dieser Internetreihe des CHRISTINE-KOCH-MUNDARTARCHIVS sei auch auf die Ausgaben über den Kriegsfreiwilligen JOSEPH ANTON HENKE (1892-1917) und zu den Feldpostgrüßen der Geistlichkeit im Dekanat Medebach 1915-1919 hingewiesen (daunlots nr. 42* und 49*).

Mit einigen Ausnahmen werden nur Kurztitel verwendet, die jedoch im Literaturverzeichnis mühelos zu entschlüsseln sind. Alle mit einem Sternchen* versehenen Angaben weisen auf leicht im Internet abrufbare Quellen bzw. Digitalisate hin. – Natürlich kann man diese Arbeit nicht nur frei verwenden, sondern auch zitieren. Einen Zitiervorschlag bietet das Impressum.

Ein herzlicher Dank für Mitteilungen und ganz unkomplizierte Hilfen geht an Dr. Karl Ditt (Landschaftsverband Westfalen-Lippe), Prof. Dr. Hans Taubken (AUGUSTIN WIBBELT-GESELLSCHAFT), Dr. Werner Beckmann (MUNDARTARCHIV SAUERLAND) sowie Maren Braun und Dr. Markus Denkler (KOMMISSION FÜR MUNDART- UND NAMENFORSCHUNG WESTFALENS).

³ Vgl. z.B., leicht im Internet zugänglich: Busse 1915*.

⁴ Vermutlich wird dieser bereits abgeschlossene Band August 2012 erscheinen: Peter Bürger: Liäwensläup. Fortschreibung der sauerländischen Mundartliteraturgeschichte bis zum Ende des ersten Weltkrieges. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum. [Zu den drei bereits erschienenen Bänden vgl. www.sauerlandmundart.de]

I. Die Zeit der Menschenschlächtere von 1914 bis 1918

„Und endlich ist kein anderer Krieg für Preußen-Deutschland mehr möglich als ein Weltkrieg, und zwar ein Weltkrieg von einer bisher nie geahnten Ausdehnung und Heftigkeit. Acht bis zehn Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen und dabei ganz Europa so kahlfressen, wie noch nie ein Heuschreckenschwarm. Die Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs zusammengedrängt in drei bis vier Jahre und über den ganzen Kontinent verbreitet ...“

Friedrich Engels (London, 15. Dezember 1887)

„Im heiligen Namen Gottes [...] beschwören Wir Euch, die Ihr von der göttlichen Vorsehung zur Regierung der kriegsführenden Nationen bestellt seid, dieser fürchterlichen Schlächtere, die nunmehr seit einem Jahr Europa entehrt, endlich ein Ziel zu setzen. Es ist Bruderblut, das zu Lande und zur See vergossen wird. Die schönsten Gegenden Europas, dieses Gartens der Welt, sind mit Leichen und Ruinen besät. Ihr tragt vor Gott und den Menschen die entsetzliche Verantwortung für Frieden und Krieg.“

Papst Benedikt XV. in seiner „Exhortatio“ vom 28. Juli 1915

*So sterben wir, so sterben wir.
Wir sterben alle Tage,
Weil es so gemütlich sich sterben läßt. [...] Wir danken dir, wir danken dir,
Herr Kaiser, für die Gnade,
Daß du uns zum Sterben erkoren hast.*

Hugo Ball: Totentanz (1916)

Die österreichische Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner (1843-1914) hat schon 1889 ihren Roman „Die Waffen nieder!“ veröffentlicht. Der bürgerliche Pazifismus in Europa, den sie gleichsam „in persona“ verkörpert, ringt zur Jahrhundertwende um neue Strukturen einer friedlichen Völkerwelt und warnt verzweifelt vor der Gefahr eines Weltkrieges. Nur wenige Anwälte von Vernunft und Humanität rennen an gegen das Großgetriebe des Nationalismus. Die aufstrebende Wirtschaftsmacht Deutschland sieht sich in Konkurrenz mit dem britischen Weltreich. Im Kaiserreich debattiert man darüber, ob der deutsche Kolonialismus in Übersee oder an den eigenen Grenzen – im Osten – umzusetzen sei. 1913 erscheint das Buch „Deutschland und der nächste Krieg“, in welchem der Militärstrategieexperte Friedrich von Bernhardi einen Weltmachtstatus als Überlebensfrage der Nation behandelt und das Programm einer von Deutschland geführten „mitteleuropäischen Föderation“ entwickelt. Die eigene imperialistische Hochrüstung läßt am Ende – will man im Wettlauf mit der Zeit den „richtigen Augenblick“ nicht verpassen – für die Nationalisten des Kaiserreiches einen großen Krieg als unvermeidlich erscheinen. Im Grunde gibt es unter den Bedingungen des autoritären und militaristischen Systems 1914 für Verteidiger einer zivilen Politik schon keine Chance mehr.

Die deutsche Kriegserklärung vom 1. August 1914 ist jedoch keineswegs als Ergebnis einer zwangsläufigen Entwicklung ohne Alternativen oder gar als ein „Hineinschlittern“ in ganz unabsehbare Folgen zu betrachten.⁵ Am 28. Juni 1914 ermorden pro-serbische österreichische Staatsangehöriger in Sarajevo den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand. Nach dem Attentat entscheiden sich Wien und Berlin – auf der Grundlage von bloßen Verdachts-

⁵ Seit der Kontroverse um Thesen des Hamburger Historikers Fritz Fischer von 1960 bis Mitte der 1980er Jahre kann kein seriöser Historiker mehr eine solches Deutungskonzept vorlegen. Erschütternd ist insbesondere ein Blick auf die Chronik der Vorkriegsereignisse 1911-1914, den die Fischer-Schule nachdrücklich empfiehlt.

momenten, trotz des weitreichenden serbischen Eingehens auf ein „Ultimatum“ und in einer immerhin einmonatigen Planungszeit – für einen „Präventivschlag“, d.h. Angriffskrieg, gegen Serbien. Eine solche Gelegenheit, die eigene Entschiedenheit und Macht unter Beweis zu stellen, will man nicht verstreichen lassen. Kriegseintritte Rußlands, Frankreichs und auch – ganz unerwünscht – Englands gehören von Anfang an zumindest mit zu den wahrscheinlichen – z.T. schon 1912 durchgespielten – Szenarien, die sich aus dieser Entscheidung ergeben können (aufgrund der bestehenden Bündnissysteme und durch die Anwendung des militärstrategischen „Schlieffen-Plan“ von 1905 wird eine weitere Eskalation geradezu unausweichlich). Es folgen im Nu die aggressiven Kriegszielprogramme nationalistischer Kreise, welche endlich Fakten zugunsten einer deutschen Vorherrschaft in Europa schaffen wollen (Wilhelm II. deutet den Krieg sogar wiederholt als einen Rassenkrieg mit den „Slawen“, in welchem „das Sein oder nicht Sein der germanischen Rasse in Europa“ auf dem Spiel stehe). Die offizielle Version vom kurzen – Deutschland aufgezwungenen – „Verteidigungskrieg“ ist damit schon sehr bald widerlegt, auch wenn man an ihr gegenüber Bevölkerung und einfachen Soldaten hartnäckig festhält.

Nicht nur eine kleine – mit der Kriegsindustrie eng verbundene – Führungselite stützt im Kaiserreich den Militarismus (Mommsen 2004; von der Dunk 2004, S. 244-307). Den Mittelschichten hatte man angesichts der wirtschaftlichen Widersprüche und Abstiegsängste unentwegt das Heilsversprechen der Nation eingepflegt; am Ende wollen sie auch „Taten“ sehen. In den Kreisen der Intellektuellen und Künstler geistert schon vor 1914 die Vorstellung umher, ein großer Krieg sei leider unabwendbar und könne irgendwie zu einer „Reinigung“ oder „Heilung“ der – im bürgerlichen Zeitalter erstarrten – Kultur führen. Unter dem Vorzeichen von „Vitalismus“ will man die sterile Theorie verabschieden und sich ins leibhaftige Abenteuer der Gewalt begeben, von dem man freilich nicht einmal theoretisch eine Ahnung hat. Besonders auch durch die sozialdarwinistisch inspirierte Deutung des Programms „Krieg“ im Lichte einer vermeintlich „ewigen Naturordnung“ ist der Boden für solche Wahngebilde bereitet worden.

Über Nacht verwandelt sich nun sogar die jugendbewegte Auflehnung gegen spießige Enge, Heuchelei und autoritären Drill in einen bereitwilligen Marschtritt der Jungen und der Nonkonformisten. Gestern noch hatte man sich wandervogelfrei von bevormundenden Vätern losgesagt, heute aber rennt man schnurstracks in das von greisen Militärs geschaufelte Massengrab. Gestern noch hatte man in sogenannten Kulturträgerkreisen romantischen Träumen angehangen und sich gegen ein „seelenloses Maschinenzeitalter“ gestemmt, heute nun stimmt man begeistert Lieder an, welche die stählernen Technologien der modernen Massenmordmaschinerie und deren optische Sensationen – z.T. wie Naturschönheiten – verherrlichen. Irrationale und esoterische Komplexe, die immer dann auftauchen, wenn „Gebildete“ sich der rationalen Durchdringung politisch-ökonomischer Zusammenhänge verweigern, steigern sich bis ins Psychotische.

Die deutsche Sozialdemokratie, die man mit einem fehlenden Wissen um die Bedeutung von Wirtschaftsräumen und Rohstoffzugängen für jegliches Kriegsgeschehen nicht entschuldigen kann, verrät ihr Grundprinzip der internationalen Solidarität und sorgt dafür, daß weite Teile der Arbeiterschaft mit im Boot sitzen oder sich zumindest fügsam verhalten.

Beide Großkirchen stellen sich mit Vaterlandspropaganda und Staatstheologie aktiv in den Dienst des Krieges, die katholische trotz der flammenden päpstlichen Friedensappelle von 1915 und 1917.⁶ Im christlichen Abendland schickt man sich an, Giftgas auf Menschen zu

⁶ Zum deutschen katholischen Widerspruch zur päpstlichen Friedensinitiative vgl.: Missalla 1968, S. 116-120. – Im maßgeblichen katholischen Propaganda-Hausbuch „Sankt Michael“ sind die das Friedenswirken von Benedikt XV. betreffenden Texte ganz hinten an den Schluß gesetzt (Leicht 1918, S. 352-362). Allerdings ist tatsächlich zumindest der Papstaufruf vom 28. Juli 1915 enthalten, und auch die drastische Sprache Benedikts wird, so weit ich sehe, in der Übersetzung nicht gezähmt. Der vorangehende Buchkorpus bietet freilich fast durchgehend geradezu das Gegenteil der Friedensbotschaft aus Rom; so drängt sich bei der mir vorliegenden

werfen, und die Hüter des Evangeliums preisen derweil den Krieg als heilsgeschichtliche Gnadenstunde. Zunächst wird die „Zeit der Schrecken“ in den deutschen Kirchen als eine göttliche Offenbarung gedeutet, welche die Menschen zurück zu Gott führt und vor allem in die Gotteshäuser (MommSEN 2004, S. 169). Der Kölner Kardinal Felix von Hartmann, ein Münsterländer, versteigt sich in seinem Fastenhirtenbrief 1915 zu der Aussage: „Wie viel Segen hat dieser Krieg nicht schon gebracht, und wie viel soll er noch bringen! Der Ruf unseres Kaisers [...] zu einem Kampf gegen eine Welt von Feinden – zu einem Kampf, in den er reinen Gewissens zog, der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß: war dieser Ruf nicht ein Ruf der göttlichen Vorsehung für uns alle [...]. Unsere Krieger sind in den blutigen Kampf gezogen: Mit Gott, für König und Vaterland!“ (zit. Reckinger 1983, S. 142f.) Der national-konservative Münchener Erzbischof Faulhaber betrachtet die Kanonen gar als „Sprachrohre der rufenden Gnade“. – Liest man lokale Berichte über kirchliche Soldatenabschiede mit obligatem Sakramentenempfang, Wallfahrten, Bittandachten und andere Kriegsgottesdienste, so scheint diese Rechnung zumindest in der Anfangszeit des Krieges aufgegangen zu sein: „Not lehrt – wieder – beten.“ Keineswegs stehen die katholischen Autoritäten in Deutschland den Protestanten, für die der Kaiser vielfach ja auch „Träger der Kirchengewalt“ ist, hinsichtlich der vaterländischen Dienstleistungen nach. Zwischen den katholischen Kriegspropheten und den Vertretern einer preußisch-protestantischen Nationaltheologie kann man oft nur geringfügige stilistische Unterschiede ausmachen. Die theologischen Volksverhetzer beschwören, im Einklang mit missionarischen Intellektuellen, eine sittliche Überlegenheit des Deutsch-Germanischen. Anstelle des Evangeliums „wird eine germanische Kampftheologie in Kraft gesetzt, christlich verbrämt durch viel Reden von >Opfern< und dergleichen“ (Karl Barth). Spätere Leser der entsprechenden Zeugnisse sind dann oft ratlos ob des heidnischen Kriegspathos von Leitern der Gemeinde Jesu. Ein besonders trauriges Dokument auf katholischer Seite ist das dicke Hausbuch „Sankt Michael“ aus „eherner Kriegszeit“ für „die Katholiken deutscher Zunge“, in erster Auflage 1917 erschienen (Leicht 1918). Über die Inhalte der katholischen Kriegspredigt 1914-1918 bietet ein Buch von Heinrich Missalla eine vorzügliche Orientierung (Missalla 1968).

Über das Europa der Jahre 1914-1918 schreibt Kurt Tucholsky 1931: „Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war.“ Bis zu 17 Millionen Menschenleben auf dem halben Erdkreis wird der industrielle Mordkomplex des ersten Weltkrieges am Ende vernichtet haben (die in der einschlägigen Literatur referierten Berechnungen gehen weit auseinander). In der „Kriegsschuldfrage“ liegen dann die – sehr einseitigen – Ausführungen des Versailler Vertrages⁷ von 1919 näher an der historischen Wahrheit als die in

Auflage von 1918 zunächst der Verdacht auf, daß man hier angesichts der drohenden Kriegsniederlage vom Siegeskurs abdriftet und nach all den kompromittierenden Texten nun auch das Weltoberhaupt der Kirche doch noch zu Wort kommen lassen will. Der Vergleich mit einer Auflage von 1917 ergibt jedoch, daß auch dort schon Benedikts „Exhortatio“ enthalten ist. – Allerdings, die begleitenden Texte im Schlußkapitel von „Sankt Michael“ relativieren die päpstlichen Worte sogleich wieder. Der Benediktiner Sebastian von der Oer („Friedenssehnsucht“) beginnt mit den Worten „Als der Übermut unserer Nachbarn uns das Schwert in die Hand drückte ...“ (Leicht 1918, S. 357). Der Prager Weihbischof Wenzel Anton Fried („Papst und Krieg“) spricht zwar das Thema eines Völkergerichtshofes und das sittliche Verbot von Aggressionskriegen an, beruhigt aber seine Zuhörer: „Wir können ruhig sein und frei den Blick zu Gott erheben. Wir wissen, daß unsere beiden verbündeten Kaiser, bevor sie das Schwert zogen, vor Gott niedergekniet sind und die Gerechtigkeit der heiligen Sache vor ihm erwogen haben“ (ebd., S. 361). Vgl. ebd., S. 342-345 auch die abstrakte Primatspredigt „Treue dem Papstkönig“ von Dr. Knecht, der von den Anliegen Benedikts XV. nichts vermittelt und die Vaterlandstreue der Katholiken betont.

⁷ Daß der Versailler Vertrag aus friedenspolitischer Sicht von Anfang als Katastrophe und schwere Belastung für die erste deutsche Republik zu bewerten war, hat nicht nur ein John Maynard Keynes gewußt. Jedoch: „Den Friedensvertrag [...] empfanden die Besiegten als ungeheuerliche Ungerechtigkeit. Sie vergaßen dabei freilich, was sie – nach einem vergleichsweise kleinen Krieg von 1870/1871 mit 120.000 gefallenen deutschen und französischen Soldaten – Frankreich an Gebietsverlusten und Kontributionen zugemutet und daß sie im Januar

deutschen Geschichtsfälscherwerkstätten ab Ende 1918 produzierten Legenden. Daß Kaiser Wilhelm II. ein Kriegsverbrecher sein sollte, davon wollte man in Deutschland nichts hören.



Graphik von August Heumann zu Karl Wagenfelds „Daud un Düwel“ (1912)

Den von rechten Attentätern ermordete Zentrums-Politiker und Linkskatholik Matthias Erzberger (1875-1921), der sich im Verlauf des Weltkrieges zum Anwalt einer neuen, völkerübergreifenden Weltfriedensordnung bekehrt hatte, hat man auch in weiten Kreisen des katholischen Bürgertums nicht als Vorbild betrachtet. An die präsidentiale Spitze der ersten gesamtdeutschen Republik gelangt 1925 der adelige Militär Paul von Hindenburg (1847-1934)⁸, ein Monarchist, der zusammen mit dem Kriegstreiber Erich Ludendorff ab August 1916 das Kaiserreich in eine faktische Militärdiktatur verwandelt, eine ganze Jugendgeneration als bloßes „Menschenmaterial“ verheizt und schließlich die eigene Verantwortung für die Kriegskatastrophe feige an Zivilisten wie Erzberger abgeschoben hatte. Dieser eifrige Vorbeter der „Dolchstoßlegende“ – von einer „im Felde unbesiegten“, an der Heimatfront jedoch verratenen Wehrmacht – berief als Reichspräsident am 30. Januar 1933 einen neuen Kanzler: Adolf Hitler.

1918 der jungen Sowjetunion einen Frieden diktiert hatten, der die Härten des Versailler Vertrages deutlich übertraf.“ (Aly 2011, S. 155)

⁸ Hindenburgs relativ knapper Wahlsieg von 1925 gegen den Zentrumsolitiker Wilhelm Marx ist u.a. auch der Bayrischen Volkspartei und Rechtskatholiken wie Franz von Papen zu verdanken, die anstelle des katholischen Kandidaten der demokratischen Parteien lieber den Kriegsgeneral unterstützten.

II. Plattdeutsche Kriegsdichtung aus Westfalen

Für die katholischen Teile Westfalens dürfen wir preußenkritische und antimilitaristische Mentalitäten noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und später annehmen. Erst um etwa 1900 ist die im Kulturkampf der 1870er Jahre besonders dramatisch hervorgetretene Frontstellung zwischen Kirche und Staat endgültig überwunden; die lange mit mannigfachen Minderwertigkeitskomplexen behaftete katholische Minderheit im Reich versucht jetzt, mit besonderem patriotischen Eifer ihre staatliche bzw. vaterländische Zuverlässigkeit unter Beweis zu stellen.⁹

Einen pfiffigen Text des Münsterischen Mundartautors FERDINAND ZUMBROOK (1817-1890) „aus der Friedenszeit zwischen den antinapoleonischen Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 und dem Deutsch-Dänischen Krieg“¹⁰ von 1864“ charakterisiert Ulrich Weber als „ein nahezu pazifistisches Gedicht“ (Weber 1991, S. 63; Text des Gedichtes: ebd., S. 63f):

De kloke Jann

„Jann!“ sagg Giärd,
 „Du häst doch kin Soldaoten-Hiärt,
 Es de erste Kuegel quamm
 Gaffst du di ant laupen an!“

„Ja!“ sagg Jann, „man liäwt doch nich to lange;
 Du sattst hier gued, haddst nix kin Naud,
 Biätter is't, se sägget Jann is bange,
 Es dat se sägget: Jann is daud!“

KARL WAGENFELD nun, ein gutes halbes Jahrhundert nach ZUMBROOK geboren, weiß als Kind zumindest noch, daß die Münsterländer eine Art „Mußpreußen“ sind – allerdings ohne zu ahnen, daß einst „zur Niederlage >unseres alten Fritz< im benachbarten Münster die Freudenglocken geläutet hatten“ (Wagenfeld 1992, S. 10). Doch in seiner Generation berauscht man sich bereits zum Sedans-Tag „an dem Siegesstolz der Deutschen von 1870/71, zu denen auch unsere Väter gehörten, und an der Größe des neuen Deutschlands – auf der Landkarte“ (ebd.). 1936 hat WAGENFELD dann von sich geschrieben: „So trag ich Soldaten- und Bauernblut“ (ebd., S. 6). Seine literarischen Beiträge zum ersten Weltkrieg stehen für ein anderes Westfalen als das der alten „Mußpreußen“.

⁹ Nach den Reichstagswahlen von 1880 ist es nicht mehr möglich, an der als „bündnisunfähig“ und sogar „reichsfeindlich“ verschrieenen Zentrums-Partei vorbei zu regieren. Als Papst Leo XIII. 1887 bei der endgültigen Beilegung der Konflikte zwischen Staat und Kirche das katholische Zentrum dazu bewegen will, gleichsam als Gegenleistung der Heeresvorlage Bismarcks zuzustimmen, stößt dies in der Partei allerdings noch auf Widerstand (Schatz 2008, S. 112 [der Vorgang wiederholt sich 1893]). Doch in der Folgezeit wird der Katholizismus immer staatstragender (Melchior 1994*). Man hatte die Katholiken in Preußen und im Kaiserreich oft genug als „vaterlandslose Gesellen“ betrachtet, jetzt aber würden sie ihr „Deutschsein“ unter Beweis stellen – und wie. Die antimilitaristischen Traditionen geraten immer mehr in Vergessenheit, und die an sich gerade im Katholizismus enthaltenen Potenzen zu einer Kritik der Religion des Nationalismus kommen letztlich nicht zum Zuge. Vor allem die konservativen katholischen Aristokraten in der Partei stützen zum Entsetzen des bürgerlichen Flügels und vieler Zentrumsanhänger unter den kleinen Leuten die Heerespolitik des Kaiserreiches. 1898 stimmt das Zentrum sogar der Tirpitzschen Flottenvorlage zu; „die nationale Großmacht- und Aufrüstungspolitik wurde von ihm voll mitgetragen“ (Schatz 2008, S. 132; vgl. Lönne 1986, S. 172 und 179f). Die Herausgeberin des katholischen „Sauerländischen Volksblattes“ verpflichtete sich z.B. 1895 gegenüber dem Olper Landrat, „für eine loyale, reichs- und preußenfreundliche Haltung des Blattes Sorge zu tragen“ (G. Becker, in Wermert 2002, S. 566). Im Vorfeld des ersten Weltkrieges scheint auch die innerkirchliche Verunsicherung durch den „Modernismustreiter“ unter Pius X. eine staatskirchliche Haltung im deutschen Katholizismus begünstigt zu haben (Missalla 1968, S. 32).

¹⁰ Vgl. als Mundartzeugnis mit Bezug auf den Deutsch-Dänischen Krieg 1864: daunlots nr. 19*, S. 31-36, 79-85.

1. Sachsenblut und niederdeutsche Art

Bei WAGENFELD geht es freilich schon nicht mehr um einen Frieden zwischen Katholizismus und Preußen, sondern um niederdeutsche und speziell westfälische Stammesart als besonders verdichtete Erscheinungsform des Deutschtums. Man lese zum Verständnis des ideologischen Hintergrunds nur, wie der Hammer Gymnasiallehrer Prof. Hermann Eickhoff (1853–1934) im Wittener Jahrbuch für die Grafschaft Mark 1902 die Westfalen, die nunmehr „unter dem starken Szepter der Hohenzollern als ein kräftiger Bruderstamm der übrigen deutschen Stämme“ vereint sind, im „alten Glanz westfälischen Namens“ wieder „zu Ehren“ gekommen sieht; gerühmt wird das bewaffnete „Heldenvolk der Sachsen“, den Franken weit überlegen (Eickhoff 1902, S. 133, 136, 144f): „Unweit Marsberg im Paderbornischen begegneten sich die beiden Heere. Die Schwerter der Sachsen mähten unter den fränkischen Scharen, und die Bänkelsänger sangen nachher: >Kein Höllenschlund ist groß genug / Zu fassen, was man hier erschlug.< So kriegsgewaltig und den Franken überlegen traten schon im Jahre 915 die Sachsen auf.“ Und es geht um die Rasse: „Das edle Sachsengeschlecht, das in seinen ersten Sprossen so gewaltiges ja übermenschliches zum Ruhm des deutschen Volkes geleistet, verlor leider nur zu rasch seine hohe Stellung, die es sich errungen hatte. Der Grund liegt in dem fremden Blute, das in das sächsische Haus eingedrungen war. [...] Erst Heinrich II. [...], in dem noch rein deutsches Blut floß, vermag das sich auflösende Reich wieder in leidliche Ordnung zu bringen. [...] Unsere deutsche Geschichte würde einen ganz anderen, viel ruhmvolleren Verlauf genommen haben, wenn der starke Sachsenstamm mit einem kräftigen Herrscherhause an der Spitze des Reiches geblieben wäre.“ Als schließlich „östliches Holstein, Lübeck, Mecklenburg und Pommern in einem Zeitraum von 50 Jahren aus einem slavischen Lande in ein deutsches Land verwandelt“ wurden, waren „zahllose Scharen bauerlicher Ansiedler [...] aus unserem Westfalen“ beteiligt. Erbe und Mission der Westfalen sind also gewaltig ...

Ein gutes Jahrzehnt nach diesen Ausführungen kommt – wohl ganz im Sinne Eickhoffs – auch die *Sachsensprache* beim Heldentum ins Spiel. An der inflationären Veröffentlichung von Kriegsschrifttum ab August 1914 haben sich nämlich Vertreter der niederdeutschen Bewegung mit plattdeutschen Beiträgen eifrig beteiligt. Claus Schuppenhauer hat in seinen Arbeiten hartnäckig an dieses Kapitel der Mundartliteratur – und dessen systematische Verdrängung – erinnert (Schuppenhauer 1994*):

„In’n August 1914 kreeg de Welt denn so un so en annern Schick. Up’n Stutz weer’t vörbi mit dat banghaftig-biesterige Fragen, wo dat allens up ruut schull mit den Minschen un sien Welt, welke Weg de rechte sien kunn för tokamen Tieden, in Denken, Dichten un Doon. Nix mehr mit Striet mank de Parteien, sä de Kaiser, nix mehr mit >baven< un >ünnen<, >rechts< oder >links<; nu geht’t üm Volk un Vaderland, üm de Düütschen ehr Recht in de Welt, nu mööt wi all an enen Strang trecken. Door weern se wedder bavenup, de Frünnen vun’t Nedderdüütsche, de Dichters vörnän. Nu bruken se nich mehr bi de Heimaatkunstabewegung ünnerkrupen, nu kunnen se ehren Konservatismus, ehren Gloven an dat >Volk< un ehr Raasch över allens, wat modern weer, vör allermanns Ogen wiesen [...] Eerst, as de Krieg loosgüng, hebbt se grote, överspöönsche Wöör för den Sieg ruutprahl, sünd mit Gift un Gall över de Feenden herfullen un hebbt doorföör de Düütschen to Övermischen upfidummt. Wo Jan un Allemann vun’n Dörpen in’t Feld trecken mössen, wullen sick de Sängers vun >nedderdüütsche Oort< maleef nich lumpen laten. Na jümehr Menen weer doch lang’ al kloor: Nix dögg so goot, dat Vaderland uptohelpen, as disse >nedderdüütscheOort<. Se mööt de Nedderdüütschen man ranlaten; de mit ehren uurolen Gloven un ehr stevige Kraasch, se ward sachts för Düütschland sorgen, för Rauh un gode Ornung binnen un för Ehr un Sieg buten. De Vereensblöod’ wullen reinweg barsten vun dit Slag Gedichten un Geschichten, un de wat up sick holen dään as Dichters,

de smeten foorts een, twee Kriegsböcker up'n Markt, vun Wibbelt bet Tarnow, vun Gorch Fock bet Karl Wagenfeld.“

Die einschlägigen Zeitschriften der Plattdeutschen wie „Quickborn“ oder „De Eekboom“ fördern das hochpolitische Phänomen durch zeitnahe Buchbesprechungen und bieten selbst auch Raum für niederdeutsche Kriegsdichtungen, Soldatenzuschriften oder „deutsch-flämische“ Sprachpolitik (F. Schüppen in: Michelsen/Müns/Römmer 2004, S. 26-31; H. Müns in: Müns 2007, S. 31-37). Die Niederdeutschen, so zeigt der Buchtitel „Belgien und die niederdeutsche Frage“ (Blunck 1915*) an, stützen den deutschen Expansionismus auf ihre Weise.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit ist der überwiegende Teil der kriegssubventionierenden Mundarttexte nicht in eigenständiger Buchform, sondern in plattdeutschen Organen und in regionalen oder lokalen Zeitungen, Heimatblättern, Kalendern, Jahrbüchern, periodischen Feldpost-Drucken usw. erschienen. Deshalb liegt kein zuverlässiger Gesamtüberblick zur plattdeutschen Kriegsdichtung zwischen 1914 und 1918 vor.

Soweit es allerdings die – leichter greifbaren – selbstständigen Veröffentlichungen betrifft, läßt sich anhand der chronologischen Funktionen der vom Institut für niederdeutsche Sprache Bremen betreuten Internetdatenbank zur plattdeutschen Bibliographie (PBuB*) eine ganz gute Übersicht für die Jahre 1914-1918 gewinnen. Unter den vielen norddeutschen Namen ragt besonders Gorch Fock – d.i. JOHANN WILHELM KINAU (1880-1916) – hervor, der sich schon 1914 als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte und 1916 in der Skagerrak-Schlacht sein Leben verlor (seine Wirkungsgeschichte als „Vaterlandsbejager“ reicht dann bis in den zweiten Weltkrieg hinein).

2. Westfälische Mundartbeiträge im Überblick – Zwei Rückmeldungen aus dem Schützengraben

Westfalen ist im Bereich der selbstständigen plattdeutschen Kriegsveröffentlichungen 1914-1918 kräftig vertreten, wobei das Münsterland offenbar eine Führungsrolle einnimmt (PBuB*). In der „Bücherei Westmünsterland“ erscheinen z.B. die Werke „*Mät Hiätt un Hand füört Vaderland – Kriegsgedichte ut Westfaolen*“ (Bocholt 1915) von MARIE FINDEKLEE und „*Bröckskes ut Kriegs- un Friedenstied – Plattdeutsche Gedichte und Erzählungen*“ (Bocholt 1915) von JOHANNES PESCH. Der Küster und Organist BERNHARD HOLTMANN veröffentlicht „*Trü un graut in Naut un Daut – Kriegsgedichte un Geschichten up mönsterlänsk Platt*“ (Lüdinghausen 1915), „*Usse Katrinken – En Vetellselken ut't Mönsterland*“ (Münster 1916) als Heft 5 der Feldpostreihe „Van't Mönsterland in'n Unnerstand“ und „*De Süntejansbröers – Ne Schützenfestgeschichte ut 't Mönsterland*“ (Münster 1918) als Heft 10 der gleichen Feldpostreihe. Außerdem ist HOLTMANN beteiligt am Heft 1 der Reihe „Van't Mönsterland in'n Unnerstand“, das unter dem Titel „*Ein Stück Heimat in't Feld*“ (Münster 1916) erscheint und u.a. „Brefte von Vader Flaßkamp“ enthält. Zumindest einzelne Weltkriegsbezüge weist der Quickborn-Rezension zufolge auch das Buch „*Wat sick 't Duorp vertelt*“ (Bocholt 1916) von AUGUST VOLLMER auf.

Die Beiträge der prominentesten westfälischen Mundartautoren der Zeit – des Dortmunders KARL PRÜMER und der Münsterländer HERMANN WETTE, KARL WAGENFELD, AUGUSTIN WIBBELT – werden wir in den nachfolgenden Kapiteln noch eingehend unter die Lupe nehmen.

Für das Sauerland liegen zwar keine eigenständige plattdeutschen Kriegsbucherscheinungen vor, doch dort gab es u.a. eine von katholischen Geistlichen herausgegebene Feldpostreihe mit sehr zahlreichen Mundartbeiträgen (daunlots 49*). Im Band „*Liäwensläup*“¹¹ der

¹¹ Vgl. Fußnote 4.

sauerländischen Mundartliteraturgeschichte behandle ich außerdem HEINRICH GECKS Gedicht „*Kraigesfackel*“ (1914) in der Mundart von Brilon, einen plattdeutschen Brief des Fabrikbesitzers EDUARD MÜLLER an die Olper Soldaten vom Dezember 1915 und die Mundartlyrik des Kriegsfreiwilligen JOSEPH ANTON HENKE (1892-1917).¹²

JOSEPH ANTON HENKE hat als Frontsoldat seiner Schwester ein hochdeutsches Gedicht „*Wir tauschen mit euch Ärmsten gern*“ (o.T.) gewidmet, in dem es heißt: „Wenn ihr daheim mit unsern Siegen prunkt, / so schau wir weg mit wehem Herzen – / ihr sollt nicht unsre Tat dadraussen schmälern / mit geifervollen Witzblattscherzen!“ (daunlots nr. 42*, S. 28, 122f.) Das alldeutsche Siegesgeschrei, das im dritten Kriegsjahr längst von einem vollständigen Realitätsverlust der sogenannten Heimatfront zeugte, war durchaus nicht im Sinne der meisten Soldaten, denen pausenlos Munition um die Ohren sauste. Doch wie las man im Schützengraben jene „Witzblattscherze“, mit denen auch die plattdeutschen Feldbriefdrucke vollgestopft waren? Man muß durchaus kein Pazifist sein, um über die Inhalte der an die Front geschickten Mundartperiodika den Kopf zu schütteln oder zornig zu werden. Vielmehr drängt sich nach der Lektüre vieler Hefte die Frage auf, warum die Soldaten sich derlei Peinlichkeiten, Geschmacklosigkeiten und Dreistigkeiten überhaupt gefallen ließen. Und beim genauen Hinsehen entdeckt man dann tatsächlich Hinweise dafür, daß die Leserschaft im Schützengraben nicht nur erfreut auf die heimatlichen Zusendungen reagiert hat. AUGUSTIN WIBBELT erhält als plattdeutscher Aufmunterer die Rückmeldung eines Soldaten, das Papier sei zu schade für so viel Blödsinn, und reagiert danach in einer neuen Feldbrief-Ausgabe ganz beleidigt (Wibbelt 2000, S. 131f; →VI.2). KARL WAGENFELD wird von einem Leser eingeladen, zusammen mit den beiden anderen münsterländischen Feldpostautoren BERNHARD HOLTMANN und AUGUSTIN WIBBELT doch an die Front zu kommen und mitzuhelfen, tüchtig dreinzuschlagen. Die unsichere Art, in welcher der Dichter diese Zeilen in seinem Feldbriefprojekt beantwortet, deute ich so, daß er in den Spiegel, der seiner großmäuligen „Hau drauf“-Rhetorik durch diese Zuschrift dargeboten wird, einfach nicht hineinschauen möchte. Die eingesandte plattdeutsche Gedichtstrophe des Soldaten lautet (Wagenfeld 1916a, S. 31):

Kumm nao us in den Unnerstand,
 Breng Holtmann met un auk den Wibbelt,
 Vont Paotersfatt en ollen Klaoren!
 Wi makt Ju faots to Generolen
 Un giwt us dann tohaup op'n Patt
 Un düörskt iähr gründlick wat.

Komm zu uns in den Unterstand,
 Bring Holtmann mit und auch den Wibbelt,
 Vom Pater-Faß einen alten Klaren!
 Wir machen euch sofort zu Generälen
 Und begeben uns dann zusammen auf den Pfad
 Und dreschen [den Feinden] gründlich was.

¹² Vgl. die Einträge zu den genannten Autoren in: Bürger 2010.

3. Ein westfälisches Spezifikum: Die Prophezeiung von der Schlacht am Birkenbaum



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Eine westfälische Spezialität im Bereich der Weltkriegsbilder müssen wir hier vorab behandeln. Der Mundartautor JOSEF PÜTTER aus Balve schreibt über die Erwartungen katholischer Neupreußen im 19. Jahrhundert: „Die Mentalität vieler Sauerländer brachte es mit sich, daß sie immer noch ein großdeutsches Reich einschließlich Österreichs erwarteten. Nach wie vor erhofften sie den >großen Monarchen<, der in der Schlacht am Birkenbaum bei Werl den Fürsten des Nordens besiegen und alte [alle?] Völker in einem Reiche des Friedens vereinigen würde“ (Pütter 2005, S. 180). Schon 1856 wußte GISBERT FREIHERRN VON VINCKE, daß der zugrundeliegenden, jahrhundertealten Volksüberlieferung vom Hellweg ein Platz in seinem Werk „Sagen und Bilder aus Westfalen“ gebührt (Vincke 1857*, S. 491-493). Der Sagenforscher ADALBERT KUHN ergänzte 1859 die alten Prophezeiungsbelege zur „Letzten Schlacht“ durch mannigfache mündliche Mitteilungen aus Westfalen (Kuhn 1859*, S. 204-211). In den „Blättern zur näheren Kunde Westfalens“ für das ehemalige Herzogtum Westfalen setzte man sich 1871/73 ebenfalls wissenschaftlich mit dem Thema auseinander.¹³ 1879 schrieb Jacobi in der „Monatsschrift für Deutsche Beamte“ über die katholischen Neupreußen im Bereich des alten Herzogtums, denen damals im Vergleich zu den Bewohnern der ehemaligen Grafschaft Mark eine viel geringere Anhänglichkeit an das preußische Herrscherhaus nachgesagt wurde: „Tief steckte nun einmal im Fleische des Volkes der ultramontane, und man darf wohl sagen, der österreichische Pfahl. Ging doch durch das Land eine uralte Sage, daß im >Beerbome< (Weißdorn) zu Werl der große Entscheidungskampf zwischen Abendland und Morgenland geschlagen, und der letzte entscheidende Sieg des

¹³ Tücking, Dr.: Die Birkenbäumer Schlacht. Festvortrag in der Festsitzung des historischen Vereins zu Arnsberg. In: Blätter zur näheren Kunde Westfalens Jg. 1871 (Nr. 12), S. 120-128. – Tücking: Miscellen. „Birkenbaum“ als Name einer Grenzschanze zwischen Herzogtum Westfalen und der Grafschaft Mark bei Hemmerde. In: Blätter zur näheren Kunde Westfalens Jg. 1873, S. 129f.

Christenkönigs – er trägt weiße – österreichische? – Kleidung und lahmt auf einem Fuße – über Türken, Kosacken und, (fügte wohl mancher Rechtgläubige im Stillen hinzu), auch sonstige Ketzer erfochten werden würde.“ (zit. Padberg 1982, S. 63) Der kulturkämpferprobte katholische Dichterpriester PETER SÖMER präsentierte die „Sage von der Schlacht am Birkenbaum, in 13 Kapiteln“ auf 40 Seiten seiner erstmals 1892 erschienenen „Hageröschchen aus dem Herzogtum Westfalen“ (Sömer 1909/1992, S. 55-95). SÖMER erweist sich bezogen auf den Gegenstand gleichsam als Spezialforscher und langt bei seiner Quellenrecherche noch hinter die „Abhandlung über die himmlische Erneuerung, von einem Ungenannten, der durch Gesichte erleuchtet wurde. Mit Erlaubnis des Werler Offizialats. Köln 1701“ zurück. Außerdem faßt er nach anderen Quellen die mündlichen Überlieferungstoffe zusammen, dokumentiert sehr ausführlich die Untersuchungen zu einem kollektiven Kriegs-Vorgesicht an seinem Wirkungsort Büderich bei Werl vom 22. Januar 1854, referiert Spekulationen zu Verbindungen mit dem germanischen Mythos (nach der Endschlacht am Weltenbaum führt der Allvater ein goldenes Zeitalter herauf) und bringt zumindest auszugsweise Dichterstimmen (FERDINAND FREILIGRATHS revolutionäre Umdeutung „Am Birkenbaume“ von 1850; JOSEPH PAPES Gedicht „Die westfälische Birke“ aus den Kölnischen Blättern 1863). Vor dem ersten Weltkrieg war die „Birkenbäumer Schlacht“ samt verwandten endzeitlichen Prophezeiungen auch im Bereich der alten Grafschaft Mark verbreitet (Meister 1909, S. 173-175).

Den „Forschungen“ des 19. Jahrhunderts folgten eine ganze Reihe von Büchern zur „Birkenbaum“-Prophezeiung gerade zur Zeit des ersten Weltkrieges, später aber auch ein Titel „Die Schlacht am Birkenbaum“ über die französische Ruhrbesatzung 1923, eine heimatbewegte Sagen-Zusammenstellung von 1927 und eine Veröffentlichung von Wilhelm Brepohl aus dem Jahr 1936 zur Zeit des Nationalsozialismus.¹⁴ Bis heute zeigt man im Internet auf esoterischen oder rechtsradikalen „Wodans“-Seiten ein reges Interesse an diesem Kriegs- und Endzeitmythos.

Ich skizziere hier nur stichwortartig einige Grundelemente des Legendenkreises um die Schlacht am Birkenbaum. Gemäß der ältesten Schicht geht eine Zeit des religiösen Niedergangs bzw. der Gottlosigkeit dem Völkerkrieg voraus (z.T. werden aber auch ein Streben des Volkes nach Unabhängigkeit von König und Obrigkeit, eine Bedrohung des katholischen Glaubens, Frauen in Männerkleidung und sogar technologische Errungenschaften wie Elektrizität oder Automobilität „geweissagt“). Es handelt sich – in Verbindung mit den apokalyptischen Bildern des Neuen Testaments – um eine endzeitliche Völkerschlacht, bei der die Oberherrschaft über den ganzen Erdkreis entschieden wird. Die siegende Heilsgestalt ist ein Kaiser in weißem Kleid mit einem Kreuz auf der Brust, der vor der Schlacht die Messe feiert oder mit ausgebreiteten Armen vor dem Kreuz betet; nach dem Ende des unvorstellbaren Blutvergießens läßt er das „Te Deum“ singen und verkündet der Welt eine neue, bessere Zeit des Friedens. Als Kontrahenten werden die Völker des Nordens und des Südens oder Abend- und Morgenland genannt.

¹⁴ *Oskar Schwebel*: Tod und ewiges Leben. Minden i. W.: Verlag J.C.C. Bruns 1887, S. 347-380 [Kap. XII: Die letzte der Schlachten]. – *Ernst Moriz Kronfeld*: Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben. München: Hugo Schmidt Verlag 1915, S. 125ff. – *Stephan Steinlein*: Über die Herkunft der Sage und Prophezeiung von der letzten WELTSchlacht am Birkenbaum in Westfalen mit Erläuterungen zur deutschen Kaisersage und heutigen Weissagung. Leipzig: Verlag Wilhelm Heims 1915. – *Friedrich Zurbonsen*: Die Völkerschlacht der Zukunft am Birkenbaum. Köln: Verlag von J. P. Bachem 1916. – *Dr. F. Rohr*: Die Prophezeiung von der Entscheidungsschlacht des europäischen Krieges am Birkenbaum. Bocholt: J. & A. Temming 1917. – *K. am Hellweg* [Pseudonym]: Die Schlacht am Birkenbaum. Dortmund: HeimatVerlag 1925. [Über die französische Ruhrbesatzung 1923] – *Franz Lotze*: Sagen der Haar und Börde. Werl 1927. [mehrere Texte zur Schlacht am Birkenbaum; auch im Internet] – *Wilhelm Brepohl*: Vom Ende der Tage, Sinn und Geschichte der Schlacht am Birkenbaum. Essen: Walter Barneisters Nationalverlag 1936. – All diese Titel habe ich selbst nicht eingesehen. Weitere, sonst nicht verifizierbare Titelangaben aus esoterischen und rechten Internetseiten habe ich fortgelassen.

Da man den sagenumwobenen „weißen Kaiser“ schon seit dem 19. Jahrhundert auch als Österreicher identifizieren konnte, ist es verständlich, daß besonders in katholischen Kreisen die „Schlacht am Birkenbaum“ nach Beginn des ersten Weltkrieges erneute Anhänger fand (das Bündnis mit Österreich betrachtete man mitunter wie eine Erfüllung der großdeutschen Reichsidee). Der Stoff erfreute sich ab 1914 großer Beliebtheit und wurde auch von Dichtern freudig wieder aufgegriffen.¹⁵ Dies ist nun namentlich bei KARL WAGENFELD der Fall (→V), der den Kaiser mit schwarzem – statt goldenem – Kreuz auf weißem Grund allerdings wohl eher als deutschen Kaiser deutet. Im „Münsterischen Anzeiger“ Nr. 975 vom 12.12.1914 veröffentlicht WAGENFELD sein plattdeutsches Gedicht „*De Slacht an’n Biärkenbaum*“¹⁶ (auch in: Wagenfeld 1914a, S. 43f), das die skizzierten Grundelemente der Sage aufgreift und mit einem >Deutschwerden der Welt< am Birkenbaum schließt. Für 1914 verzeichnet eine bibliographische Zusammenstellung (Festgabe Wagenfeld 1939, S. 43) ebenfalls folgenden, von mir nicht eingesehenen Beitrag des Dichters: „Die Völkerschlacht am Birkenbaum. Aufsatz zur Zeit. >Deutschland<, Essen.“ Der erste Teil von WAGENFELDS im Kriegsjahr 1916 veröffentlichter Versdichtung „*De Antichrist*“ basiert ganz wesentlich, soweit es das irdische Geschehen betrifft, auf dem westfälischen Birkenbaum-Mythos. Der Autor beleuchtet sonst im Rahmen seiner sachbezogenen volkskundlichen Forschungen „Aberglauben“ und auch speziell „Kriegsaberglauben“ auf kritische, aufgeklärte Weise. Doch in seinen kriegspropagandistischen und religiösen Dichtungen hat sich der endzeitlich gefärbte Kriegskomplex der Sage vom Birkenbaum kräftig ausgewirkt. Die ganze Konstruktion eines irdisch-himmlichen Kriegsgefüges sowie speziell WAGENFELDS häretische Anschauung, daß Deutschland – stellvertretend für Gott – Vollstrecker eines Weltgerichts sei, sind in diesen Zusammenhang zu stellen.

Aber auch beim Protestanten HERMANN WETTE (→IV) finden wir das – übrigens sehr >katholisch< wirkende – Mundartpropagandagedicht „*De Wind as Krigsberichter*“ (Wette 1914, S. 23-28), das mit einer apokalyptischen Schlacht am Hellweg einsetzt und dann bei einem >deutschen Petrus<¹⁷ im Himmel landet, für den es wiederum bei WAGENFELD und WIBBELT Textparallelen gibt.

¹⁵ Als Frontsoldat schrieb z.B. auch der Sauerländer Joseph Anton Henke ein Gedicht „*Die Birkenbäumer Schlacht*“, das den Sieg des „Lichtheeres“ beschwört: „Jeder Krieg, den Deutsche führen / kennt die Birkenbäumer / Schlacht, wenn wir alten Schwüren / treu, uns selber treu stets bleiben.“ (daunlots nr. 42*, S. 114f.)

¹⁶ Vgl. Festgabe Wagenfeld 1939, S. 43; dieser Quelle zufolge ist im „Münsterischen Anzeiger“ Nr. 82 vom 31.1.1915 auch eine französische Übersetzung des Gedichtes erschienen (ebd., S. 44 [„La bataille près du bouleau“, aus Lothringen]). Weitere Manuskripthinweise in: Findliste Nachlaß Wagenfeld 2011* (Suchstichworte: „Birkenbaum“, „Biä[r]kenbaum“).

¹⁷ Auf die Gestalt eines „Deutschen Petrus“ an der Himmelspforte stößt man im Rahmen der deutsch-christlichen Kriegspropaganda gleichermaßen bei Wette, Wagenfeld und Wibbelt, worauf ich an den jeweiligen Stellen nicht jedesmal erneut aufmerksam machen werde (Wette 1914, S. 23-28 [Gedicht „*De Wind as Krigsberichter*“]; Wagenfeld 1914a, S. 37-39 [Gedicht „*An de Hiemmelspaot*“]; Wagenfeld 1917b, S. 3-23 [„*Jans Baunenkamp’s Höllenfahrt*“]; Wibbelt 1956, S. 324-329 [Kapitel „*Sünste Klaos*“ im plattdeutschen Kriegsroman von 1918]). Ebenso teilen alle drei Dichter eine Vorliebe für den deutschen (!) Kriegs-Erzengel Sankt Michael. Nur bei Karl Prümer fehlt die katholische Vorstellung von „deutschem“ oder deutschfreundlichem Hilfspersonal im Himmel, die man übrigens keineswegs als harmlosen Schauplatz eines „plattdeutschen Humors“ mißverstehen darf.

III. Karl Prümers „Hacketau“-Propaganda



Zu den namhaften westfälischen Autoren, die sich zwischen 1914 und 1918 mit plattdeutscher Kriegsdichtung befaßt haben, zählt der Dortmunder Pfarrerssohn, Buchhändler, Verleger, Versicherungsagent und Schriftsteller KARL PRÜMER (1846-1933). Zu seinen erfolglosen Zeitungsgründungen gehören ein kleines Dortmunder Blättchen mit dem Titel „*Der Fortschritt*“ (eingestellt 1878) und die 1890 nach nur vier Jahren eingestellte freisinnige „*Neue Westfälische Zeitung*“. Aus der Zeit der verlegerischen Tätigkeit stammt auch eine Veröffentlichung „*Die Ausbeutung der Arbeiter und die Ursachen ihrer Verarmung. Ein Beitrag zur sozialen Frage*“ (1886). PRÜMER war Mitglied und Ehrenmitglied der 1855 gegründeten Freimaurerloge „Zur alten Linde“¹⁸, der „viele Mitglieder des Dortmunder Großbürgertums angehörten“ und die 1915-1921 vom Volkskundler Paul Sartori geleitet worden ist (Wikipedia.org). Man wird ihn wohl am ehesten als Nationalliberalen mit „sozialen Ambitionen“ einordnen müssen.¹⁹

PRÜMER hat sich sehr auf dem Gebiet der „westfälischen Volkskunde“ und durch heimatbewegte Beiträge zum westfälischen Regionalbewußtsein hervorgetan. Er ist Ende des 19. Jhs. und auch im frühen 20. Jhs. der bedeutsamste Vertreter einer neuniederdeutschen Mundartliteratur im Bereich der alten Grafschaft Mark.²⁰ Zu seinen Veröffentlichungen aus den 1880er Jahren gehört auch die 14-seitige Sammlung „*Hacketauerlieder in Hoch und Platt. Gedichtet von einem Landstürmer*“ (Dortmund 1886), die ich für die nachfolgende Darstellung nicht berücksichtigt habe. Der Titel verweist mit dem – wirkungsgeschichtlich im

¹⁸ „In der Alten Linde sammelte sich ein großer Teil des gemäßigt fortschrittlichen, später des nationalliberalen Bürgertums.“ (<http://www.freimaurerei.de/1430.0.html>)

¹⁹ Im Spektrum angeblich fortschrittlicher Freisinniger bewegte sich auch ein Friedrich Naumann, der entschieden für kolonialistische Ausbeutung ferner Länder und eine Art „nationalen Sozialismus“ eintrat (Aly 2011, S. 136-143): Naumann erwartete, wie er in seinem 1897 ausgearbeiteten „National-sozialen Katechismus“ schreibt, noch sehr große Kriege, wünschte eine offensive – militärische – „Ausdehnung deutscher Wirtschaftskraft“ und machte in diesem Zusammenhang besonders auf die ökonomische Rivalität zwischen England und Deutschland aufmerksam. Solche Anschauungen passen sehr gut zu Prümers ökonomischem Blickwinkel im Werk „Pipenbrink im Schützengraben und te Hus“ (1916).

²⁰ Seine Heimatstadt, die Freie Reichsstadt Dortmund, ist freilich nie Teil der alten Grafschaft gewesen.

rechten Militarismus bis ins 20. Jh. hinein bedeutsamen – Ruf „Hacke tau!“ („Schlag zu!“) auf die Zeit der Freiheitskriege.²¹

1. „Junge, wann du wost, dann komm!“ (1915)

Schon 1915 legt PRÜMER unter dem Autorenkürzel „K.P.“ ein „Plattdeutsches Kriegslied“ mit 14 Strophen als 7-seitigen Druck vor (Prümer 1915), das „Unsern tapfern Kriegern gewidmet“ ist. Der auch im Untertitel auftauchende Refrain besteht aus einem Herausforderungsruf an die als Angreifer vorgestellten Feinde, könnte aber in einigen Strophen auch als Rekrutierungspare verstanden werden: „Junge, wann du wost, Junge, wann du wost, / Junge, wann du wost, dann komm!“ Der Text, den ich als „plattdeutsches Kriegertrinklied“ charakterisieren möchte, stellt die stattliche Reihe der feindlichen Mächte vor („Se wilt us ale, ale dran“). Im Einzelnen sind dies die „Russenlummels“, der breitmäulige und lügnerische „Brite“ (der „Vülfraß van de Themsestrand“), der „Franzmann“ (ein „Puterhahn“), das „Belgiervolk“ und das „ganze Franktiörenpack“, die „geelen Japsen“ (die sich das von Deutschland kontrollierte Tsingtau „in de Tasch“ gesteckt haben), die „Serben un de Hammelkopp“ und schließlich „dat ganze Örgeldreier-Pack“ („De Yanki, öwer’n groten Diek ... / Füllt sik bim Krieg den Geldsack glik“). Doch sie alle sind schief gewickelt im irrigen Glauben, sich das Fell „vam stärksten Löwen op de Welt“ verteilen zu können. In jedem einzelnen Fall gibt es große nationale Gegenmittel (Hindenburg, Unterseeboot, Zeppelin-Einsatz), und der plattdeutsche Krieger tut das Seinige dazu („Wams verkloppen“, „anner Lied singen“, „Dann haut wi en de Huckle vull“, „Fell kratzen“, „vör den Buk“ rennen). Der Feind „mäkt sik glik de Bückse fucht“. Der deutsche Sieg ist sicher und sorgt schon jetzt für Vergnüglichkeit: „Wi sind nu eenmol so gestellt: / De dütsche Kraft de hält de Welt.“ Im Ausblick vorweggenommen wird die glückliche Heimkehr des Landwehrmanns, den im Vaterland die „leiwe Frau“ gleich bei der Hand nimmt. Mehr muß man über dieses Stückchen aus der untersten Schublade eigentlich nicht sagen. Der Text, den mir die KOMMISSION FÜR MUNDART- UND NAMENFORSCHUNG WESTFALENS zur Verfügung gestellt hat, ist nicht ganz leicht greifbar und sei deshalb hier ungekürzt wiedergegeben:

Plattdeutsches Kriegslied.

Junge, wann du wost, dann komm.

Von R. P.

De Russenlummels treckt heran,
Junge, wann du wost, dann komm!
Se wilt us ale, ale dran,
Junge, wann du wost, dann komm!
De Brite, mit dem breeten Mul,
De is im Leigen gar nich ful.
Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
Junge, wann du wost, dann komm!

De Franzmann is ’n Puterhahn,
Junge, wann du wost, dann komm!
He kollert, wat he kollern kann,
Junge, wann du wost, dann komm!
He will us jagen öwer’n Rhin

²¹ Der Schlachtruf „Hacke Tau – Et geit fort Vaterland“ soll auf die Schlacht bei Großbeeren (1813) zurückgehen; noch 1919 wurde in Recklinghausen ein rechtes Freikorps „Hacketau“ gegründet (Wikipedia.org).

Un süht sik selwst all in Berlin.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

Dat Belgiervolk glik rückwärts hoppt,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Wi het em glik dat Wams verkloppt,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Dat ganze Franktirörenpack
 Dat staken wi glik in 'n Sack.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

De geelen Japsen steckt sik rasch,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Dat ganz Tsingtau in de Tasch,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Ja, wacht, du Deif, et kömmt de Tid,
 Do singt wi di 'n anner Lied.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

De Serben un de Hammelkopp,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 De krigt van ussem Frönd wat drop,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Un sind wi dran, dann geht't as dull,
 Dann haut wi en de Huckle vull.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

Se härren sik all dat Fell verdelt,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Vam stärksten Löwen op de Welt,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 De Vülfraß van de Themsestrand
 Wollt fettste Stück vam dütschen Land.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

De Hindenburg mok boll' 'ne Fust,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Un het de Russen ördentlik lust,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Dem Nikolai, dem juckt' dat Fell,
 Drüm kraßten wi't em op de Stell.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

De Inglischmän de prolt' as dull,
 Junge, wann du wost, dann komm,
 Nu het he all de Nase vull,
 Junge, wann du wost, dann komm!

Dat Unnerseebot röpt em: duk!
 Un rennt em midden vör den Buk.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

Un Zeppelin legt em en Ei,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Do schreit de Brite: weih o weih.
 Junge, wann du wost, dann komm!
 He schennt un brüllt: *goddäm*, verflucht
 Un mäkt sik gliiek de Bückse fucht.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

Un Ruß un Brit un Franzman stellt,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Sik frech an'n Dardanellen-Belt,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Doch holt wi trü bim Türken Wacht
 Un het se op de Lappen bracht.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

Nu kömmt ok noch vül Hack un Mack,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Dat ganze Örgeldreier-Pack,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Wi het de Sorte längst all dick
 Un makt dotau de Schlachtmusik.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

De Yanki, öwer'n groten Diek,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Füllt sik bim Krieg den Geldsack glik,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Wann wi en stört, bim Konterband,
 Brummt he, doch schrift wi em in't Land:
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

So holt wi den Janhagel us,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Vam Lif un singt vergneigt tom Schluß:
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Wi sind nu eenmol so gestellt:
 De dütsche Kraft de hält de Welt.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

Un kömmt de Landwehrmann no Hus,
 Junge, wann du wost, dann komm!
 Treckt he nich meh de Sterne krus,

Junge, wann du wost, dann komm!
 Dann nimmt em ok im Vaderland
 De leiwe Frau glik bi de Hand.
 Junge, wann du wost, Junge wann du wost,
 Junge, wann du wost, dann komm!

2. „Pipenbrink im Schützengrawen un te Hus“ (1916)

Viel bedeutsamer in mundartliteraturgeschichtlicher Hinsicht ist PRÜMERS Prosaband *„Pipenbrink im Schützengrawen un te Hus“*, der 1916 beim Leipziger Verleger Otto Lenz erscheint. Diese Unterhaltungslektüre mit stark vereinfachter plattdeutscher Schreibweise richtet sich an „de Märkers, ok de Sur- un Mönsterlänners un ale Plattdutschen van hier bis an de Waterkante“ (Prümer 1916, S. 1). Die vielen Worterklärungen und „hochdeutschen Angleichungen“ lassen allerdings den Verdacht aufkommen, daß auch ein Publikum mit geringen plattdeutschen Kenntnissen erreicht werden soll. Erzählt wird die Geschichte des unverwüstlich heiteren Lebenskünstlers Pipenbrink aus dem Amt Enneperstraße: sein Werdegang von Schultagen an bis hin zur Mobilisierung vom August 1914 (Kapitel 1), sein Frontsoldateneinsatz beim Angriffsfeldzug durch Belgien (Kapitel 2) und im Grabenkrieg gegen die Franzosen (Kapitel 3-6), seine Zeit als Verwundeter in Frankreich (Kapitel 7) und sein Heimaturlaub im Rahmen der Begleitung eines Kriegsgefangenen transportes nach Deutschland (Kapitel 8).

Eigentlich heißt Pipenbrink nach Kirchenbuch und Standesamtsregister Fritz Brinkmann, wie schon sein Vater. Aber wegen seines vielen Pfeifenrauchens nennt man ihn überall nur Pipenbrink. Schon kurz nach der Einschulung hat er mit getrockneten Runkelrübenblättern in einer Zweipfennigs-Tonpfeife eine der Lieblingsbeschäftigungen seines Lebens entdeckt. Der Schuljunge ist mit allen Wassern gewaschen und zu jedem Streich aufgelegt. Ein Katzenfell in der Hose schützt ihn vor der Rute des Lehrers. Kein Krähenneß auf der „Hesterhart“ nahe Haspe ist vor ihm sicher. Nach dem Schulabgang schlägt die Mutter vor, daß Pipenbrink erst einmal zum Geldverdienen in die Fabrik geht, doch dieser will – wie sein schon früh verstorbener Vater – das ehrliche Ennepersträßer Handwerk des Sensenschmiedes lernen.²² Der Junge frißt der Mutter die Haare vom Kopf, wird ein kräftiger Kerl und ein tüchtiger Sensenschmied. Bei der Musterung singt er mit den anderen Ennepersträßer Rekruten „Was ist des Deutschen Vaterland?“, und dann erweist er sich in der Garnison von Wesel als sehr tauglicher Soldat, beliebt in der Truppe. Mutter Brinckmann und Minken Wurms, eine Schulfreundin, sorgen für die nötigen Trostpakete (Tabak, Schnaps, Mettwürste). Nach Ende der Dienstzeit schlüpft Pipenbrink zum Reservistenabschied in die Rolle des Generals und verkündet: „Wenn das Vaterland ruft, so eilt schleunigst zu den Fahnen!“ Alle Kameraden singen: „Wir waren Soldaten und waren’s auch gerne ...“ In den Hütten- und Hammerwerken der Enneperstraße wird nun ohne Müßiggang das „Evangelium der Arbeit“ gepredigt. Pipenbrink raucht Pfeife, geht sonntags mit seiner Minken spazieren und ist ein glücklicher Mensch. Aber schon bald darauf werden Millionen Seelen von der Frage bewegt: „Gift et Krieg oder nich?“ Pipenbrink will deshalb unverzüglich heiraten, der hochdeutsch sprechende Standesbeamte²³ verlangt jedoch Geburtsurkunden und will erst einen vierwöchigen Aushang

²² Die „Enneperstraße“ (Gebietsbezeichnung) war schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ein Zentrum des vorindustriellen Eisengewerbes; die Herstellung von Qualitäts-Sensen bildete einen besonderen Schwerpunkt. Im 19. Jahrhundert übernahmen vor allem sauerländische Sensenhändler aus dem Raum Winterberg den Vertrieb der Produkte in weit entfernte Gegenden (Höher 1985).

²³ Die Szene erinnert sehr stark an eine Passage aus „Hiärmen Slaumayers Liäwensläup“ von Franz Ostenkötter (vgl. daunlots 19*, S. 43f). Auf die Frage des Standesbeamten, was denn seiner Meinung nach zum Heiraten gehört, antwortet Pipenbrink: „As ik nich anners weet: ’ne Brut, ’n gut Berre, ’ne Schiwenpanne, ’ne Koffee-kanne un Köppkes un de annere hültenen un issernen Brocken.“ (Prümer 1906, S. 12)

machen (ebd., S. 11). Die Hochzeit feiert Pipenbrink trotzdem – ganz freisinnig – noch am gleichen Abend; die Mutter sorgt allerdings dafür, daß die amtlichen Formalitäten und auch der Segen des Pastors nachgeholt werden.

Die Menschen wünschen sich in diesen Tagen ob der Ungewißheit klare Verhältnisse. Am Ende jubelt man, weil es mit dem Krieg klappt: „Un et kam tom klappen. Wat wor 'n Jubel im ganzen dütschen Rik, as et endlik, anfangs August, hedde: Mobil! >Nu pack faste an, grade dör, hau drop!< reip eener dem annern tau.“ (ebd., S. 13) Aus allen Himmelsrichtungen kommen nun die „grisen Gaitlinge“ (grauen Singdrosseln = Soldaten) und fahren mit hundertfachem „Hurrah!“ gen Westen. Pipenbrink ist mit Brantwein, Tabak und Ersatzpfeife gut versorgt. Er weiß, daß man sich jetzt wieder in der „Tid vam ollen Fritz“ befindet, und hat auch von seiner Möhne eine diesbezügliche Ermahnung erhalten: „Dat will ik Di seggen, Junge, wann ik hören mot, dat Du di schlecht wehrt un op de Franzosen un Englänners nich hauen hest, dat de Wulle dovan flog, dann brukst Du mi nich wier in de Hütte te kommen.“ (ebd., S. 14) An der Kriegsfront wird Pipenbrink auch einen unverbrüchlichen Kameraden aus der eigenen Heimat an seiner Seite haben, nämlich Kaspar Korte, mit dem er seit Jugendtagen befreundet ist.

Englische Seeräuber und Sklavenhändler, oder: Wer trägt die Schuld am Krieg?

Erstaunlich sind die Kriegsgründe, die PRÜMER in seiner Erzählung geltend gemacht. Für die Zeit noch vor der Mobilisierung schreibt er zur Stimmungslage (ebd., S. 10):

„... gift et Krieg oder nich? De Eenen säggen nee un meinden: 'n Krieg bi sovül Suldoten un Waffen wör doch dat größte Verbreeken, wat bis hütigen Dages in de Weltgeschichte vörkommen wör, un tweedusend Johr no Christi Geburt könn doch sowat nich meh gescheihn. Un de Annern dogiegen meinden: Wat geht de Englänners Christi Geburt an, de holt et mit Mause un de Profeeten²⁴, un den Kerls kömmt et op een grotet Verbreeken mehr oder weniger nich an. Se het all öwer genog dovan im Hauptbok van de Weltgeschichte stohn, un me soll doch meinen: dat Weltgericht kloppde nu bolle an ehre Banken un Hannelshüser, süß gäf et öwerhaupt keent. As Seeräubers un Sklavenhännlers sind de Englänners anfangen, un för Geld verkloppt se ehre ewige Seeligkeit. Un den Kerls könn wi nich anners dat grote Mul stoppen as mit 'n Gewehrkolwen. Un deshalb gift et ok Krieg, un wann de Dütschen ok nich doför sind – se möt.“

Vom Attentat auf den österreichischen Thronfolger oder der beschworenen Bündnistreue mit Österreich ist hier keine Rede. Schuld am Krieg, der angesichts der christlichen Zivilisation und der bestehenden Hochrüstung eigentlich gar nicht denkbar ist und von Deutschland auch nicht gewollt wird, sind die Engländer. Die haben als Seeräuber und Sklavenhändler angefangen, stehen für Profitsucht, Handel und Banken („Moses und die Propheten“) und scheren sich nicht um das Christentum. Auf ein großes Verbrechen mehr oder weniger kommt es ihnen nicht an.

Daß der moderne Krieg eigentlich nur noch ein teuflisches Gemetzel ist, macht Pipenbrinks Freund Kaspar auch in einem Gespräch an der Front geltend: „Nu verstoh ik et. Ower wann me dat Ding bi Lecht besüht, is et keen Krieg meh, keene Schlacht, et is 'ne Schlächterigge,

²⁴ „Moses und die Propheten“ ist eine feststehende, auch von Karl Marx benutzte Wendung für „Geld“ (bzw. Ausrichtung auf Kapitalakkumulation). In der 14. Auflage des „Brockhaus“ (1894-1896) liest man dazu: „*Moos*, eine aus dem Judendeutsch (Plural vom hebr. *meo*, Stein, Pfennig) entlehnte Bezeichnung für Geld; Moses und die Propheten haben, soviel wie Geld haben, Redensart nach Luk. 16,29, womit die Redensart >M. haben<, für >Geld haben< scherzhaft verquickt wurde.“ Im Lukas-Evangelium bezieht sich die Wendung freilich auf eine im Einklang mit der Thora stehende, solidarische und deshalb gottwohlgefällige Ökonomie, in welcher für alle genug da ist. – Da Prümer im gleichen Satz den Engländern ein Interesse an „Christi Geburt“ abspricht, ist eine judenfeindliche Zielrichtung (Juden als Verkörperung des Profitstrebens) hier immerhin denkbar.

'n Düwelstüg.“ (ebd., S. 32) Pipenbrinks Antwort darauf verweist wieder auf die Engländer als Übeltäter (ebd., S. 32f):

„Dat segg ik ok, ower wat kann me doran maken? De Feind will us mit Gewolt te Grunne richten un usse Vaderland in Stücke riten, will usse Bergwerke, usse schöne Industrie kaput maken. De gröttsten Spitzbuwen van usse Feinde sind un blit de Englänners. De Donnerkiels möchen wi eegentlik versöpen as de Ratten in de Falle. Dat Untüg het de ganze Welt bestohlen, bedrogen un utsogen. Hunnert Dusende van Menschen het se henschlachtet as Veeh un verhängern loten, damit se ehre Geldbüls vull kreenen. Dat dütsche Volk is vüll te gnädig mit düse Sorte ümgohn. Wann wi nu nich ördentlik drop haut, un wier no alen Richtungen hin Kumplemente makt, blit de dütsche Michel de Stiewelputzer van de Utlänners. Vör us krit dat frümde Volk nich dodör Respekt, dat wi Geschenke brengt, nee blos dodör, dat wi ehn dat Wams ördentlich vull haut. De Englänners, un de Brennnitteln mot me ümmer fast anpacken.“

Die Engländer wollen Deutschland mitsamt Bergwerken und Industrie vernichten. Bei der Ausbeutung der ganzen Welt haben sie schon hundertausende Menschen abgeschlachtet, um ihren Geldbeutel zu füllen. Der „deutsche Michel“ soll aber nicht Stiefelputzer von Ausländern bleiben. Es bleibt nur ein Ausweg: Man muß die Engländer, dieses „fremde Volk“ ohne Respekt vor Deutschland, wie Ratten ersäufen oder wie Ungeziefer bzw. Unkraut („Untüg“, Brennesseln) behandeln.

Beim Angriffskrieg gegen Belgien sind es die Belgier, die keinen Frieden schließen und die Deutschen einfach nicht ungehindert nach Frankreich durchziehen lassen wollen. Umso besser, meint Pipenbrink: „Süh, wann de Belgiers nich willt, behollt wi ales, wat wi kriegen könnt, un se möt 'n Büll lappen. Un, wann se sik mit us verdreegen wollen, möchten wi wier ales herutgiewen, wat wi us in Dage Lohn un Akkord sur verdennt het.“ (ebd., S. 21) Ohne Zweifel ist hier ganz süffisant die Zahlung von „Besatzungskosten“ in Höhe von sechs Milliarden Goldmark angesprochen, die Deutschland nach seinem kriegerischen Überfall von Belgien eingefordert hat.

PRÜMERS Darstellungen laufen ziemlich eindeutig auf einen reinen Wirtschaftskrieg hinaus. Die Feinde, wiederum vorallem die >englischen Geldsäcke und Wollkrämer<, sind Materialisten und Räuber. Für die eigene Seite ist es angesichts leidvoller Kriegserfahrungen desto wichtiger, sich den Kampf für das höchste (!) Ideal auf Erden – *Heimat und Vaterland* – vor Augen zu halten (ebd., S. 56f):

„De Wolken vertrocken sik, un opeenmol lachte wier de Sunne so hell un klor, dat den Suldoten wier nigget Leewen un niggen Mot in't Heert trock, welket so vül Truriget erleewt har un sik doch nich unnerkriegen loten woll. Et wuß wol för wat et schlog. Un darüm sag sik Jeder ümmer wier: Du stridest nich för britische Geldsäcke und Wollkrämers, nich för welsche Ruhm- un Prolsucht, nich för russische un japanische Raubgier. Ächter Di steht din ganzet Glück, ales wat Din Heme, Dine Liwe, din Gott is. Du ower stehst breetbeenig un trotzig dovör, dat Oge fast op 'n Feind gerichtet, de Waffe in de Fust, un ut Dinem Gesicht blitzt 'n düstern Ernst, de drügget: Kommt, kommt men heran, It Feinde van minem Volk un Vaderland. Vör Ink steht Eener, den de Krieg un de Sorge üm de Sinigen tom ganzen Mann makt het, de för dat Höchste, wat et op Eren gifft, dat Schwert treckt un in alen Stürmen för sin Vaderland Wache hält getrü bis an den Daut.“

So hat Pipenbrink sich den Krieg doch nicht vorgestellt

Zu den Eigentümlichkeiten von PRÜMERS Prosa gehört es, daß die Abgründe schon an ziemlich vielen Stellen durchscheinen (was der allgemeinen literarischen Entwicklung des Jahres 1916 entspricht, aber eben für eine „heitere“ plattdeutsche Kriegserzählung doch ungewöhnlich ist). In Belgien erzielen die Deutschen – nicht zuletzt dank Krupps >fleißiger

Berta< und deren 800 Pfund schweren Munitionsladungen – zwar schnell Erfolge, doch es fließt >viel Blut, auch viel deutsches Blut< (ebd., S. 15f). Nach Ende der Gefechte vertraut Pipenbrink seinem Freund aus der Heimat an, daß er nahe daran war, den Verstand zu verlieren (ebd., S. 17f):

„>Kaspar<, sag he to sinem Kamrod, >so hef ik mi doch ’n Krieg nich vörstallt, dat is jo wat Grüliket. As ik tom eersten Mol de Gewehrkuggeln un de Granaten flitschen, brummen un hülen horde un soh, wu de Schrapnells eenen no den annern wegschrappten, as ik dat Menschengebrüll un Geschrei horde, do kloppte mi ower dat Heert lut, un et was mi so spassig in de Bückse, wu sall ick Di dat nu beschriewen?, na, ik will mol seggen, as wann ’n Hohn ’n Ei leggen mot. Un ümmer dach ik: Nu büst Du feddig mit de Welt. Wat söllt se te Hus op di luren! Noheer, as ik mol so midden im Sturm drin wor, do was ik so half im Susa, as wann ik tevül ollen Kloten drunken härr, un doch schot mi noch manks de Gedanke dör’t Hern: paß op, glik kömmt ’ne Granate un rit di ’n Kopp af, un dann is dat Ächterveedel ok nich meh vül wert. Un wann de Kopp af is, dann höt dat Schmöcken van selwst op.<“

Kaspar beichtet seinerseits sogar, daß er am liebsten weggelaufen wäre und nun weinen könnte wie ein Schuljunge (ebd., S. 18):

„Meinst Du, mi wör’t anners gohn? [...] ik har ok de Nase glik voll dovan un wust mi vör Opregunk nich te loten. Fritz, wann ik ehrlich sin sall, mot ik seggen: am leiwsten wör ik teerst dovan lopen. Noheer gonk et beeter. As ik usse Kameroden do liggen soh, hörde se schreien un soh ok, wu se mi dobi so erbärmlik ankeeken, do vergat ik op eenmol ganz mi selwst un kreeg ’n Gift im Liwe un leip herüm, as ’n dullen Ossen un dach an nicks anners as an scheiten, steeken un schlön. Un nu, wo de Schlacht te Enne is, möch ik wol an te hülen fangen, as ’ne Scholjunge, wann ik mi nich scheemen dä.“ (ebd. 18)

Kaspar soll ruhig heulen, wenn ihm danach zumute ist, meint Pipenbrink, aber dann muß die Wut auf den Feind umgesetzt werden: „’n Hagel-Granaten-Gewitter-Donnerkiel sall usse Feinde in de Knochen schlön!“ (ebd., S. 18)

Die Grausamkeit des Mordens ist indessen stets nur auf der Seite des Feindes anzutreffen, während das deutsche Militär lediglich mit gerechten Strafen darauf reagiert (ebd., S. 22f):

„Unnerdes [*während eines Rückzugs der Deutschen nach den ersten siegreichen Schlachten*] wören de belgischen un französischen Franktirörs öwer usse armen Suldoten herfallen un harren se tropwise mordet, verstümmelt, de Ogen utstuoken un ok süß noch pinigt, ower doför harren se ehre Strofe kriegen: hunnerte harren ehr Graf selwst grawen mocht, woren dalknallt un inscharrt, ehre Hüser gongen in Flammen op.“

PRÜMER hat also keine Scheu, Kriegsverbrechen der eigenen Seite als etwas „Gerechtes“ darzustellen: Die Deutschen lassen hier als Vergeltung hunderte Feinde das eigene Grab schaufeln, schießen sie dann vor dem Einscharren nieder und brennen auch deren Häuser ab. Im weiteren Verlauf gibt es nach erfolgreicher Abwehr eines französischen Angriffs auf den deutschen Schützengraben wieder eine große Todesernte in den eigenen Reihen: „Un as usse Suldoten Musterung hollen, soh et trurig genug ut. Do fehlten Vüle un laggen op ’n Felle – still, schurig still. Un de Daut schlog mit sinen knökernen Armen de Trummel un reip de Schlöper to sinem Apell.“ (ebd., S. 46)

Auch die Traumatisierung von Kriegsteilnehmern kommt in drei kurzen Mitteilungen zur Sprache. Noch im Schlaf rufen die Soldaten, als wären sie auf dem Schlachtfeld: „Nu men drop, steek se eenen. Scheit, Kerl scheit. So, de het genug. Paß op, de Granate kömmt, schmiet di op de Ere.“ (ebd., S. 19) Ins Lazarett wird ein Soldat eingewiesen, „de lachte un hülde teglik un har den Verstand verloren“ (ebd., S. 75). Einige Soldaten, so erzählt Pipen-

brink später auch der Mutter, werden im Schützengraben wahnsinnig, sind dann zeitweilig nicht mehr dienstfähig oder können dauerhaft nicht mehr an die Front (ebd., S. 104f).

Das Thema „Giftgas“ wird von PRÜMER geschickt umgangen (ebd., S. 34). Die Franzosen werfen zwar Gasröhren-Bomben in Pipenbrinks Schützengraben, doch diese sind durchweg Blindgänger. Die deutschen Soldaten machen sich einen Spaß daraus, trotzdem jedesmal laut „O kell mallör!“ zu schreien.

An der Front kommt es zu einer endlosen Regenperiode, so als ob der Wind ferne Muttertränen über die vielen Toten mitgebracht hätte. Man hat dem Kaiser >Treue zu Wasser und zu Lande< geschworen, aber von Schlamm war bei der Soldatenvereidigung doch nicht die Rede gewesen (ebd., S. 52f):

„>So 'n Schlamm is ok mehr för Mudd-Karpen un Schliken as för Menschen, wann't nich grade Teigelbäckers [Ziegelbäcker] sind. [...] Ik hef ussen Kaiser Trüe schworen te Water un te Lanne, ower Gottverdori nich in de Muöder.< Ower de grisen un schwatten Wolken [...] kümmern sik nich vül üm de Suldoten un deelten frihännig un ohne Anseihn, mit glikem Moote, Dütschen un Franzosen, ehre natten Gawen ut. Villichte hülten se ok öwer all dat junge Blot, wat hier vergoten was, oder sollen et Modertränen sin, de de Wind opfangen har un de Wolken dalgoten op leiwe, betrurde eensame Schlöper, as leßden Seegen ut de Heeme?“

Hochdeutscher Staatsanwalt und plattdeutscher Sensenschmied

Das Militär erscheint bei PRÜMER als ein Begegnungsraum über Klassengrenzen hinweg. Beim Ausheben des Schützengrabens stellt sich ein Soldat sehr unbeholfen an. Nach einem entsprechenden Kommentar von Pipenbrink entspinnt sich ein plattdeutsch-hochdeutscher Dialog (ebd., S. 26f):

„Kamerod, nimm't mi nich öwel, ower Du stellst Di doch so stif bim grawen an as 'n hülten Schockelpeerd.“

Do lachte de Annere so vörnehm lichteweg un sag: „Es ist mir eine total ungewohnte Arbeit, die ich verrichten muß.“

„Het Di dann Dine Moder nich de Schüppe in de Hand gaft, hest Du keene Rabatten ümgrawen un Grotebohnen puoten lehrt?“

„Nein, lieber Freund, ich bin auf anderen Wegen durch's Leben gegangen.“

„So, hest Du villichte dat Schnidern lehrt un, anplaf van 'ne Schüppe, 'n Büggelissen in de Hand hat?“

Do lachte de Kamerod hellop un sag: „Auch das nicht, aber ich saß zumeist hinter den Büchern.“

„Ja, tom Donnerkiel, Kerl, wat büst Du dann eegentlik för'n Trabant, büst Du gar nicks?“

„Doch etwas, ich bin im Zivilleben Staatsanwalt.“

„So, nu kann ik begripen, dat Du Di bim grawen anstellst as 'n Holschen, un Di bolle dobi de Nase vam Kopp stötst. Dat glöf ik wol. Dann kannst Du ok beeter eenen in't Luok bringen as 'n Luok maken.“

Do moch de Her Stootsanwalt doch heertlik lachen, un dat Grawen gonk em mit de Tid all lichter van de Hand, nodem em Pipenbrink mol ennige Handgriep wisen har. Ower Blosen har he doch dobi in de Hand kriegen, un de brannten em as Füler.“

Später kommt es beim Ausheben des Schützengrabens noch einmal zum Gespräch zwischen dem Staatsanwalt und Pipenbrink (ebd., S. 35f):

„Sagen Sie mal, Kamerad Pipenbrink“, fong sin Nober, de Stootsanwalt, an, „das weiß der Kuckuck, eben habe ich gegraben, bin ich gleich so steif, daß ich mich kaum aufrichten

kann, so kreuzlahm wie eine alte Mähre, die im Hagelwetter auf der Landstraße steht und alles über sich ergehen läßt. Woher kommt das nur?“

„Dat weet ik ganz genau“, gaf Pipenbrink te Antwort, „It Herenkerls het noch keenen Rüggenstrang, blos ’n Haken, wo dat Ächterdeel dran hanget. Im öwrigen is ales Gewunnheit, un dat har de Ool ok sagt, do trecken se em dat Fell öwer de Ohren. Ower een Gudet het de Sake doch: It Herens kriget dobi ok mehr Respekt vör de Dagelöhners.“

„Mag sein, aber andererseits würden die Handarbeiter vielleicht ebenso stöhnen, sollten sie auf einmal geistige Arbeit verrichten, die sie gemeiniglich zu unterschätzen pflegen. Sei nur ein Jeder eingedenk seiner Pflicht und achte und ehre jede rechtschaffene Arbeit.“

„Dat mein ik ok, dat lo ik gellen. Nu spigg in de Hanne, Stootsanwalt, un fang wier an te grawen. Mit ’m küren krit wi nicks gedohn.“

Der Krieg ist also eine Schule für die ganze Gesellschaft bzw. Nation, indem er Geistesarbeitern und Handarbeitern den gegenseitigen Respekt lehrt.

Männerfreundschaft und Eisernes Kreuz

Nach einem Gefecht ist das ganze Schlachtfeld zwischen den feindlichen Schützengraben mit Toten und auch einigen Verwundeten übersät. Pipenbrink vermißt seinen Freund Kaspar und bittet den Hauptmann inständig, diesen suchen zu dürfen. Für dieses „Samariterwerk“ erhält er die Erlaubnis: „Sie sind ja des Teufels, Kerl, scheinen mir aber das Herz auf dem rechten Fleck zu haben, um so mehr würde ich bedauern, wenn die Sache schief ginge“ (ebd., S. 48). Unter größter Lebensgefahr sucht Pipenbrink nun auf dem Schlachtfeld nach Kaspar (ebd., S. 49-51)²⁵:

„Vörsichtig schof he sik vorwärts, dör Krut un Büsche. Et was ’n schurigen Weeg, he hörde dat Stöhnen van de Verwunneten. Do laggen Daue un keeken mit groten starren Ogen in de Nacht.

Un tüschen dat ganze Elend dör krop Pipenbrink un keek in de entstellten Gesichter un soch sinen Frönd.

Düse Weeg duchte em ’ne ganze Eewigkeit, un lange bleef sin Seiken ümsüst, un trurig bis in ’n Daut woll he all ümkehren un den eersten besten Verwunneten mitnehmen. Do hörde he ganz afsits noch ’n Stöhnen. Un langsam krop he no de Richtung hin. Do lag noch eener. Glik dreihde en Pipenbrink van de Sit op ’n Rüggen. Ower do härr he för Freide opschreien mocht, vür em lag sin Frönd Kaspar.

>Kaspar, Kaspar, wat is mit Di, süst Du mi nich?<

>Frönd, leiwe Frönd, Du büst et?< frog ’ne zitterige Stemme. >Jo, jo, Kaspar, ower blif üm Godes willen still, süst sin wi verloren.< >Wo fehlt et?< >Ik hef ’n Schuß im Been un vül Blot verloren.< >Kannst Du noch krupen?< >Ik will’t verseiken.<

Un Kaspar richtede sik ’n wennig op un woll krupen, foll ower bolle wier op de Sit as ’n armeen angeschottenen Vuggel un bleef liggen.

>So geht de Sake nich, komm mol her<, sag sin Frönd. Un he lag Kaspar op ’n Rüggen un trock em dat Seel unner de Arme heer. De beiden Enne nahm he in de Hanne, krop langsam as ’n Schnagel vöran un trock sinen Frönd ächter sik heer. [...]

>Leiwe Herrgot, lot us noch eenmol wier in ’n Schützengrawen kommen<, beede Pipenbrink un trock sinen Frönd langsam vöran, un de Schweetdroppen leipen em in de Ogen.

²⁵ Diese ganze Geschichte der Freundesrettung durch Pipenbrink hat verblüffende Ähnlichkeit mit einer Episode aus dem neoliberal-revisionistischen Film „*Forrest Gump*“ (USA 1994), in dem ein US-Soldat mit „schlichtem Gemüt“ den Vietnamkrieg auf eine ganz eigene Weise und mit viel „positivem Denken“ erlebt (Bürger 2007, S. 260-263, bes. S. 261f).

Un wahrhaftig, de Sake glückte, un Pipenbrink brach sinen Frönd in 'n Schützengrawen, un vüle Hänner riegt sik un holpen, dat Kaspar in 'n Unnerstand kam.

Un noch dreimol krop Pipenbrink op 't Feld un schleppde Verwunnene in 'n Schützengrawen, ower bim drüdden Mol krachten ok all de Schüsse van de Franzosen. pf! pf! pf! susten de Kuggeln dicht an Pipenbrink vörbi un dobi glückte et em wier heel in 'n Schützengrawen te kommen.

Ower, wann he ok so meih was, dat he bolle in de Knei storde, kam doch de olle Öwermot wier bi em te Dage un he mok op de Trappe noch de Franzosen 'ne lange Nase.

Unnerdes harren sine Kameroden Kaspar Korte wegbracht un op Stroh lagt un 'n Doktor ropen, de 'n Verband anlagte.

Un as Pipenbrink noch mitholp, den leßten Verwunneten wegtebringen, kam ok all de Hauptmann un sag: >Gefreiter Pipenbrink, ich habe gehört, was Sie unter großer Gefährdung des eigenen Lebens vollbracht haben. In Anerkennung Ihrer Verdienste überreiche ich Ihnen hiermit das eiserne Kreuz, tragen Sie es noch lange in Ehren.<

Pipenbrink ower wor ganz verlegen un konn kum Worte finnen, üm sik te bedanken.

Kum harr de Hauptmann den Rücken dreiht, do holl et Pipenbrink nich länger im Schützengrawen, un he moch to sinen Frönd Kaspar un freide sik, as 'n Scholjunge op de Ferigen, as he horde, dat de Wunne nich all te gefährlich wör.

>Fritz<, sag Kaspar, >bück Di mol 'n bietken öwer mi.<

Pipenbrink do et, un Kaspar schlog de Hänner üm sine Schuller un sag: >Fritz giff mi 'n Kuß.<

>Dunnerkiel.<

Mehr brukten sik de Beiden nich te seggen.“

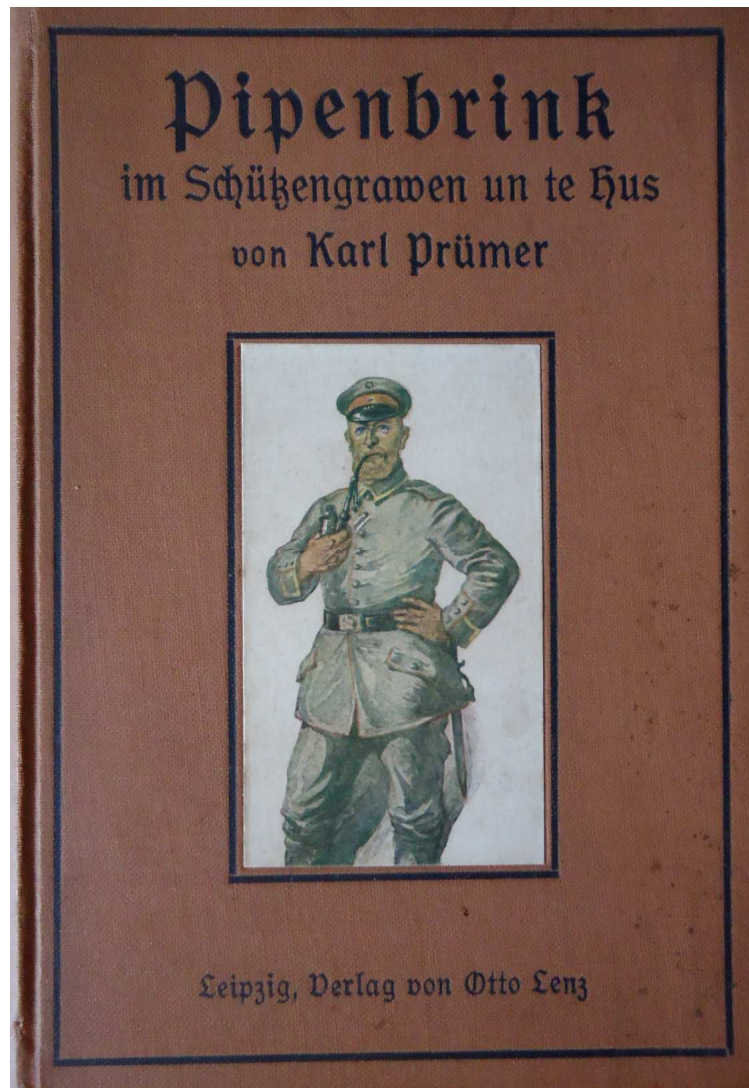
Pipenbrink beschränkt sich also nicht nur auf die Rettung seines Freundes und Landsmanns, sondern entscheidet sich dafür, bis zum Einsetzen des französischen Kugelhagels auch noch die anderen Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Ehrsucht liegt ihm fern, weshalb ihn auch die Verleihung des eisernen Kreuzes ziemlich verlegen macht. Beim Kuß zwischen den Freunden, der jedes weitere Wort erübrigt, sollte man auch an die kriegsbedingten Erscheinungen von Homoerotik denken (>Beuge dich mal über mich ..., Fritz gib mir einen Kuß<).

„Hacke tau“: Solche Kerle braucht man im Krieg

Pipenbrink, der Sensenschmied von der Ennepestraße, ist eine Identifikationsfigur aus dem einfachen Volk. Er steht für einen robusten „Regionalcharakter“, dessen Herzlichkeit sich nicht auf den ersten Blick erschließt: „Wi Ennepeströters sind ok gröwer mit de Mule as im Heerten.“ (ebd., S. 69) Seine heimatliche Gartenarbeit mit dem Spaten in Mutters Dickebohnenbeeten hat ihn besonders gut vorbereitet für die Herausforderungen beim Anlegen der Schützengräben (ebd., S. 23). Die Herrlichkeiten aus Mutters Küche, besonders auch „Grotebohnen un Speck“, sind im Buch ein sehr beliebtes Thema (ebd., S. 29, 43 u.v.a.). Pipenbrink, der sich als „Großbohnen-Philosoph“ rundherum dem „positiven Denken“ verschrieben hat und aus allem noch etwas Gutes zieht, genießt aber auch Komißbrot oder Gulaschkanonensuppe mit Zufriedenheit; zuhause haben sie es in Punkto Ernährung nämlich schlechter (ebd., S. 30). Leute wie Pipenbrink, die trotzallem noch zu Scherzen aufgelegt sind, sind im Krieg unersetzbar.²⁶ Pipenbrinks Bekenntnis lautet: „... we weet wu lange me noch lachen kann un wu bolle us de Daut an't Kamisol päckt.“ Der Stabsarzt muß ihm zustimmen: „Kerl, Sie haben wahrhaftig recht. Solche Gesellen wie Sie, welche die Leute aufheitern, können wir hier gebrauchen. Wenn uns in dieser ernsten Zeit erst der Humor ausgeht ...“ (ebd., S. 55)

²⁶ Entsprechende Stimmungsbilder (gute Laune, Humor etc.) gibt es als getreue Berichte eines münsterländischen Soldaten von der Front und zwar aus dem ersten Kriegsjahr: Pesch 1914.

Pipenbrink und Kaspar stehen ein für plattdeutsches Kriegshandwerk, aber auch für eine westfälische Tradition aus der Zeit der Freiheitskriege. Sie sind „Hacketäuers“ – „dat sind de Kerls weesen, de im Friheitskriege ropen het: Hack tau, Brauer, et geht för't Vaderland.“ (ebd., S. S. 31) Pipenbrink stellt als Anführer eines freiwilligen Granatentrupps, der trotz Kugelhagel unverseht vom feindlichen Schützengraben zurückkehrt, sein Soldatengeschick unter Beweis (ebd., S. 60, 67).



Übrigens kommen Mutters Pfannekuchen sogar beim Grabenkrieg ins Spiel. Pipenbrink postiert sich mit seiner Waffe gerne direkt neben den Maschinengewehren, und auf Anfrage hin erklärt er diese Vorliebe folgendermaßen: „Dat will ik Di seggen: wenn dat Maschinengewehr van alem Scheiten so heet wet, dat me kum de Hand dran hollen kann, rückt dat Fett am Maschinengewehr manks bino so as, wann mine Moder Pannkoken bakt. Un dat ruk ik so gerne.“ (ebd., S. 58) Das heiße Maschinengewehrfett erinnert ihn an Moders Pannkoken.

Die „Moder“ ist eine äußerst resolute, ja gewaltbereite Patriotin. In einem Brief schreibt sie Pipenbrink: „Fast jede Woche gehen noch Soldaten an die Grenze. Und wenn sie an unserem Hause vorbeikommen, rufe ich ihnen zu: >Kerls, schlot Ink men gut. Drop op de Franzosen, drop op de Englänners, drop op de Russenköpfe!< Dann rufen sie alle: >Hurra, Moder Pipenbrinks. Wi willt se wol kriegten un de Franzosen de Bücksen beseihn, de Englänners dat grote Leigenmul tostoppn un de Russen lusen!<“ (ebd., S. 85)

Ebenso berichtet die Mutter über eine Umstellung der heimischen Sensenproduktion in der Enneperstraße auf Rüstungsgüter, d.h. Spezialmesser für die Bekämpfung von >wilden Gurken<, >Turkos< und anderem >Unkraut< (ebd., S. 87f):

„Auch machen wir jetzt lange Messers, half so lang as ’n Dulheuer [Schlagmesser], de söllt usse Suldoten hewwen, domit se sik giegen de willen Gurken, oder Gurkhas oder Turkos, oder wo dat Untüg het, beeter wehren könnt. Nimm Di ok men doför in Acht, et söllt Ööse sin. De Schlimmsten sind ower de Englänners. Düt Volk het usse Herrgott glik no de Düwels schaffen un van dem öwrig gebliewenen Lehm noch Haifische, Krokodille un Schlangen makt. Wann wi doch eenmol eenen van de Kerls bi us tüschen den Schrufstock härren, dann woll ik ok noch mit dreihen helpen, dat he – – na ik will nicks gesagt hewwen.“

Auch in dieser Passage erscheinen die Engländer, vom Herrgott gleich nach den Teufeln erschaffen²⁷, wieder als Hauptfeind. Die Mutter würde wohl dabei helfen, einen Engländer in einen Schraubstock einzuquetschen.

Einige Beobachtungen zum Sprachverhalten seien hier angemerkt. Pipenbrinks ganze Familie, sein Freund Kaspar sowie die Kinder, die in der Enneperstraße Krieg spielen, sprechen Plattdeutsch (in Feldpostbriefen der Mutter findet man zwar einzelne hochdeutsche Ansätze, doch diese gehen sogleich wieder ins Plattdeutsche über). Pipenbrink behält auch gegenüber bestimmten hochdeutsch sprechenden Personen wie dem Standesbeamten, dem Staatsanwalt im Schützengraben und einem Stabsarzt sein Platt bei.²⁸ Hingegen spricht er mit seinem vorgesetzten Hauptmann nur hochdeutsch.

Unterschiedliche westfälische Welten treffen in Pipenbrinks Begegnung mit dem münsterländischen Kameraden Henrich Ulenbrauk aus Kattenvenne aufeinander (ebd., S. 60-64). Henrich Ulenbrauk hat soeben bei seinem Feldgeistlichen, einem katholischen Kaplan aus dem Heimatort, gebeichtet (im Beichtgespräch spricht Ulenbrauk Platt, während der Kaplan hochdeutsch antwortet). Am Ende ist der Priester so freundlich, hinter die Zahl der gebeichteten Sauftouren noch eine Null dranzuhängen – damit alles seine Richtigkeit hat.²⁹ Pipenbrink, der den Kameraden zum Bericht über die Beichte drängt, amüsiert sich offenbar über die Frömmigkeit des münsterländischen Katholiken und verwickelt diesen in ein „esoterisches“ Gespräch über das Thema „Seelenwanderung“. Der Münsterländer ist hernach davon überzeugt davon, daß Pipenbrink ein Heide ist und dereinst in der Hölle landen wird.

Die Welt als Sternenzelt und ein grimmiger Mond

Sieht man vom Elend des Krieges und dem Totentanz im Schützengraben einmal ab, so kann an einem herrlichen Abend die Welt wie ein Tempel ohne Menschen wirken, still und andächtig (ebd., S. 37):

„Et was ’n herrliken Owend. De Franzosen, de den Dütschen för gewünlik mit Granaten un Schrapnells den Owendseegen gaffen, harren ok Fierowend makt. Keen Blatt riegde sik. Ut wider Ferne klang dat Gebell van ’n Rüen heröwer. Af un to leit ok mol ’ne Ule ehr Geschrei hören. Süß wor de Welt so still as ’n groten Tempel ohne Menschen, un de nächtlike Ere soh so andächtig ut as härr se de Hanne follen un wör am been un wüß nicks

²⁷ Die Erschaffung des Engländers ist dann bei Wagenfeld ohnehin ein Werk des Teufels selbst: Wagenfeld 1914a, S. 10-13.

²⁸ Bei den drei genannten Personen handelt es sich wohl um Leute, bei denen Pipenbrink aufgrund ihrer geographischen Herkunft eine plattdeutsche Sprachkompetenz voraussetzt. Eine Zugehörigkeit der Gesprächspartner zu einem „gehobenen“ bzw. amtlichen Beruf bedingt also nicht immer zwangsläufig ein Umschalten auf Hochdeutsch!

²⁹ Die diesbezügliche Textpassage entspricht einer plattdeutschen Schwanktradition aus dem katholischen Sauerland: Heine 1905, S. 50.

van Menschen- Elend, Krieg und Steerwen. Un dobi sat de Daut all wier im Schützensgrawen un greep mit sine Knochenhand no 'm Figelinenbogen, üm wier so Vüelen tom leßden Danze optespielen.“

Fast könnte man an zwei Stellen auf die Idee kommen, PRÜMER habe sich beim Blick auf die größere Natur auch von den Sternen an der Decke des ihm bekannten Freimaurertempels inspirieren lassen. In einer klaren Sternennacht an der Front sagt Pipenbrink seinem Freund Kaspar (ebd., S. 38):

„... wi sind doch te Hus eegentlik Schopsköppe weesen, het ümmer vör us un blos opwärts kiekeen, wann wi us raseern loten wollen. [...] Legg doch mol 'n Kopp in 'n Nacken un kik Di blos dat Himmelstelt an mit de Krimmelmillionen Sterne, is dat nich schön, mot me do nich grote Gedanken kriegen?“

[Kaspar:] „Mag wol sin, ower wat hest Du Di dann Grotet dobi dacht, wann me fragen draf?“

„Sett Di mol neewen mi, dann vertell ik et Di.“ Un Kasper do et, un Pipenbrink sag: „Süh mol, Kaspar. As ik van Owend tom eersten Mol mit Andacht dat schöne, grote Himmelsbild betrachtete un ale de Millionen Sternkes soh, de op us herunner löchtet, op us kleine Menschenkinner, de sik so wichtig vörkommt, do dach ik bi mi: Herr wie sind Deine Werke so groß und viel. Dat stallde ik mi so recht vör, un as mine Gedanken dann wier so 'n Stiek in't Irdische kreegen, do sag ik to mi selwst: >Junge, Junge, wann de ganze Himmel eene enzige grote Panne wör, un ale de Sternkes wören in Butter gebrone Schiwen drin, wat können dann vül Engelkes Schiwen ut de grote Panne eeten!<“

Der Autor hat vielleicht gespürt, daß die Entdeckung des bestirnten Himmelsuniversums durch seinen Helden Pipenbrink mit dem sonstigen Ton der Erzählung nicht ganz in Einklang steht. Kurzerhand verwandelt Pipenbrink den Sternenhimmel in eine große Pfanne mit in Butter gebratenen Scheibenkartoffeln. Die allzu hochfliegenden Gedanken sind wieder geerdet (aber Kaspar schimpft auf seinen Freund, diesen reinen „Apenköster [Affenküster]“). PRÜMER liebt das Bild des Sternenhimmels offenbar sehr, denn er greift es an anderer Stelle noch einmal auf (ebd., S. 65):

„De Owend was teemlik frisch, un klor was de Locht. De Steernkes keeken hoge un hell vam Himmel, as wollen se op ale Kreaturen 'n Stück Godesfreen herunnerlöchten. Ok de Mond ston am Himmel un keek as 'n Isegrimm op dat wunnerlike Menschevolk, dat ale Dage nigge Saken utdachte, üm sik giegensitig ümtebringen. Un mancheener do buten in Feindesland dach: Wat is dat doch 'n Glück, dat de Mond schint. An Licht fehlt et us ale Owend, un dat wennige, wat dovan do is, kostet Geld, un de Mond löchtet ümsüß. – Ganz anners dachten se im Schützensgrawen ...“.

Die menschliche Zivilisation mit ihren modernen Massenvernichtungsmethoden steht irgendwie nicht in Einklang mit einer kosmischen Ordnung, die Frieden für alle Kreaturen verheißt. Mehr als eine verquaste, widersprüchliche und völlig beliebige „Philosophie“ will PRÜMER daraus nicht machen. Das Naturgeschehen kennt nun mal Regen und Sonnenschein, und auch die alten vaterländischen Kriegsverse handeln von einem Morgenrot zum frühen Tod; wie gut zu wissen, daß man auch selbst vergeht (ebd., S. 64):

„Wu Sunnenschin un Reegen, Wärme un Kölle, afwesselt, so wesselt ok Freid un Leed, utgelotene Leewenslust un deiße Trurigheit im Leewen. Un glücklich de Mann, de oprecht öwer beides hinweggoht un et mit dem Wort hält: >Glück und Unglück, beides trag in Ruh, / Alles geht vorüber und auch Du.<

Dat gilt besunners ok för de Suldoten, van den för so Vüle op fröndliken Sunnenschin lange Nacht folgt bis se erwacht tom höggern Licht un bi den ok ungesungen, ale Dage dör

vül dusend Seelen dat schöne, olle Lied leise klingt: Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.“

Es kommt aber ebenfalls das Bild einer geschundenen, förmlich gekreuzigten Natur ins Blickfeld. Pipenbrink und sein Freund Kaspar werden zu einem Barackenlazarett im nächsten Dorf gebracht. Unterwegs bietet ihnen das Schlachtfeld eine Landschaft des Grauens. Die Brust der >Allmutter Erde< ist von Granaten zerfetzt (ebd., S. 73f):

„Op ’m Schlachtfeld was ales still. De Granaten harren de Borst van de Allmoder Ere oprieten un ehr deipe Luöker schlagen. Neewenan laggen de Dauen un harren mit sik un de Welt Freen makt. Böme un Strüker wören Invaliden woren, de Äste wören dovan afrieten, Stämme spollen. Un de amseeligen Böme reckten ehre kahlen Äste as Arme in de Loch, as wollen se been: Nu Her lot et genog sin mit Krieg un Krüz un giff us un de Menschen Freen.

Keen Vuggel sang meh. Deipe, schurige Stille lag op ’m Felle. Un et was schier als höll hier de Natur selwst, vör Schrecken öwer de Grüel, den Ohm an.

Am Enne vam Schlachtfeld lag eensam un alleen ’n Hüggel, mit ’n armseelig Krüzken un dünnen Latten. ’n paar Meergenbleimkes wören op ’t Graf puotet un op eene Krüzlatte ston mit Blistift widder nicks schriewen as: Ich hatt’ einen Kameraden – – Unner den Hüggel lag ’n trüen Feldgrisen van us. Dem brukte Nüms ’ne Likenpreeke te hollen, de holl dat Graf selwst un villichte beeter as et Menschentungen don können. [...] Un de Beiden kauden as können se wat nich herunnerkriegen. Un fucht steeg et en in de Ogen.“

Die menschliche Verantwortung für Krieg und Kreuz will PRÜMER offenbar nicht genauer analysieren, denn sie wird im Gebet der kriegsversehrten Bäume auf Gott abgeschoben. Auch hier fällt dem Autor außer einem vaterländischen Kriegerliedvers nichts ein, das Trost spenden könnte. Feuchte Männeraugen und geringe Verstandestätigkeit, so möchte man dazu anmerken, sind dem Kriegsapparat noch stets willkommen gewesen.

Franzosenbilder: „Prussien est bon homme. Vive la guerre!“

Anders als den englischen Materialisten geht es den Franzosen vor allem um „welsche Ruhm- und Prolsucht“ (ebd., S. 56). Ein Hauptmann erklärt, daß die Franzosen Revanche für 1870 wollen, und stimmt Pipenbrink zu, daß diese Sühneabsicht wohl nur auf einer Schnecke reitet: „Auch ich hoffe bestimmt, daß die Franzosen darauf lange warten müssen. Tun wir alle als brave Soldaten unsere Schuldigkeit, so glaube ich, daß nach diesem großen Kriege Frankreich aufhört, eine Großmacht zu sein, während uns die Rothosen zu einer Kleinmacht herabdrücken wollten“ (ebd., S. 34f). Die Franzosen sind *heutzutage* mit keinem Vernunftargument mehr zu bekehren und merken nicht, daß sie von den Engländern mißbraucht werden: Mit „den Franzosen kann me hütiges Dages keene Vernunft meh preeken, de mot me en met Gewehrkugeln un Granaten-Pille ingiewen, süß wet se in ehrem ganzen Leewen nich klok un meerkt nich, dat se för de grotmüligen Spitzbowen van giesit vam Kanol de Kastangen ut ’m Fier halen söllt.“ (ebd., S. 58) Ein wenig Unbehagen scheint der Autor bei der Vermittlung eines gegen die Franzosen gerichteten Feindbildes aber zu verspüren, denn früher sind diese offenbar der Vernunftpredigt einmal zugänglich gewesen.

Gleichwohl ermahnt ein ganzes Heer deutscher Verwundeter zur Rache an den Franzosen: „Do kam all ’n Zug van Verwunnten. De Ogen wören en so grot wören un se keeken so trurig in de Welt. Armseelig un bleek trocken se ehrer Weege. >Kameroden helpt, griept to un haut op de Franzosen, dat se eenmol genog krieget, un stroft se doför, wat se an us don het<, klang et.“ (ebd., S. 24) Bei einem Angriff der Franzosen läßt man sie auf Befehl hin erst ganz nahe an den Schützengraben herankommen und erst dann die Maschinengewehrsalven losgehen: „De Franzosen braken tesammen. Hopenwise laggen se op ’m Gesichte un öwereen.“ (ebd., S. 45)

Die Franzosen erweisen sich im Krieg als ehrlose, faule Leute; sie werfen ihre Toten einfach aus dem Schützengraben oder lassen sie auf dem Schlachtfeldern liegen (ebd., S. 68, 72). Nachdem Pipenbrink den Fund eines nur ganz oberflächlich eingebuddelten toten Franzosen bei der Schützengrabenarbeit gemeldet hat, kommentiert der Wachhabende dies so: „Das ist die Art von diesen windigen Franzosen, eine kleine Grube, etwas kümmerliche Erde darüber, und das Begräbnis ist fertig. Respekt vor der Majestät des Todes geht der Sorte vielfach ab. Ihr Wahlspruch lautet: Nach uns die Sintflut. Wir wollen wenigstens sorgen, daß dem Kämpfer, wenn er auch unser Gegner war, eine würdige Ruhestätte bereitet wird.“ (ebd., S. 33) Bei anderer Gelegenheit machen die Deutschen über einen Boten den Vorschlag, für Verwundetenaustausch und das Begraben der Toten eine Gefechtspause einzulegen; der französische Kommandeur lehnt rigoros ab: >Niemals!< (ebd., S. 47)

Nachdem Pipenbrink und sein Freund Kaspar als Verwundete das Lazarett verlassen haben, werden sie zunächst bei einer französischen Kriegerwitwe mit drei kleinen Kindern einquartiert (ebd., S. 75-85). In diesem Haushalt betätigen sich die beiden als wahre Menschenfreunde. Sie bringen ihre landwirtschaftlichen Fähigkeiten von daheim ins Spiel, melken einer Kuh für die Kinder Milch ab, schenken den Waisen den Kuchen aus einem heimatlichen Feldpaket und auch ein Stück Wurst und backen schließlich sogar Pfannkuchen für den Haushalt. Die Französin ist angetan: „Ah lö Prüssiän e bon, merci, merci.“ Pipenbrink bekommt von der Madame einen Kuß und erwidert diesen gleich mit zwei Küssen: „Dat is ales ümsüß. So sind wi Prüßen.“ Weil die Nachricht von der Geburt eines kleinen Stammhalters, der Wilhelm heißen soll, angekommen ist, will Pipenbrink sich als frischgebackener Papa beim Wirt einen Cognac trinken (ebd., S. 89f). Bei dieser Gelegenheit lernt er Französisch: „Mosjö tuschur ancor ön!“ Es bleibt freilich nicht bei einer Nachbestellung. Am Ende ist der Gastwirt sehr angetan von dem deutschen Gast; der Preuße ist ein guter Mensch und bezahlt ordentlich – es lebe der Krieg: „Prussien est bon homme e paye très bien. Vive la guerre.“

Wie kann man der „Heimatfront“ den Grabenkrieg erklären?

Als einige hundert französische Kriegsgefangene³⁰ nach Haus Spital bei Münster transportiert werden müssen, kommandiert der Hauptmann dazu auch den inzwischen zum Unteroffizier beförderten Pipenbrink ab. So hat dieser nämlich die Möglichkeit, in der Enneperstraße bei einem kurzen Heimaturlaub seinem zwischenzeitlich geborenen Sohn einen Besuch abzustatten. Pipenbrink kann sich nicht halten vor Freude: „Ist blos lauter Pläsier darüber, Herr Hauptmann, daß ich meine Heimat und meinen neugeborenen Rekruten sehen kann.“ (ebd., S. 92f) Zuhause kann Pipenbrink bei Mutters Reibepfannkuchen „Deutschland, Deutschland über alles“ singen (ebd., S. 100). Die Beköstigung im Krieg versucht er, soweit möglich, auf Nachfrage der Mutter hin in ein gutes Licht zu rücken (ebd., S. 101: viele bekommen beim Militär mehr Fleisch zu essen als zuhause). Die erste Begegnung mit dem Nachwuchs endet mit Weinen, aber dann tasten die Händchen des kleinen Wilhelm neugierig nach dem eisernen Kreuz. Nicht zu übersehen ist es, daß beim Heimatbesuch die Mutter die Gespräche dominiert und Minken als Ehefrau ziemlich im Hintergrund steht. Bei Tisch erzählt Pipenbrink der Mutter und seiner Minken von der Arbeit im Schützengraben und erklärt Eigentümlichkeiten des Grabenkriegs, zu dessen Begleiterscheinung auch das Wegfräsen ganzer Köpfer durch Schrapnells gehört (ebd., S. 104-107):

„Wann wi nich makt, dat wi in de Ere kommt, schüt us de Feind in ’n Kopp, un anners as in de Ere kann me sik im frien Felle doch nich verkrupen. Un wann wi teerst im Grawen sind, könnt wi den Feind in ’n Kopp scheiten, wann he öwerhaupt noch ’n Kopp het. Eenen

³⁰ Unter diesen Kriegsgefangenen, so erfahren wir eigens, sind „geförluke un böse Gesellen, de frech in de Welt keeken“, und viele von ihnen glauben auch wegen der französischen Propaganda, daß sie in Deutschland toteschossen werden (Prümer 1916, S. 94f). Vgl. zur Erwartung einer Exekution bei den Kriegsgefangenen auch: Körner 1914.

van de Ussen harren se ok mol owends vam Felle halt un as se domit an 'n Schützengrawen kämen, un sik mol ümkeeken, do har he keenen Kopp meh, 'n Schrapnell har en em wegrieten. [...]

Also paßt op: mit Spaten, Pickel un Biel arbeet wi us in de Eere herin un makt 'n Grawen van annerrhalf Meter Depte, de krumm un scheef is, dann schmitet wi Sandsäcke op un, wo et nödig is, makt wi ok Stacheldroht-Verschleege, domit sik de Feind de Bückse doran territen kann. Am Grawen bringt wi ok Stohlblennen an, wo wi ut scheitet, un Kastens, wo wi Maschinengewehre op stellt. Ok Lopgräwen makt wi un Sappen, dat sind ok Gräwen, de im Zickzack op 'n feindliken Grawen losgot, un wann wi dicht am feindliken Schützengrawen sind, legt wi ne Mine in de Sappe un steekt se an. Mine Tid, dann sollst Du mol seihn, dann fleiget Köppe, Arme und Beene un ganze Kerls in de Loch. [...]

Un de Franzosen makt et ok so mit us. Un deshalf kömmt et blös drop an, dat wi de Eersten bim sprengen sind. Un dobi geht manks noch 'n Hageldonnerweer van Granaten un Schrapnells van de Feinde no us los, oder usse Artillerie, de ächter us steht, schüt öwer us weg no de feindlike. Kinners, do könnt ower 'ne Musik hören un dobi den ganzen Dag dat Knallen van de Gewehre! Et is manks fürchterlik. Un doch – It sollen et nich glöwen – gewinnt me sik ok doran mit de Tid un denkt: wann't nu eenmol sin sall, dann men tau. Me is Gott un dem Vaterlande blös eenen Daut schüllig. Vör eent het se wol ale Angst, dat se tom Krüppel schoten wet, ales annere is nich schlimm. Wann de Schrapnells oder Granaten in 'n Grawen schlot, is et böse. Bi us kam't ennige Mol vör, do harren enzelne genug un woren feddig mit de Welt, annere verschüttet. Ik hef ok mol half in de Ere seeten un mi wier rasch herutkraßt as 'n Mulworp. Neewen mi har 'n Kamerod 'n Hopen Ere un Sand in de Ogen kriegen un schreide opeenmol: Ik bün blind, ik bün blind! Ower de Sake was nich so schlimm as se utsoh. Kum harren wi en afwaschen, do schreide he eewen so lut as vörheer, ower vör lütter Freide: Ik kann wier seihn, ik kann wier seihn! Meest stot wi deertig bis fettig Mann im Grawen un knallt op 'n Feind los, un dat Glike mäkt he mit us, sobolle sik men 'n Nasenspitze seihn lät. Ok verseikt wi gerne mit usse Maschinengewehre den Franzosen de Blennen kaput te maken, dat sind de Lüöcker, wo se ut scheitet.

[...] *[Ergänzung auf Minkens Frage hin, was passiert, wenn der Feind längst durch den Schützengraben schießt, ob dann nicht alle auf einmal tot sind:]* Dat geht so nich, deshalf sind de Schützengräwen meßt krumm un scheef un am Enne is noch so 'ne Art Bastion, de 'n Ingank wehrt. Un tiegen 'n Angriff van twee Siden makt wi 'n Schützengrawen winkelik un het ok süß noch Afwehrmittel.“

Das Zerfetzen von Menschenleibern wird hier im Plauderton geschildert. Die Familie darf sich in mancherlei Hinsicht beruhigen. Die Botschaft lautet: >Man kann sich sogar an den Grabenkampf gewöhnen, und eigentlich hat der Soldat nur Angst, ein Krüppel zu werden. Alles andere, der Tod eingeschlossen, ist nicht schlimm. Man ist Gott und dem Vaterland schließlich nur einen Tod schuldig.< Mit dem Schlußkapitel kommt PRÜMER vermutlich einem Informationsbedürfnis vieler Leser entgegen. Das eigentliche Kriegserleben der Soldaten wird schnell abgehandelt, während „technische Erklärungen“ einen breiten Raum einnehmen. Sogar Zeichnungen von Unterstand und „Schlafplatz“ findet man im Buch (ebd., S. 107f). Die Hölle im Schützengraben ist nicht mitteilbar, aber PRÜMER suggeriert, es ließe sich vom Grabenkrieg doch etwas Belangvolles erzählen.

Die Frage aller Fragen: „Wie lange noch?“

Ihrerseits erzählt die Mutter dem Heimaturlauber, was zwischenzeitlich so alles an der „Heimatfront“ geschehen ist (ebd., S. 113-117, 119f). In den ersten Kriegstagen kamen noch viele Soldatenkolonnen durch die Enneperstraße; an ihren Wagen war folgende Aufschrift zu lesen: „Hier werden noch Kriegserklärungen entgegengenommen.“ Die Leute tätigten überall in den Geschäften Hamsterkäufe. Nachdem Angst vor Spionage verbreitet worden war, haben die

Ennepersträßer sogar fremde Leute zusammengeschlagen. Im Garten der Mutter haben Schuljungen begeistert >Weltkrieg gespielt<: mit einem herausgerissenen Kanonenofen samt Rohr, Fitzbohnenstangen und ausgehobenen Schützengräben. Ein kinderreicher Schneider weiß sich kreativ gegen den profitgierigen Lederhandel zu wehren, indem er die Schuhe seiner Zöglinge kurzerhand mit Schweineschwarten vom Metzger besohlt. – Mutters Klagen über die Post des Vaterlandes, in der es nicht einmal mehr Respekt vor selbstgemachten Würsten gibt, kennt der Leser auch schon aus einem der zuvor zitierten Feldpostbriefe (ebd., S. 86f, 97).

Zum Schluß will die Mutter nun von ihrem Sohn Antworten auf eine Frage, die alle bewegt: „Wie lange wird der Krieg noch dauern?“

„Nu seg mi mol Fritz noch eent“, frog de Möhne, „wat hält me eegentlik bi Ink an de Front vam Krieg. Soll he wol noch lange duren?“

[*Pipenbrink*:] „We kann dat wieten? So lange de Englänners noch genog Schopsköppe finnet, de sik vör Geld dotscheiten un dat Land verwüsten lotet, kann et noch wat duren. Wi könnt nicks anners dobi don as ördentlik drophauen un den ollen Michel an ’n Nagel hangen un dröft nich meh de unwiße Rücksicht op dat frümde Volk nemmen, wann de Dütschen nich all ehr Leewen de Schohputzers van de Utlänners bliwen willt. Un wann wi ganze Städte in Brocken scheiten möt. Erst kommt wi, dann kommt wi nochmol, dann kommt wi tom drüdden mol, un dann kommt de annern Völker noch lange nich. Un wenn dat Haug un Sige [Hoch und Niedrig] nich Bolle lehrt, kömmt bi dem ganzen Krieg nich vül herut. Wi het lange genog Kumplemente ächten un vörn makt. ’n Schlag in ’n Nacken, dat is nu dat beste Kumplement för dat ganze Pack.“ (ebd., S. 117f)

Pipenbrink weiß also auch keine Antwort auf diese Frage. Solange die Engländer noch genügend Schafsköpfe finden, die sich >für Geld totschießen lassen<, kann der Krieg noch etwas dauern. Pipenbrinks Antwort besteht genau besehen aus einem ultranationalistischem Bekenntnis und dem Ruf zum totalen Krieg. Die Deutschen kommen zum ersten, zweiten und dritten, und auch dann kommen die anderen Völker noch lange nicht. Jetzt gilt es, jegliche Rücksicht auf >fremdes Volk< zu verlieren, selbst wenn man dabei ganze Städte zu Pulver schießen muß, und >das ganze Pack< mit einem >Schlag in den Nacken< auszuschalten. Das müssen alle Deutschen – die da oben und die unten – endlich einsehen, sonst ist der ganze Krieg umsonst gewesen. Mutter und Sohn verlassen sich ganz auf Hindenburg (ebd., S. 18). PRÜMER steht zweifellos auf Seiten jener Kreise, die eine aggressive Kriegszielpolitik betreiben.

Daß die anderen Völker den Krieg angefangen haben, steht außer Frage. Eigentlich ist es für Mutter gar nicht vorstellbar, daß diese dem gerechten Strafgericht entgehen (ebd., S. 105):

„Eent we’k Di seggen, Fritz, wann de Kerls, de düsen Krieg anfangen het, keene Strofe krieget un noch siegen sollen, dann glöft bi us keen Mensch meh an Gerechtigkeit un Strofe, dann lot se ales drunner un dröwer gohn. Ower vandage glöf ik noch an Gerechtigkeit un deshelf ok, dat wi sieget un dat It dat ganze Untüg verwämst.“

Wenn Deutschland also wider alles Erwarten den Krieg doch verlieren würde, müßte eine ganze Weltanschauung – samt dem Glauben an eine höhere Gerechtigkeit – zusammenbrechen. Sicher ist, daß man in einem solchen – gar nicht denkbaren – Fall nicht bereit sein wird, die eigenen Grundannahmen über den Weltkrieg in Frage zu stellen.

Pipenbrink fährt zum Schluß der Erzählung, reich bepackt mit Verpflegung aus der Heimat, zurück an die Front nach Frankreich. Mit den letzten Sätzen kündigt der Autor einen Fortsetzungsband an, zu dem es aber nicht gekommen ist: „Wann Pipenbrink heel ut ’m Schützengrawen un wier no Hus kömmt, sall he widder vertellen. Bis dohin: Heil un Sieg.“ (ebd., S. 121)



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Mit dieser „heiteren“ plattdeutschen Kriegspropaganda setzt PRÜMER eigene Schwerpunkte. Statt der amtlichen Kriegslegende begegnet uns bei ihm eine Weltkriegsdeutung, die überwiegend auf ökonomische Hintergründe abzielt (wobei allerdings das Propagandamotiv „deutscher Idealismus versus englische Habgier“ zumindest anklingt). Der freimaurerische und nationalliberal ambitionierte Autor leistet keinerlei Beitrag zu einer deutsch-christlichen „germanischen Kriegstheologie“, wie sie zeitgleich in beiden großen Kirchen betrieben wurde. Die mörderische Zivilisation der Menschen erscheint an manchen Stellen irgendwie als Gegensatz zur natürlichen Ordnung unter dem weiten Sternenhimmel, doch alle diesbezüglichen Widersprüche werden sogleich wieder durch vaterländisches Pathos oder Phrasen verschleiert. Auf einem Nebenschauplatz kommt auch ein soziales Anliegen der Nation zur Sprache (klassenübergreifende Begegnung von Sensenschmied und Staatsanwalt in der Armee). PRÜMER beherrscht das plattdeutsche Genre, doch der flotte Stil seiner wirklich gut gemachten Propaganda kann uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Band „Pipenbrink im Schützengraben un te Hus“ extremen Nationalismus, eine Entmenslichung der Gegner (Ratten, Ungeziefer [Untüg] etc.), Haß- und Rachephantasien und das Plädoyer für eine totale Kriegsführung enthält. Wie sollte all dies mit den Freimaurer-Idealen von universeller Humanität und Brüderlichkeit vereinbar sein?

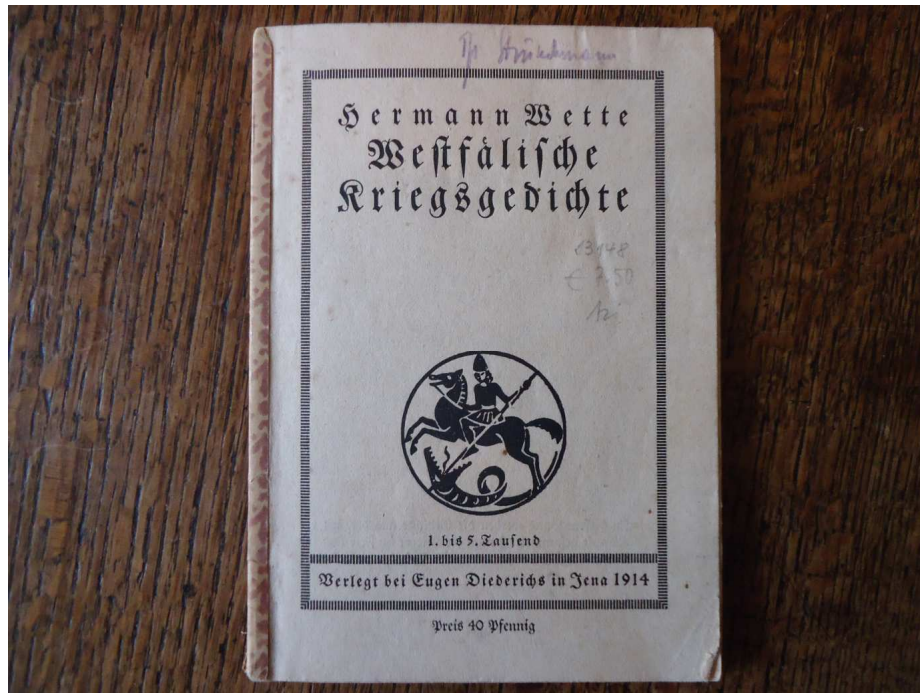
IV. Hermann Wettes „Westfälische Kriegsgedichte“ (1914): Eine Welt voller Teufel



Der münsterländische Protestant HERMANN WETTE (1857-1919) ist ein äußerst politischer Dichter. Einige seiner Spätwerke, die oberflächlich betrachtet vielleicht als „liberal“ oder „sozial“ bewertet werden könnten, führt Renate von Heydebrand zurück „auf eine Variante national-konservativer Einstellung [...], die auf der Basis der völkisch-rassischen Einheit der Deutschen noch die Sozialdemokratie zu integrieren vermag“ (Heydebrand 1983, S. 124). „Polacken und Kroaten“ sind hingegen als „schmutzige Rasseverderber“ ausgeschlossen (ebd., S. 125). WETTE steht in einem völkisch-rassistischen Kontext der Kaiserzeit. 1914 veröffentlicht er im nationalkonservativen Verlag Eugen Diederichs, dessen Verlagsprogramm zu diesem Zeitpunkt schon sehr der „Volkstumbewegung“ verbunden ist, „*Westfälische Kriegsgedichte*“ in Münsterländer Mundart. – Während des ersten Weltkriegs erscheinen von ihm auch die Werke „Ostara: Kriegsmysterium 1914/15“ (Eisenach 1915) und „Helden und Händler: Ein Gedicht in Stabreimen“ (Hamburg: Deutschnationale Buchhandlung 1915; 2. Auflage 1936!). – Mit Blick auf die Bände „Was der Wind erzählt: Poesien in niederdeutscher Mundart“ (1884), „Westfälische Gedichte“ (1896) und „Pingstebäumen: Neueste westfälische Gedichte“ (1910) stellt das ehemalige NSDAP-Mitglied HEINRICH LUHMANN in einer für den Westfälischen Heimatbund besorgten Auswahl diesen Autor als den „Altmeister der westfälischen Mundartlyrik“ vor (Wette 1965, S. 39), unterläßt jedoch in Textdarbietung und Nachwort jeglichen Hinweis auf die plattdeutschen Kriegsgedichte. Das entsprechende Verfahren, durch welches die zahllosen frühen Beiträge westfälischer Heimat- und Mundartautoren zu Kriegskult oder rassistischer Weltanschauung in der Zeit nach 1945 konsequent verschleiert worden sind, wird uns auch in den nächsten beiden Kapiteln begegnen.

Das Bändchen „*Westfälische Kriegsgedichte*“ von 1914 umfaßt samt Werbeseite für die „Feldpostbücherei der Tat“ nur 36 Seiten und enthält 22 Mundarttexte (Wette 1914). Eine hervorstechende Eigenart dieser Sammlung ist es, daß in zehn Gedichten die ersten und z.T. auch die letzten Strophen sehr bekannten „Volksgut“-Versen folgen. Nachfolgend werde ich

jeden Gedichttitel in Bezug auf sein Thema knapp erläutern, bei den zentralen ideologischen Texten jedoch ausführlichere Kommentare und Zitate hinzufügen.



Unter der Überschrift „*En niggeliken Sünste Klaos*“ (ebd., S. 3) wird der russische Zar Nikolaus als Brecher eines scheinheiligen Friedens-Eides vorgestellt. – Der „*Kuckuck von England*“ (ebd., S. 4) ist ein Räuber, der in fremden Nestern die Brut herausschmeißt oder totbeißt. Dieser Kuckuck provoziert mit frechem Ruf und wartet darauf, >daß wir ihn köpfen<. Leitmotiv sind die Leutegut-Verse „Kuckuck süpp de Eier ut“. – Die kurze Botschaft des Textes „*Poincare*“ (ebd., S. 4) lautet: Der französische Staatspräsident Raymond Poincaré will den Rhein überqueren und dann direkt in Berlin einmarschieren, macht sich jedoch vor Angst in die Hose.

Im Gedicht „*Hiärmen, sloo Diärmen!*“ (ebd., S. 5f) sind Eingangs- und Schlußstrophe wieder nach dem Leutegut gestaltet. „John Bull“, die nationale Personifikation Englands, hat nur ein Anliegen, nämlich seinen Geldbeutel prall zu füllen. Er gesteht den von ihm kommandierten Franzosen, Russen und Japanern jedoch Beuteanteile zu. Allerdings ist John Bull schief gewickelt, denn: „Ganz Dütskland is kuëmen [...] / Will England ophangen!“

Im Gedicht „*Guod, erbarm di!*“ (ebd., S. 6f) über das feindliche >arme Volk< heuchelt der Dichter zunächst Mitleid. Jung und Alt in Feindesland wissen nicht, wer ihnen die kommende Hölle bereitet hat. Aber es schadet auch nichts, daß sie nun alle ins Gras beißen müssen und, da sie ja ohnehin dem Bösen hörig sind, ins Elend fahren: lang schon von Gott verlassen, in ihren Sünden reif für den Sensenmann „Hans Grip“. Der Mordhund heult, aber die Feinde haben den Tod selbst gerufen.

Russe, Franzose und Engländer („John Bull“), so erfahren wir im Text „*O du laiwe Härre-guod!*“ (ebd., S. 8), beten nun alle zum „laiwen Guod“ und wollen Deutschland die Schuld am Weltkrieg zuschieben. Die deutschen Soldaten sollen sie aber nur ruhig beten lassen und ihnen auf besondere Weise den „dütsken Katechismus“ beibringen: „Wie glöwt an usen Guod / Un laot’t us usen Glauwen, / Von kinen Düwel rauwen!“ Übersetzen muß man dies wohl mit einer Hervorhebung: >Wir glauben an UNSEREN Gott, das lassen wir uns von keinem Teufel rauben!<

Mit „*Beßmauders Waigenleed*“ (10f.) singt Großmutter das Enkelkind in den Schlaf: „Haia, Kindken, ik waige di“. Mutter und Großmutter müssen für die Soldaten stricken und ihnen Mettwürste schicken. Der Vater schießt in Frankreich mit viel Pulver; der Bruder, ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz, haut in Rußland das Kosaken-Pack in den Sumpf hinein. Großmutter muß beten für Kinder und Enkel, darunter neun Musketiere, drei Dragoner und vier Kürassiere. Wenn auch nicht alle wieder heimkehren, Gott gibt Sonnenschein und Regen: „Un kuëmt se auk nich all wiër trügg – / Guod, du gifs us Sunnenschin un Riängen, / Giëw’t dütske Rik dinen Vadersiängen“.

„*Hawk! Hawk!*“ (ebd., S. 10), so heißt es dann in Anlehnung an einen populären Kinderreim über den Habicht, ist ein Völkerdieb: hat seinen Vater und seine Mutter nicht lieb, hat die halbe Welt aufgefressen, und wird nun selber vom deutschen Michel verspeist.

Hellauf begeistert zeigt sich der Dichter im U-Boot-Gedicht „*U 9*“ (ebd., S. 11-13): „U Niëgen, hipp hurrah!“ Jetzt kann man dem infamen englischen Biest in den Bauch schießen (bzw. der gepanzerten „englischen Miss“ galant einen Kuß auf die Stirne drücken). – In „*En graut Buhai*“ (ebd., S. 13) wird ein Sieg der deutschen Flotte bei Pelagosa besungen: „De Wind, de waiht, / De Hahn, de kraiht“.

Auch „*Beßvaders Waigenleed*“ (ebd., S. 14) folgt einer allseits bekannten plattdeutschen Tradition: „Susewind, nu bruse! / Draï Finde in eenen Huse“. Wer von den drei Feinden ist aber der schlimmste? Die Franzosen sind eigentlich schon längst verdorben. Rußland, der stärkste Feind, ist ein stets besoffener Bär, dem man schon das Tanzen lehren wird. Der schlimmste Feind ist ohne Zweifel das geldgierige und abergünstige England, der „eigene Vetter“. Über England soll, auch wenn es uns in der Seele betrübt, alles Menschenblut kommen. Vetter John Bull hat den Bruderkrieg gewollt und trägt deshalb allein die Schuld daran: >Wir säen blaue Bohnen und mähen mit Krupps Kanonen.<

Der Text „*De Slüetel von Brabant*“ (ebd., S. 16), einer bekannten plattdeutschen Liedtradition zum Gänsehüten folgend, läßt den Erzengel Michael kommen und mit einem Prügel der falschen englischen Schlange („Slik“) drohen. Die englische Schlange kauft sich drei Esel für ihren Ritt und gibt allen dreien einen Tritt. Brabant ist verschlossen, der Schlüssel zerbrochen, aber Rettung ist in Sicht: Krupp liefert „Bri-Bro-Brümmerkes“ und „no annere nette Saken“.

Mit dem Gedicht „*Dütsk büs in den Daud*“ (ebd., S. 17f) verläßt H. WETTE erstmals den flotten Ton, der die Sammlung dominiert: Ein deutscher Soldat, „dat junge Blaut“, ist von einer Franzosenhand, die er selber verbunden hat und der er das letzte Stück Brot dargeboten hat, rücklings zu Boden geschossen worden. Gegen den Himmelsvater, der doch um seinen eigenen Ratschlag weiß und dessen eigener Sohn den Kreuzestod gelitten hat, soll keine Klage laut werden. Der junge deutsche Offizier ist nun als Schwerstverwundeter offenbar in ein französisches Bett gelegt worden, wo er einen dreijährigen >netten Franzmann< des Hauses in Armen hält und dann mit einer letzten Träne im Auge stirbt.

In „*Lott is daud!*“ (ebd., S. 18f) wird eine Tanzliedtradition auf England umgemünzt: „John Bull is daud, John Bull is daud, / Laot nao’n Düwel stiärwen“. Hier gibt es einen Taler zu erben. Wenn aber der Engländer, der die ganze Welt ausgebeutet hat und nun heulend auf seinem Hintern sitzt, noch nicht sterben will, müssen die Deutschen ihn eben tot kitzeln.

Daß die Regierung der Buren unter Louis Botha den Briten militärische Hilfe anbietet, wird im Gedicht „*Judas Botha*“ (ebd., S. 19f) als Verrat an Gott und dem eigenen Volk gebrandmarkt. Doch zur Strafe soll Satan die >Drecksseele< Bothas schon zu packen bekommen, und „Old Engelland“ muß ohnehin untergehen. – Einem jungen populären „Kriegshelden“ aus Pommern gilt das Gedicht „*Leutnant Otto von der Linde – Breef an sine Ellern*“ (ebd., S. 21f): „Op Kaiser un Rik! Et liäwe de Krig!“

Das längste und auch wichtigste Gedicht trägt den Titel „*De Wind as Krigsberichter*“ (ebd., S. 23-28). Der personifizierte Wind berichtet von seiner Erkundungsreise. Er war in Rußland und Frankreich, zuletzt aber kommt er nun aus dem Himmel. Was hat der Wind dort gesehen?

„Hör män tau!“ Auf dem „Hellwiäg“ marschirt eine große apokalyptische Kriegerslegion zum ewigen Richterthron; wir befinden uns also der westfälischen Sage gemäß an jenem Ort, der die letzte Entscheidungsschlacht über die Weltherrschaft markiert (→II.3). Vorab im Gewimmel auf einem Schimmel und mit einem Mantel voller Blut reitet der Tod, neben ihm auf einem schwarzen Hengst der Teufel, der sich wie der Allmächtige fühlt. Die ganze, vom Tod angeführte Parade ist ein „Völkergemansch“ (in diesen und weiteren Zeilen offenbart der Dichter unmißverständlich seine Rassenideologie, in welcher er sich auf Gott beruft):

„Engländer, Russen, Franzosen in Massen,
Japse, Inder, Turkos, Kärls von alle Rassen;
En Völkergemansch as Häksel un Kaff,
As Hott un Tott et dao dörnanner gaff.
De süs nao Härguods Willen för sik sölln bliwen,
De muß nu de Daud – of de Düwel – tausamen driwen.“

Engländer, Russen, Franzosen in Massen,
Japsen, Inder, Türken, Kerls von allen Rassen;
Ein Völkergemisch wie >Häksel und Kaff<,
Wie Hott und Tott es da durcheinander gab.
Die sonst nach Herrgotts Willen für sich sollen bleiben,
Die mußte nun der Tod – oder der Teufel – zusammen treiben.

Doch wo, so lautet die Frage an den Wind, sind in dieser Schau die *deutschen* Krieger? Na, das sind doch die Sieger! Sie marschieren hinter dem gottwidrigen Vielvölkergemisch des Gefangenentrupps, angeführt vom heiligen Erzengel Michael. Sie gehen kerzengerade wie >geborene Herren< und als die >Ersten der Gotteskinder auf Erden< – gekrönt mit dem Eichenkranz (der gefallenen deutschen Kriegshelden) und in Erwartung des himmlischen Freudentanzes. So also finden wir die Deutschen:

„Pots Blits, dat wörn doch de Siger!
De tröcken, Sünt Michel as Marschall vörop,
Gliks achter den grauten Gefangenentropp.
Richtop as de gebuorenen Härn,
As Härguodskinner de Ersten op Ärn,
De nu opt Höft den Eekenkranz
Marßeert taum hiëmlisken Fraidendanz.“

Als der lange Zug am Höllentor ankommt, wird seine erste Abteilung vom Kaiser Napoleon Bonaparte, dem Kommandanten der Höllenstadt, schon erwartet. Der ganze, aus allen Rassen (außer den Deutschen) vermischte Haufen wird mit allen Gebeinen und Knochen von der Hölle verschluckt. Die anderen aber, die deutschen Sieger, ziehen mit Regimentsmusik weiter zum lieben Herrgottsreich, und hier warten als Empfangskomitee der Alte Fritz, Blücher, Moltke, Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck und ein ganzer himmlischer Generalstab:

„De Annern trökken derwil
Met Regementsmusik
Nao't laiwe Härguodsrik.
Män buoben vör de Hiëmeldüör
Stonn längst de Olle Fritz dervüör.
Auk Blücher, Moltke un Kaiser Wilhelm,
Un Bismarck met sinen Kürasseerhelm.
Met'n ganzen hiëmlisken Generalstaf
Holl nu Oll Fritz de graute Parad af.“



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Gemeinsam geht es dann an Sankt Peter vorbei zum Himmelstor, wo die Engel unter Glockenklang das große Tedeum anstimmen und das himmlische Orchester mit all seinen Instrumenten jubiliert, als wäre es vor Freude über das „dütske Vaderland“ außer Rand und Band.

Der Wind selber darf aber nicht mit durch das Himmelstor einziehen, sondern wird von Sankt Petrus in ein wichtiges Gespräch verwickelt. Krieg heißt ja so viel wie >Nehmen und Greif zu<. Auch wenn >Soldaten und Diplomaten< sich scheinbar zusammenreimt, so weiß Petrus doch im Sinne des göttlichen Ratschlages die Warnung vor einem falschen Frieden mitzuteilen: „Üm’t dütske Rik, Wind, wör et slecht bestallt, / Wenn statt Soldaoten met dat Schwert / De Schriwer den Friäden met de Fiäder dikteert.“ Nicht die Friedensschreiberlinge mit ihrer Feder, sondern die Soldaten mit dem Schwert in der Hand sollen entscheiden. Denn die vom Wind an den deutschen Kaiser zu überbringende Botschaft von Sankt Petrus lautet: Da die Deutschen >das adeligste und frömmste Menschengelüt< und die >wahren Herrgottskinder< sind, ist es ihnen zugedacht, mit gutem Gewissen die Weltkarte ganz neu zu ordnen, im eigenen Land eine Art „nationalen Sozialismus“ zu verwirklichen (Haus- und Hofbesitz für alle) und für immer auf der Erde >hoch über allen Völkern< zu stehen:

Jä, hör män!

Sünt Peter wees mi op de Weltkart trecht

Un hät daobi as’n wisen Raotshär seggt:

Süh düt, süh dat, un dat un düt un dat,

Dat häft de Dütsken fröher auk al hat.

Sind se üm düt un dat dör laige Schelme kuëmen,

Är guëd Gewiëten hät iär kiner nuohmen.

Se häft dat adligste Menschengelüt,

En lechten Kopp un dat frommste Kinnergemöt.

Drüm söllt se nich lungen as arme hüngrige Sünnner,

Söllt liäwen un wiäwen as waohre Härguodskinner.
 En jeden sall iärwen ut hiëmliske Vaderhand
 Met Hus un Huof sin Stücksken Erdenland.
 Dat Hiärt vull Liäbenslust,
 De Seele guoddbewußt,
 Den Kopp nao buoben, frank un fri,
 Söllt se sik weggen as frohe un frie Lü!
 Segg Kaiser Wilhelm, Wind! ik härr di't seggt:
 Dat dütske Rik, dat dütske Recht,
 Sall nümmer unnergoahn,
 Haug öwer alle Völker sall't bestaohn
 För ümmer op de Är!
 So wullt von Anfang Guod de Här.

Wie genau nun aber die neue Aufteilung des Globus nach ewigem göttlichen Ratschluß ausfallen soll, das darf der Wind wohl nur dem Kaiser Wilhelm im Rahmen einer geheimen Botschaft ins Ohr flüstern. Den Schluß dieses Textes bildet kein erneutes >Großer Gott wir loben dich<, sondern eine zweistrophige, kirchenliedähnliche Hymne an den deutschen Kaiser:

Heel, Kaiser Wilhelm, di!
 Wi luowt un laiwet di,
 Wi trut op di!
 Lenk use Vaderland,
 Dütskland met starke Hand,
 Dat din Volk stolt di folgt,
 Di, Kaiser, di!

Die infame Kriegspropaganda der Rechten, einschließlich einer wahnhaften Vorstellung von „Siegfrieden“ und Weltneuordnung, ist in diesem menschenverachtenden Gedicht muster-gültig enthalten. Mit der deutsch-nationalen und völkisch-rassistischen „Theologie“ dieses z.T. humoristisch daherkommenden, in Wirklichkeit aber hochpolitischen Textes ist der Boden des Christentums ganz sicher verlassen. Beim Einstieg in die Vision sollte man unbedingt an den in Westfalen wirkungsgeschichtlich so bedeutsamen Mythos der „Schlacht am Birkenbaum“ denken (→II.3). Zentral für diese Kriegsdichtung ist das „platonische Modell“ der vorgeführten Weltkriegs- und Welterlösungsordnung. Das irdische Geschehen hängt aufs Engste zusammen mit dem transzendenten himmlischen Geschehen. Der geschilderte Himmel ist allerdings ein *deutscher* Himmel, und der im Hintergrund ewig waltende „Gott“ ist zweifellos auch ein „*deutscher* Gott“. Salopp bzw. polemisch könnte man diesen Text als völkisch-humoristisches Pendant zum ersten Teil von WAGENFELDS Dichtung „*De Antichrist*“ (1916) charakterisieren.

Vorerst freilich gilt es in der Sammlung vor dem Endsieg noch einige Schlachten zu schlagen. Bei einer „*Inkwateerung*“ (ebd., S. 28f) in Feindesland heißt es im nächsten Gedicht: „Trumm, trumm, trumm! / Wahr di, Bur, ik kuëm. / Ik breng di nicks, ik niëhm di af, / Stiäk di Kaih und Kalwer af ...“ Und das verlangt der deutsche Landwehrmann bei der Einquartierung: >Weinfaß, Eier in der Pfanne, Fleisch auf den Tisch!< Die Mädchen sollen nicht heulen und maulen, denn man will ja nichts umsonst: Wenn die „Deernken“ schön artig und keine grauen Eulen sind, bekommen sie beim Abschied zuckersüße Küsse (Szuckersöte Mülkes) von den Soldaten.

Wer beim Militär den „*Tappenstriek*“ (ebd., S. 29) nicht einhält, bekommt zwar nicht gerade die Knochen krumm gehauen, aber „Drei Dage bi Water und Braud“ wird ihm der Herr Unteroffizier wohl verschreiben.

„*Ut Feldwebel Snütkens Soldaotenkatechismus*“ (ebd., S. 30) erfahren wir, daß für deutsche Soldaten „Deserteur“ ein Fremdwort ist: „Män drop un dran, / Pulver op de Pann, / Mann an Mann / Met Kolben un Bajonett, / Dat giff dat rechte Hackenfett“. – Das „*Trompetterstücksken*“ (ebd., S. 30f) verrät, was am Ende stehen wird: „Gloria.a.a.a! / Viktoria.a.a.a! / Siger sind wi, sind wi, sind wi!“

Gott selbst, so die Bitte in „*Min Muorgen- un Aobendgebiät*“ (ebd., S. 31f), soll Gericht halten und den Teufel England, der offenbar als irdische Verkörperung des überirdischen Satans in das Kriegshorn geblasen hat, totschiagen.³¹ Der ganze Erdball wird vom Tod regiert und ist rot von Blut. Deshalb muß der englischen Mörderhand von der höchsten Macht Einhalt geboten werden. >Uns Deutschen< kommt – auch wenn die Welt „vuller Düwel“ ist – an dieser Stelle kein Zweifel: es wird dem „Guodhär“ gelingen. Dieses letzte Gedicht der Sammlung des „Altmeisters der westfälischen Mundartlyrik“, ein propagandistischer Haßgesang gegen England und zweifellos ebenfalls eine Huldigung an den „deutschen Gott“, sei zum Abschluß vollständig dokumentiert:

Min Muorgen- un Aobendgebiät

Här, nun slao den Düwel daud!
De Naud op Erden wät allto graut,
Et brennt an alle Ecken un Enden,
Wi könnst dat Für nich af mähr wenden.
Kumm us tau Hölp, Här, help!
De ganze Erdball staiht in Brand,
Slao daud den Düwel von England!

Här, rings regeert de Daud,
Süh, Land un Water raut von Blaud.
En Daudenkiärkhuof de ganze Erde,
Rings Liwer un Knuoken von Mensken un Piärde.
Kumm us tau Hölp, Här, help!
Slao lahm den Arm, der Mörderhand,
Slao daud den Düwel von England!

Här, se driwt dat Räuwerspiäl
Viäl hunnert Jaohr, et wät to viäl!
In dinen Namen laigt un stiehlt se,
In dinen Namen schinnert un kwiält se.
Holl din Gericht, Guodhär!
Laot föhlen dine Richterhand,
Slao daud den Düwel von England!

Här, dat Krigshörn Saotan bloß,
De ganze Hölle lait he loß.
Un is de Welt auk vuller Düwel,
Us Dütske päck an di kin Twiweel,
Du krigs em unner, Här!
Din Vaderhiärt taum Unnerpand:
Släöß daud den Düwel von England.

³¹ Vgl. auch hier die Erschaffung des Engländers durch den Teufel in: Wagenfeld 1914a, S. 10-13.

V. Karl Wagenfeld: Haß und deutsche Kriegstheologie



Der Münsterländer KARL WAGENFELD (1869-1939) wurde geboren „am 5. April 1869 in Lüdinghausen. Sein Vater, ein Eisenbahnbeamter, wurde bald nach der Geburt des Sohnes nach Drensteinfurt versetzt. Dort bildete damals noch ausschließlich das Plattdeutsche die Umgangssprache und wurde somit zu Wagenfelds Muttersprache. [...] Vom Herbst 1886 an Besuch des Warendorfer Lehrerseminars bis zum Abschluß des Ersten Staatsexamens im August 1889. Er begann seine Lehrtätigkeit in einer Bauerschule in Göttingen bei Liesborn im damaligen Kreis Beckum. 1891 Versetzung nach Bockholt im Kreis Recklinghausen und 1896 nach Recklinghausen. Seit 1899 unterrichtete er an der Martinischule in Münster.“ (LWA*) Ursprünglich wollte der Dichter Arzt werden, was ihm jedoch aufgrund der ökonomischen Lage im kleinbürgerlichen Elternhaus versagt blieb; als Volksschullehrer versuchte er über publizistische, dann auch verbandliche Wirkungsfelder seine soziale Stellung zu verändern (Ditt 2012).

Der Katholik WAGENFELD regte schon 1913 die dann 1915 vollzogene Gründung des Westfälischen Heimatbundes an, in dem er ab 1919 förmlich zur Leitfigur wurde. Als Chefideologie eines biologistisch und rassistisch infizierten „westfälischen Stammesdenkens“ im Heimatbund baute er Brücken hin zur völkischen Bewegung, auf denen sich dann später auch ein nahtloses Zusammengehen mit dem Nationalsozialismus vollzog.

Das Ende einer weitgehend unkritischen WAGENFELD-Rezeption in Westfalen verdanken wir vor allem Rainer Schepper (Schepper 1990). Nunmehr liegt auch eine neue Arbeit über WAGENFELD von Karl Ditt vor, die mir der Autor freundlicherweise vorab zur Verfügung gestellt hat und die ich nachdrücklich empfehlen möchte (Ditt 2012). Nach diesem Forschungsbeitrag dürfte es noch schwieriger werden, im NSDAP-Mitglied WAGENFELD einfach nur den Vertreter eines „ernsten katholischen Konservatismus“ zu sehen.

Auf die neuralgischen Spannungspole in WAGENFELDS Werk – Mythos, Natur, Schicksal, Geschichte, völkische „Wertewelt“ und christliches Ethos – hat bereits Renate von Heydebrand 1983 mit großer Präzision hingewiesen (Heydebrand 1983, S. 128-131). Gleichwohl liegt eine ideologiekritische Arbeit, die die allzu offenkundigen Widersprüche in den *Mundartdichtungen* gründlich erhellt und zuvor das Feld der Kriegsdichtungen eingehend erkundet,

bislang noch nicht vor.³² Deshalb werde ich in diesem Kapitel dem Referat weithin unbekannter Texte und dem neuen Lesen altbekannter Werke viel Platz einräumen. Den Versepen wende ich mich dabei nicht als „Mundartforscher“ zu, sondern als Theologe. Die >großen geistlichen Mundartdichtungen< huldigen einem äußerst fragwürdigen Irrationalismus. Sie führen die Leser in einen metaphysischen Bereich des Übernatürlichen, in welchem ein ewiger Krieg zwischen „Gut und Böse“ grundgelegt ist.

Das Thema „Krieg“ ist zentral für WAGENFELD. Folgende Mundarttitel müssen wegen ihrer Entstehungszeit, thematischer Kriegsbezüge oder ihrer Konzeption als Feldpostgabe in unserer Untersuchung Berücksichtigung finden: „*Krieg – Gedichte in münsterländischer Mundart*“ (1914), „*Weltbrand – Neue Folge Kriegsgedichte in münsterländischer Mundart*“ (1915), „*An’n Herd: Plattdeutsche Feldbriefe*“ in sechs [!] Heften ([1915]1916-1917), die Versdichtung „*De Antichrist*“ (1916), „*Jans Baunenkamps Höllenfahrt*“ (1917; zuerst in den Plattdeutschen Feldbriefen Bd. 6) und „*Usse Vader – Vater unser*“ (1918).³³ Zur Erhellung ideologischer Hintergründe sind außerdem noch frühere und spätere Werke von WAGENFELD heranzuziehen, nämlich die plattdeutschen Dichtungen „*Daud un Düwel*“ (1911/1912) und „*Luzifer*“ (1920) sowie der Beitrag „*Krieg und Stammesart*“ (1919).

1. Plattdeutsche Propagandagedichte zum ersten Weltkrieg

Die beiden Lyrikbände in münsterländischer Mundart, mit denen KARL WAGENFELD 1914 und 1915 als haßerfüllter Kriegspropagandist hervortritt und die in der für die Rezeption maßgeblichen Werkausgabe keine Aufnahme gefunden haben, sind keineswegs nur zeitgebundene, tagespolitische Textproduktionen. Wir werden später noch sehen, warum man sie aus dem Gesamtwerk nicht herauslösen darf. Zunächst sollen hier die Inhalte der beiden Bücher vermittelt werden.³⁴

Der Lyrikband „Krieg!“ (1914)

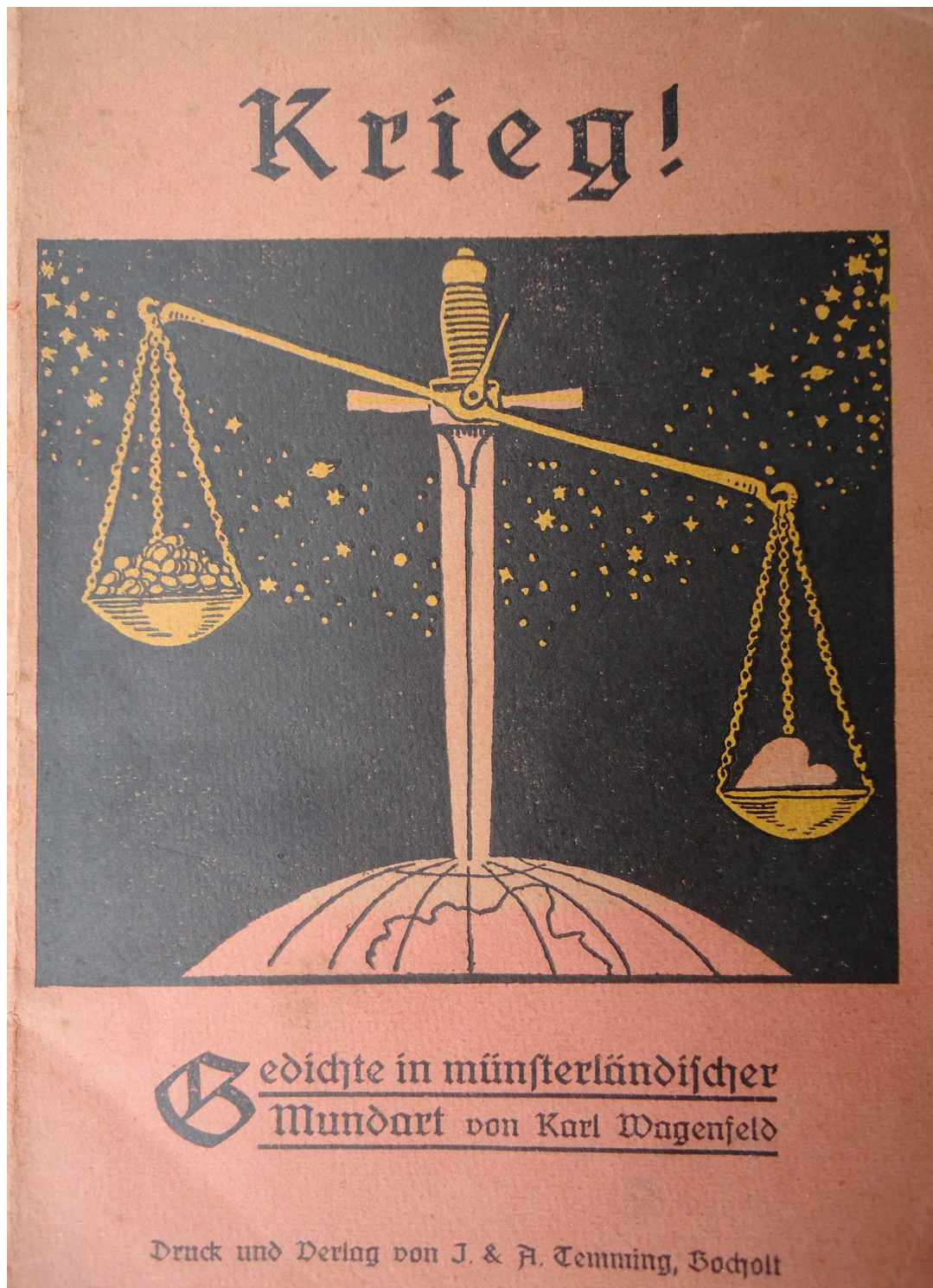
Der erste Band „Krieg!“, 1914 erschienen in der Reihe „Bücherei Westmünsterland“, enthält 20 Texte und vier Illustrationen von Augustin Heumann. Die Umschlag-Graphik vermittelt bereits ein ideologisches Programm: Vor dem Sternenhimmel ist das große Kriegsschwert in den Globus eingerammt. An dem Schwert befindet sich eine Waage mit zwei Schalen. Die linke, leichtere Schale ist mit Goldstücken gefüllt, rechts sehen wir ein Herz, das viel schwerer wiegt. Das idealistische Deutschland (Herz) steht für „innere, ideale Werte“ und den Gegensatz zu einer gierigen, materialistischen Welt (England). Eine solche Deutung des Krieges ist ganz zentral für WAGENFELD.³⁵

³² Bichel 1990 rückt aber schon deutlich von der apologetischen Linie der Wagenfeld-Editoren ab, deren Werkausgabe er als Textquelle seines Beitrags nutzt.

³³ Das Werk „*Hatt giegen hatt: Niederdeutsches Bauerndrama in 3 Aufzügen*“ (Hamburg 1917) ist bereits 1913 entstanden und wird nachfolgend nicht behandelt. Vgl. zu diesem Bühnenstück die kritischen Ausführungen in: Heydebrand 1983, S. 130f.

³⁴ Eine gute, kürzere Zusammenfassung zu beiden Bänden von Elmar Schilling liegt bereits seit einigen Jahren vor (Schilling 2008).

³⁵ Sogar Thomas Mann „vertrat vor und während des Ersten Weltkriegs einen absurd überhöhten Nationalismus, indem er eine vermeintlich höhere deutsche Ethik, wahrhaftigere Kultur und tiefere Innerlichkeit von >westlicher Zivilisation< unterschied, die er als dekadent und geistig flach zu charakterisieren trachtete. Zur Verteidigung der angeblich höheren deutschen Werte erschien ihm Krieg gerechtfertigt. Daß jedoch im kaiserlichen Deutschland Menschenrechte und Freiheit weniger galten als in den gegnerischen westlichen Ländern, bewegte ihn nicht. Er änderte aber seine Einstellung nach dem Krieg, trat für Versöhnung, Demokratie und soziale Gerechtigkeit ein.“ (Gleichmann 2011) – Zu ähnlichen Anschauungen Max Schelers, der Europa zur Zeit des ersten Weltkrieges als Schauplatz eines Kampfes um „das Herz des Herzens der Welt“ betrachtete, vgl. Missalla 1968, S. 40.



Die Begriffe Stark und Schwach, Gut und Böse, Recht und Unrecht, so vermittelt das Eingangsgedicht „*Krieg!*“, sind nun verkehrt bzw. verwirrt; nur Gott und treudeutsche Art bleiben als Gewißheiten: „Bestaohen bliff Guod bloß un trü dütske Art / [...] Guods Hölp, dütske Hiärten, de brengt dütsken Sieg!“ (Wagenfeld 1914a, S. 5) Man sollte eine solche Feststellung, getroffen im Kontext einer Klage über ethische Orientierungslosigkeit und Verwirrung im aktuellen Weltgeschehen, gut im Hinterkopf behalten.

Im Gedicht „*Dütske Jung, dütske Mann!*“ (ebd., S. 6) wird die Entmenschlichung des Feindes auf die Spitze getrieben: Die französischen Lumpen kennen wie Tiere kein Mitleid, schänden

Frauen und werfen Kleinkinder durchs Fenster; gegen dieses Mörderpack darf es keine Gnade geben: „Haut all dat Janhagel to Pulver un Gruß! [...] Uss' Härquod hört juen Hölpeschrei.“

Der „Landsturm“ (ebd., S. 7) läßt all seine Liebe in der Heimat zurück und nimmt nur die Wut mit in den Krieg. Der Herrgott weiß, daß >unsere Sache gerecht ist< und die Feinde sogar noch für den Teufel zu schlecht sind. Gott soll für die Daheimbleibenden Sorge tragen: „Wat süß nao to dohen, dat, Härquod, doh wi. [Was sonst noch zu tun ist, das, Herrgott, tun wir.]“

Der kleine Jan kann selbst noch nicht mit dem Gewehr für den Sieg kämpfen, doch er weiß, daß sein kräftiger Vater, an dem Gott alle Kugeln vorbeilenken soll, wohl zehn Franzosen und nebenher noch zehn Russen totschiagen wird (ebd., S. 8: *Jännsken sin Gebett*).

Im Gedicht „Bloß hassen“ (ebd., S. 9) bekennt der Vater eines Gefallenen, daß er die Vaterunser-Bitte „Vergib mir meine Schuld, wie auch ich vergeben will“ nicht mehr beten kann. Mit dem Satan mache schließlich selbst der Herrgott keinen Frieden, und auch den satanische Feind im Krieg könne man bloß hassen: „Un Satän sind't, Här, we den Krieg us häbbt bracht / [...] Ick kann nich vergieben, 't geiht üöwer min' Macht, / Düss' Satän, Här, kann ick bloß hassen.“ Dieses Gedicht ist ein besonders wichtiger Bezugspunkt für die Deutung der späteren Versdichtung „Usse Vader“ von 1918.



Illustration zum Gedicht „Düwelswiärk“ (Wagenfeld 1914a)

Der >erste Engländer< ist – ganz wörtlich genommen – ein „Düwelswiärk“ (ebd., S. 10-13), vom Teufel selbst als höchster Höllenengel geschaffen: aus einer äußeren „Germanen“-Hülle, ergänzt durch Hände von Räubern und Zutaten von verschiedenen Tieren, schließlich mit einem Stein als Herz ausgestattet (denn ein Mörderherz wäre noch zu gut).

Ein „Dütsk Patent“ (ebd., S. 14), das John Bull – das räuberische England – nicht nachmachen kann, sind deutsche Ehrlichkeit und Treue und „de dütske Wichs“: „du kriggs de Huckle vull!“ – Der deutsche Michel spielt für das unschlagbare „dütske Riek“ sein „Krüz-

Solo giegen all“ (ebd., S. 15), besiegt „Franzos un Russenkopp“ durch warme Herzen und scharfes Piek.

Einstweilen muß St. Hubertus, der Schutzpatron der Jäger, in den Hintergrund treten, denn >unser Sankt Michael< – der angebliche Erzengel der Deutschen also – hat im Krieg die große Jagd übernommen (ebd., S. 16: *De Jagd is loas*): jetzt geht es nicht gegen Hasen und Rehe, sondern um die Schlacht gegen den französischen Hahn, den belgischen Löwen, den russischen Bären und die englische Bulldogge (d.i. ist ein Hund, der ersäuft werden muß). Wenn er all diese erlegt hat, hängt Sankt Michael sein Gewehr vergnügt an die Wand, und der heilige Hubertus kann wieder wie ehemals über dem Jägerhandwerk walten.

Der Krieg bringt eine andere Art des Gottesdienstes³⁶ mit sich (ebd., S. 17: *Sunndag*): das Himmelszelt ist die Kirche, die Kanonen sind die Glocken und das Soldatenherz ist der von Gott geschaffene Altar. Nach ihrer >Sonntagsarbeit< für den Sieg, die dem höchsten göttlichen Gebot der Liebe entspricht, knien die Soldaten im Feld zum Danklied nieder.

Gegen unmännliche Angsthasen, die Angst vor einem Einfall der Russen haben, setzt der Dichter die Sichtweise richtiger Kerle (ebd., S. 18: *De Russen kuemt*): Man wird den Russen schon eine ordentliche Tanzschule und ein deftiges Schlachtfest zu bieten wissen. – Wie man den Russen auf die Schnute haut und sie dann in Wasser und Sumpf treibt, macht General Hindenburg vor, der jetzt Feldmarschall ist (ebd., S. 19f: *Hindenburg*). – Insbesondere „*Drei Niedersachsen*“ (ebd., S. 21-25) zählen zu den großen Helden (Otto von Emmich, Alexander von Kluck, Otto Weddigen); hier klingt ein niederdeutscher bzw. westfälischer Kriegerkult an: „Wo Isen ligg, wo Eeken wass’t, / Dao wass’t auk Lü, we daobi paßt.“

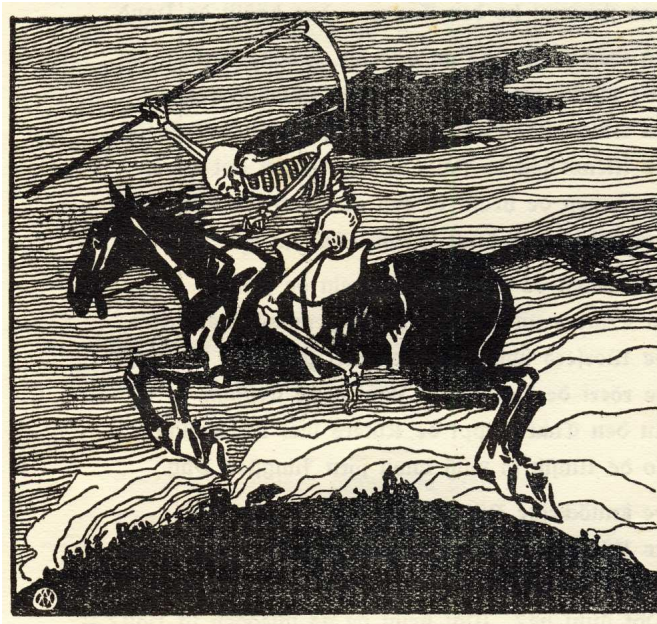


Illustration zum Gedicht „Rüter Daut“ (Wagenfeld 1914a)

Das lange Gedicht „*Rüter Daut*“ (ebd., S. 26-33) beschreibt, wie der Tod über das Schlachtfeld reitet und – im Zeitalter der modernen Kanonen, Granaten und Maschinengewehre – reiche Ernte einfährt für Himmel und Hölle. Doch die deutschen Soldaten antworten ihm mit Spottversen und todesmutigen Liedern; sie sind bereit, im heiligen Krieg für Vaterland und Kaiser zu sterben. Vor diesen Soldaten, die im Volk in Ewigkeit als Helden weiterleben

³⁶ Der Krieg konnte auch in der katholischen Kriegspredigt förmlich als Sakrament betrachtet werden; G. Koch predigte gar zum Altarsakrament: „Was ist eine Fronleichnamsprozession gegen die Aufzüge an den Fronten, was sind alle Glockengeläute und Hochamtsorgeln gegen den Donner der Kanonen und das Krachen der Mörser“ (zit. Missalla 1968, S. 65).

werden, kann am Ende selbst der Reiter Tod seine Hochachtung nicht verbergen: „Hoch, hoch! dütske Jungs, int Stiärben so graut! / Hoch Dütskland hoch! Du häß kine Naut!“ – Dem Lehrer Karl Otto Böttcher aus Münster, der an der Front „unter heftigstem Granatfeuer“ das Lied „O Deutschland hoch in Ehren“ angestimmt haben soll, ist das Gedicht „*Dat Leed*“ (ebd., S. 34f) gewidmet. Sowohl das Wegkreuz mit „en Härguod dran“ als auch das schwarz-umrandete Eiserne Kreuz in der Gefallenenanzeige stehen für die größte Liebe (ebd., S. 36: *Twe Krüze*).



Illustration zum Gedicht „An de Hiemelspaot“ (Wagenfeld 1914a)

Zu einem besonders deutlichen Beispiel für nationalistische Kriegstheologie schreibt Elmar Schilling: „Einen Höhepunkt in Wagenfelds Verklärung des deutschen Soldatentums stellt die Darstellung des Geschehens >An de Hiemelspaot< ([Wagenfeld 1914a,] S. 37-39) dar: Petrus kündigt den Englein an, daß Russen, Franzosen und Engländer in den *Höllenkolk* kommen werden, während er von den Deutschen so begeistert ist, daß er die Kaiserhymne >Heil dir im Siegerkranz< vor sich hinpfeift – bis ein paar Deutsche an der Hiemelspforte eintreffen, die er voller Begeisterung in Empfang nimmt.“ (Schilling 2008, S. 195) Zeitungsmeldungen über den russischen Kaiser und die anderen Feinde der Deutschen gehen hingegen nur den Teufel etwas an. Daß aber der deutsche Kaiser Lüttich fest in seiner Hand hält: „wat har Petrus Spaß“ an dieser Nachricht. Die Illustration zu diesem – ebenfalls vertonten – Gedicht legt dem Betrachter nahe, daß man im Himmel auch die deutsche Nationalflagge hisst.

Außerordentlich tröstlich fällt das Gedicht „*He liäwt*“ (Wagenfeld 1914a, S. 40f) aus: die Mutter hat schon eine Totenmesse für ihren vermeintlich gefallenen Sohn bestellt, da kommt in letzter Minute die Nachricht, daß dieser noch lebt und nur verwundet ist.

„*Siegesklocken*“ (ebd., S. 42) nehmen den Ausgang des Krieges vorweg: „Wunnen, wunnen! [...] O Härquod help wieder! Dank, Dank, Dank!“ – Im Schlußgedicht wird die alte Hellweg-Sage von einer endzeitlichen Schlacht am Birkenbaum (→II.3), die ein mythischer >weißer Kaiser< unter göttlichem Beistand gewinnt, aufgegriffen (ebd., S. 43f: *De Slacht an’n Biäkenbaum*). Die alten Prophezeiungen gelten für die Jetztzeit (der Papst ist tot, die Sonne verdunkelt sich, Franzosen und Russen mobilisieren, der Glaube wird unterdrückt, die Hoffart lacht, das Volk begehrt auf gegen monarchische Macht); ein guter Ausgang unter tausendfachem Dank ist gewiß.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Der Lyrikband „Weltbrand“ (1915)

Der zweite Band „Weltbrand“³⁷, 1915 als „Neue Folge Kriegsgedichte in münsterländischer Mundart“ erschienen, setzt die Linie von nationalistischer Haßpropaganda und Kriegstheologie z.T. noch drastischer fort. Der Kaiser steht an seinem Ehrentag in Eisen und drischt nach Osten und Westen hin; die Westfalen sind ihm in bedingungsloser Treue ergeben (Wagenfeld 1915, S. 5: *Kaisers Geburtstag 1915*): „Westfaolen de laott för den Kaiser nich nao, / Met di, Wilm, gutt of kaputt! [...] Mit dir, Wilhelm, gut oder kaputt!“

Ein großer Haßgesang ist das Gedicht „*Guod, straof Engelland!*“ (ebd., S. 6f). Neunmal variiert der Dichter das Hassen (als Dünger, bei Tag, bei Nacht, in Weinen und Lachen,

³⁷ „Weltbrand“ steht in Wagenfelds Dichtung „*De Antichrist*“ von 1916 auch für den Abgrund der Verdammten (Wagenfeld 1954/1983, S. 81, 84).

Leiden und Freude, als Waffe an der Seite der „Liebe“). „Gott“, so wünscht WAGENFELD, soll >unser Beten< und >unser Hassen< segnen. Gott strafe England, Deutschland hält stellvertretend für ihn das Weltgericht („För die haoll wi dat Weltgericht“).

Offenbar hat jemand dem Dichter die Unchristlichkeit seines Hasses vorgeworfen, wie wir aus dem sich anschließenden Gedicht „*Nich mür hassen*“ (ebd., S. 8f) erfahren. Doch wie soll man einem Pack aus Mördern und Dieben, die uns Krieg und Not gebracht haben, vergeben oder es gar liebhaben? Entfaltet wird nun folgende Kriegstheologie des Hasses, in welcher sich der Dichter als Bibelausleger³⁸ betätigt: Der Herrgott hat zwar Liebe gepredigt und sogar noch am Kreuz um göttliche Vergebung für seine Peiniger gebetet, doch gegen die geldgierigen Krämer im Tempel ist er selbst mit harten Schlägen vorgegangen. Da nun die ganze Welt Gottes Tempel ist und England diesen Kirchtempel mit seiner Geldgier entehrt, kann es für diesen brudermörderischen Feind kein Erbarmen geben. Mehrfach betont WAGENFELD in diesem Text, daß es die nicht auslöschbare heilige Flamme der Liebe sei, die >uns den Haß gibt<. Dieser Haß soll erst sterben, wenn England zahm geworden ist und den Herrn Jesus als Zuchtmeister der Tempelgeldwechsler kennengelernt hat: „O Härguod giff du / De engelsken Lumpen de ewige Ruh! [Oh Herrgott, gib du / Den englischen Lumpen die ewige Ruh!]“, Dies ist der zweite besonders wichtige Bezugstext für die Deutung der Dichtung „*Usse Vader*“ von 1916.

In der letzten Strophe des Gedichts „*De Daud van Ypern*“ (ebd., S. 10f) über eine auf Pestzeiten zurückgehende Darstellung des Todes am Rathaus von Ypern in Flandern wird Deutschland wieder als Vollstrecker des „Weltgerichts“ charakterisiert. Der Text gehört zu den wenigen Kriegsgedichten, die in die Werkausgabe von 1954 Aufnahme gefunden haben – allerdings unter Tilgung des Hinweises auf die deutsche Weltgerichtsbarkeit.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Eine unverhohlene Polemik gegen den Friedenspapst Benedikt XV. bietet der Katholik KARL WAGENFELD mit seinem Gedicht „*Dütsk Gebett*“ (ebd., S. 12f). Der Papst in Rom habe Europa dazu aufgerufen, für Frieden zu beten, und dies werde nun überall, wo das Wort des Kirchenoberhauptes etwas gilt, auch auf Knien befolgt. Der Dichter wendet sich als „en dütsken Mann“ jedoch direkt an Gott und bekennt, er könne nicht zusammen mit all dem andern Volk, das in Satans Höllenfeuer hineingehöre, um Frieden beten. Jeder deutsche

³⁸ Erschreckende Beispiele einer propagandistischen „Bibelauslegung“ in der katholischen Kriegspredigt 1914-1918 findet man bei: Missalla 1968, S. 106-110.

Mann, so belehrt WAGENFELD seinen „Gott“, könne in diesem Krieg nur um Sieg beten. Erst, wenn der Feind mit tiefster Todeswunde darniederliege, wolle man Gott auch für den [Sieg-]Frieden danken. Dieses schier unglaubliche Textzeugnis aus dem deutschen Nationalkatholizismus sei hier vollständig zitiert:

Dütsk Gebett

De Paopst in Rom:
 „Allt Volk in’n Dom!
 Europa sall biäden:
 >O Härguod giff Friäden!<“

Un wo den Paopst sin Waod wat gelt,
 Fäöllt op de Knei de ganze Welt
 Un stürmt den Hiemmel met Gebett,
 Dat baoll doch wier Friäden wärd.

O Guod, hier steiht en dütsken Mann,
 We, äs du weeßt, auk biäden kann
 Un di äs sinen Häern kennt,
 Auk aohn’ dat’t op de Nängel brennt;
 We auk in Friäden nao di söcht
 Un di – un süß auk garnix – fröcht. –
 Un de sall nu met all dat Volk,
 Wat häört in Satans Höllenkolk,
 Vör di, o Härguod, triäden
 Un biäden üm den Friäden? – –

Du, Härguod, kennst de dütske Naut;
 De Naut is graut, brengt viell den Daud,
 Un üm den Thron di klungen hät
 All männig dütske Mannsgebett
 In düssen wilden, wösten Krieg –
 Män nich üm Friäden, nee üm Sieg!
 Denn dat weeßt du, weet jedermann,
 Dat Friäden us nich batten kann,
 Wann nich de Fiend ligg an den Grunn
 Met deipste, deipste Daudeswunn.
 Dann, dann Här, wann wi Sieger sind
 För us un Kind un Kinnerkind,
 Dann, dann Här, will wi biäden,
 Di danken för den Friäden.

Män nu, solang nao is de Krieg,
 Biäd wi to di üm grauten Sieg;
 Üm Sieg bloß jede dütske Mann
 Ut’t deipste Hiärt recht biäden kann.

We brüöcken hillg’en Friäden,
 De laot üm Friäden biäden!

Für die kritische Katholizismus-Forschung stelle ich hier auch eine hochdeutsche Übertragung des Textes als Lesehilfe zur Verfügung:

Deutsches Gebet

De Papst in Rom:
„Alles Volk in den Dom!
Europa soll beten:
>O Herrgott gib Frieden!<“

Und wo des Papstes Wort was gilt,
Fällt auf die Knie die ganze Welt
Und stürmt den Himmel mit Gebet,
Daß bald doch wieder Friede werde.

O Gott, hier steht ein deutscher Mann,
Der, wie du weißt, auch beten kann
Und Dich als seinen Herren kennt,
Auch ohne, daß es auf den Nägeln brennt;
Der auch im Frieden nach Dir sucht
Und Dich – und sonst auch garnichts – fürchtet. –
Und der soll nun mit all dem Volk,
Das in Satans Höllensumpf gehört,
Vor Dich, o Herrgott, treten
Und beten um den Frieden? – –

Du, Herrgott, kennst die deutsche Not;
Die Not ist groß, bringt vielen Tod,
Und um den Thron hat Dir geklungen
Schon manches deutsche Mannsgebet
In diesem wilden, wüsten Krieg –
Aber nicht um Frieden, nein um Sieg!
Denn das weißt Du, weiß jedermann,
Daß Frieden uns nicht helfen kann,
Wenn nicht der Feind am Boden liegt
Mit tiefster, tiefster Todeswunde.
Dann, dann Herr, wenn wir Sieger sind
Für uns und Kind und Kindeskind,
Dann, dann Herr, wollen wir beten,
Dir danken für den Frieden.

Aber jetzt, solange noch ist der Krieg,
Beten wir zu Dir um großen Sieg;
Um Sieg bloß jeder deutsche Mann
Aus tiefstem Herz recht beten kann.

Die den heiligen Frieden gebrochen haben,
Die sollen um Frieden beten!³⁹

Ein weiteres Haßgedicht gegen England trägt den Titel „*Sir Grey un de Düwel*“ (ebd., S. 14-20). Der britische Außenminister Sir Edward Grey wird darin als ein Anbeter und Knecht des Teufels vorgestellt, dessen Plan, 70 Millionen deutsche Kinder, Frauen und Männer in den Hungertod zu treiben, selbst dem Satan gegen die Ehre geht.⁴⁰ Damit übertrifft ein Sohn von

³⁹ Die beiden Schlußzeilen übersetze ich hier nach einer Anregung von Prof. Hans Taubken ganz frei. – Wörtliche Übertragung: „Die gebrochen heiligen Frieden, / Die laß um Frieden beten!“

⁴⁰ Aly 2011, S. 152 schreibt: „Infolge der britischen Seeblockade waren 500.000 Deutsche verhungert.“

„John Bull“, dessen Militär sich vor allem aus den englischen Zuchthäusern rekrutiert, noch die Hölle an Bosheit. Der Teufel sieht Sir Grey auch schon gemäß dem Vorbild des „Judas“ am Baum hängen, wenn der Hungertod in Wirklichkeit England – statt Deutschland – heim-sucht. Gott und der Erzengel Michael, so wird zweimal betont, stehen auf Deutschlands Seite und werden die englischen Pläne vereiteln.

Im Gedicht „*Askedag – Vorabend des 18. Februar 1915*“ (ebd., S. 21f) wird England angesichts seines Geldes und seiner Bosheit an die Sterblichkeit erinnert, denn bis zu den Osterglocken werden >unsere blauen Jungs mit ihrer U< diesem Feind wohl das „dütske Evangelium“ gepredigt haben. – Russen, Franzosen und Engländer präsentieren ihren neuen Verbündeten Japan als großen Adler, in Wirklichkeit jedoch handelt es sich um einen gelbköpfigen Geier, der ihnen Kuckuckseier ins eigene Nest legt (ebd., S. 24f: *De Vugel*).

„*De aolle Bur*“ (ebd., S. 23), der drei Söhne an der Front stehen hat und selbst mit dem Pflug in der Heimat allein für vier Männer arbeitet, ist Oberhaupt einer arbeitsteiligen Familie: „De Jungs de slaot de Finde daud, / De Aoll de suorgt fört däglick’ Braut [Die Jungens schlagen die Feinde tot, / Der Alte sorgt für’s tägliche Brot]“.

Im Gedicht „*Paoskfüers*“ (ebd., S. 26) werden die frommen Osterfeuer in Westfalen („Fröhliche Ostern!“) und die Flammen der Kriegsfeuer in Feindesland („Blödrige Ostern!“) einander gegenübergestellt – beides gehört zur Bezwingung des Todes und kündigt von Westfalentreue, die somit gleichermaßen religiös und kriegerisch zu verstehen ist.

In seiner Tonart steht das Gedicht „*Maientiet*“ (ebd., S. 27) in der Sammlung ziemlich einsam da: An der Seite eines – ärmlich gekleideten, aber mit Eisernem Kreuz ausgezeichneten – Kriegsinvaliden geht ein schönes Mädchen spazieren; die vorlaute Singdrossel kommentiert das Bild für den Dichter: „Ick glaiw, för dat Krüz un de hiärtleiw Dähn / Laitst auk düör den Bollen di scheiten! [Ich glaube, für das Kreuz und die herzlichste Dirn / Ließest auch du durch das Bein dich schießen!]“ Was also soll dieser Soldat klagen über ein kaputtgeschossenes Bein?

Im Gedicht „*Lusitania-Protest*“ (ebd., S. 28) geht es um den Protest des >frommen Englands< gegen die deutsche Kriegsführung. Während sich im ganzen Deutschen Reich jeder über den Untergang des vom deutschen Unterseeboot U-20 am 7. Mai 1915 vor Irland beschossenen britischen Passagierdampfers RMS Lusitania freut, spricht die Gegenseite angesichts von über tausend Todesopfern von Barbarei. Auf der britischen Protestnote stehen auch die Unterschriften ehemaliger Deutscher, so die von August Cohn. Dies nimmt WAGENFELD zum Anlaß für eine judenfeindliche Polemik; die besagten Namen ließen ja wohl kaum auf einen >deutschen Stamm< schließen:

„Das spricht der Menschlichkeit ja Hohn!“
Schreit Meyer, Hirsch und August Cohn –
Dat reggt nu wull kin’ Dütsken op;
Män männigeen schütt’t doch düörn Kopp,
Wann he so düsse Namens läst:
„Weck dütsken Stamm dreew düsse Äst!“

Mit dem berühmten Zitat des „Götz von Berlichingen“ wird ein Brief des >Herrn Jonathan< aus den Vereinigten Staaten beantwortet (ebd., S. 40: *Amerika*); am deutschen Unterseebooteinsatz soll sich nichts ändern: „Dat met de >U< bliff so, äs ’t was!“

Der deutsche Adler, umringt von Neid und Haß der Aasvögel und Raben, wird wegen seiner geistigen und materiellen Überlegenheit alle Feinde besiegen: „Haug dütske Geist äs Adler treckt, / Haug dütske Fust dat Isen reckt / Jüst äs in aollen Titen. [...] Wat dütsk is, dat bliff buoben.“ (ebd., S. 29f: *Aosvüegel*)

Italien, das nun auch auf der Seite der Feinde steht, ist ein „Judas“ (ebd., S. 31), der jedoch >unsres Hasses nicht wert< ist und für dessen >Judasherz< auch das deutsche Schwert eigentlich >zu heilig< ist. – Auch wenn „*Italien*“ (ebd., S. 32f), wo das >Räubern seit alters-

her im Blut< liegt, jetzt Kerzen vor der Madonna anstecken sollte, so wird es doch wie Russen, Franzosen und englisches Pack mit >einem Sündenvergeben< seinen Anteil erhalten; die Deutschen hauen jetzt eben nur noch etwas fester und eiliger auf die Feinde drauf: >Unser Gott, unser Mut und unser österreichische Freund< bilden einen Dreierbund, der bis zum Ende der Welt bestehen bleibt: „Guod met us! 't gelt stiarben aof siegen.“

„Westfäölske Regimenter“ (ebd., S. 34) kämpfen für deutsche Ehre, deutsches Recht und alles, was das Menschenherz bewegt; für diese grenzenlose Liebe, die mit Gold gar nicht aufgewogen werden kann, ist jeder Dank zu klein.

Im Gedicht „Kameraod kumm!“ (ebd., S. 36f) wird uns der Trauermarsch für einen Soldaten gezeigt, der bei Neuve Chapelle mit seinem Gewehrkolben dem „Tommypack“ die Schädel eingeschlagen hat und dann durch ein feindliches Bajonett selbst tödlich verwundet worden ist. Dieser Soldat, den >seine Liebe aus der Welt< getrieben hat, wird von der einsamen Witwe, seinen fünf kleinen Kindern und einem langen Zug von Kriegsverwundeten aus dem Lazarett zum Grab geleitet.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Im Text „Wi winnt“ (ebd., S. 38f) wird ein deutscher Sieg beschworen und aus der Bibel [Lukas-Evangelium 19,12-27] heraus auch als Notwendigkeit bewiesen: >Gott, strafe unsere Feinde! Gott, schlag sie doch tot!< Jesu Gleichnis von den Talenten zeigt uns, wie es ablaufen wird: Die Deutschen haben mit ihren von Gott gegebenen Talenten gearbeitet und werden – nach Bezwingung aller Feinde – zum Lohn auch noch den Besitz der anderen Völker dazu erhalten: „... Un dann nao tom Lauhn, äs de Bibel et schriff, / Uss' Härguod de annern iähr' Brocken uss giff.“ WAGENFELDS laientheologischer Rat an die Zweifler zielt auf Gottvertrauen und Draufschlagen: „Denkt: Guod helpt nich den, we >Herr, Herr< bloß schreit, / Nee, we em vertrut un üm sick heit.“

Ein Soldat schreibt – durch die Zeit der Lindenblüte mit Heimweh erfüllt – einen Feldbrief an seine Braut: Wenn übers Jahr der Lindenbaum wieder blüht, soll es Frieden sein und wird es ein freudiges Wiedersehen geben (ebd., S. 41: *De Lindenbaum*). – Eine andere Braut erhält von der Front die Nachricht vom Tod ihres Janns; zwei Rosen der Liebsten trug Janns über dem Herzen, als er in dem >heiligen Krieg< fiel: „Di hörd min Hiät!“ (ebd., S. 42: *Rausen*)

Zum „*Uthaollen!*“ (ebd., S. 43) ermahnt der nachfolgende Text die vielen Väter, Mütter, Bräute und Geschwister; selbst wenn in noch so grauenhafter Zahl Soldaten fallen werden und sogar >von Leichen ein Wall< gebaut werden muß: „Min Volk laot nich stiärben dütsk’ Geist, dütske Ehr!“ Gott wird die Toten ja wieder erwecken, derweil müssen bis zum Sieg in den Herzen Glauben und Hoffnung das Ruder führen: „Nich wanken, nich wiken, bis Sieg brengt de Stunn! / Dütsk’ Geist, dütske Ehr drüwt nich an den Grunn!“ Kein Preis, kein Leichenberg ist zu hoch für die Rettung von deutschem Geist und deutscher Ehre.

Auch das Schlußgedicht „*En Jaohr Krieg*“ (ebd., S. 44) läuft auf eine Propaganda für totale Kriegsführung hinaus: Der Krieg, dieses blutdürstige wilde Tier, ist geboren aus Neid und Gier; >wir< [Deutschen] haben den Höllensohn Krieg nicht gerufen und auch nicht gewollt; doch mit Gott widerstehen wir wie Eisen und Stein, >auch wenn die Welt gegen uns steht<; >was deutsch ist, geht nicht unter, solange auch nur ein einziger Soldat einen Säbel oder einen Schuß Munition und das Herz voller Liebe hat<; es geht um Sein oder Nichtsein, und Gott muß wissen, daß es für uns deshalb kein Nachlassen im Kampf gibt: „Wi laott nich nao! Häs, Härquod, et häört? / Wi winnt nu – aof Dütskland is west!“ (Dem Dichter geht es also nicht um ein Hören auf Gott, sondern um eine Belehrung Gottes: >Hast, Herrgott, du es gehört?<) Für Kinder und Kindeskindern muß das Volk aushalten, selbst wenn der Krieg sich noch einige Male jähren sollte und wir auch unser Letztes hergeben müssen: „Guod help! – Wi winnt.“ Bei diesen lauten Beschwörungen gelingt es dem Dichter kaum, seine eigenen heimlichen Zweifel angesichts des Kriegsverlaufes zu übertönen.

Die Lücke in den „Gesammelten Werken“

Die Kriegsliteratur von KARL WAGENFELD ist mit diesen beiden Bänden, auf deren Darstellung wir uns in der vorliegenden Untersuchung beschränken, keineswegs erschöpft. Bereits eine Bibliographie in der Festschrift zum 70. Geburtstag führt für 1914-1918 weitere plattdeutsche Gedichttitel auf (z.B.: Dütske Junge, dütske Mann; Vüörgesicht; En Draum; Twe Jaohr Krieg; Urlaub; Dat fünfte Jaohr; Heimkehr der Unbesiegten), aber auch hochdeutsche Kriegsliteratur (Festgabe Wagenfeld 1939, S. 42-48). Da diese Zusammenstellung nicht leicht greifbar ist, dokumentiere ich sie als Auszug am Ende des Kapitels (→V.7). Ein Blick in das im Internet zugängliche Verzeichnis zum „Nachlaß Karl Wagenfeld“ in der ULB Münster ergibt, daß die Quellenlage bezogen auf hochdeutsche und plattdeutsche Einzelveröffentlichungen oder Manuskripte zum Thema „Krieg“ noch umfangreicher ausfällt (Findliste Nachlaß Wagenfeld 2011*). Beide genannten bibliographischen Quellen ermöglichen es auch, für die meisten Texte der beiden Kriegsliteraturbände mutmaßliche Erstveröffentlichungsorte zu ermitteln. Um den Fußnotenapparat nicht zu überlasten, habe ich allerdings auf entsprechende Vermerke zu den einzelnen Gedichten verzichtet.⁴¹

Äußerst aufschlußreich ist eine Auslese „*Aus schwerer Zeit 1914 – 1918*“, die der ehemalige nationalsozialistische Kulturfunktionär Friedrich Castelle 1954 in die Abteilung „Gedichte in Auslese“ des ersten Bandes der „Gesammelten Werke“ aufgenommen hat (Wagenfeld 1954/1983, S. 449-461). Fast vollständig sind aus den beiden Mundartliteraturbänden die denkbar (!) wenigen Texte berücksichtigt, die man als unverfänglich oder zumindest „ganz zeittypisch“ betrachten kann, aber eben auch nur diese: „*De Lindenbaum*“ (aus: Wagenfeld 1915, S. 41) über das Heimweh eines Frontsoldaten; „*Rausen*“ (aus: ebd., S. 42) über das

⁴¹ Am Computer kann man innerhalb dieser Arbeit mit der Textsuchfunktion weitere Veröffentlichungsorte leicht ermitteln.

Gedenken einer Braut an ihren gefallenen Liebsten; „*He liäwt*“ (aus: Wagenfeld 1914a, S. 40f) mit der frohen Nachricht an eine Mutter, daß ihr totgeglaubter Sohn doch lebt; „*Twee Krüze*“ (aus: ebd., S. 36) über die Gegenüberstellung von Christi Kreuz und Eisernem Kreuz auf der Gefallenenanzeige. Aufgenommen ist allerdings auch der Text „*Westfölske Regiment*“ (aus: Wagenfeld 1915, S. 34) über das stolze, todesbereite Opfer westfälischer Soldaten für Heimat, >deutsche Ehre< und >deutsches Recht<. Zensiert hat der Herausgeber, wie bereits oben angemerkt, das Gedicht „*De Daud von Ypern*“ (aus: Wagenfeld 1915, S. 10f). Es entfällt stillschweigend die entscheidende Schlußstrophe, der zufolge der >Tod von Ypern< dem großen Deutschland hilft, das Weltgericht [!] zu vollstrecken. – Den Abschluß der „Auslese“ bildet der Text „*Vürgesicht*“⁴², der nicht aus einem der beiden Lyrikbände stammt: Ein Junge hat bei Nacht in einem traumähnlichen Zustand die Sense des Vaters auf der Tenne („Deele“) klingen gehört, und es stellt sich später heraus, daß der Vater in eben jener Nacht an der Front gefallen ist.

Über den Zweck einer solchen Edition braucht man nicht lange zu spekulieren. Die Leser sollen rein gar nichts erfahren von jenem WAGENFELD, der glühende Haßgesänge, eine Entmenschlichung und Dämonisierung der Gegner, deutschnationalistische Propaganda mit der Bereitschaft zur totalen Kriegsführung (Siegfrieden um jeden Preis) und eine papstfeindliche nationale >Kriegstheologie< vorgelegt hat. Die zahlreichen Mißverständnisse und Fehlgriffe bei Deutungsversuchen zu den >großen religiösen Versdichtungen< beruhen ganz wesentlich auch auf dieser Lücke in den Gesammelten Werken.

2. Plattdeutsche Feldbriefe „An’n Herd“ (1915-1917)

Beginnend spätestens mit dem 5. Dezember 1915 erschienen in der Warendorfer Zeitung „Die Heimatglocke“ regelmäßig, z.T. wöchentlich, plattdeutsche Feldpostbriefe von KARL WAGENFELD; die entsprechende Aufstellung im Nachlaßverzeichnis endet mit einer Zeitungsausgabe vom 14. Juli 1918 (Findliste Nachlaß Wagenfeld 2011*, S. 57-63). Der Warendorfer Verleger Josef Leopold hat eine Auswahl aus diesen Feldbriefen 1916-1917 auch in Form von sechs Heften einer Reihe „An’n Herd“ veröffentlicht, von denen die ersten fünf Nummern durchschnittlich 48 Seiten umfassen, während die sechste Nummer 96 Seiten stark ist.⁴³ Vermutlich auf der Grundlage einer falschen bibliographischen Angabe von 1939 (Festgabe Wagenfeld 1939, S. 46) wird in den meisten Veröffentlichungen bis heute noch eine 7. Ausgabe von „An’n Herd“ vermerkt, die aber – zumindest in der ULB Münster und im bundesweiten Fernleihverkehr – nirgendwo nachweisbar ist.⁴⁴

Nachfolgend sichten wir nur die in den sechs Auswahlheften neu abgedruckten Feldpostbriefe, wodurch z.B. Ausgaben des Kriegsjahres 1918 von vornherein gar nicht ins Blickfeld kommen. Ein noch vollständigeres bzw. wirklich zuverlässiges Gesamtbild zu WAGENFELDS plattdeutschem Feldpostprojekt könnte erst über eine Auswertung des Zeitungsarchivs („Die Glocke“) oder des Nachlaßbestandes in der ULB Münster erstellt werden.⁴⁵ Auf die Notwendigkeit einer breit angelegten Lektüre der Feldbriefe wird auch in einer Unterrichtsreihe zum Thema hingewiesen (Heering-Düllo 1989, S. 51):

⁴² Als Manuskript (ohne Veröffentlichungsort) bereits aufgeführt in: Festgabe Wagenfeld 1939, S. 46.

⁴³ In den mir vollständig vorliegenden sechs Heften sind keine Jahreszahlen vermerkt; im Literaturverzeichnis dieser Arbeit folge ich deshalb den einschlägigen Bibliographien (LWA*; PBuB*), gebe aber für „An’n Herd“ Nummer 1 das Jahr 1916 (Festgabe Wagenfeld 1939, S. 63) und nicht 1915 an.

⁴⁴ Für ihre hartnäckige Recherche zu dieser – am Ende doch ärgerlichen – Quellenfrage danke ich Frau Maren Braun von der Kommission für Mundart- und Namensforschung Westfalen (Münster).

⁴⁵ Mit Blick auf eine sachgerechte Beurteilung der während des ersten Weltkrieges veröffentlichten religiösen Versepen (s.u.) ist es z.B. keine nebensächliche Frage, wie lange Wagenfeld den Tenor von Haß und Rache in seinen sonstigen Beiträgen beibehalten hat.

„Kunstwiarke sind't nich, söllt't auk nich sien – bloß 'ne Mul vull Platt von dü't un dat – un 'ne Mul vull Platt döht doch ümmer nao biätter gued äs en Puckel vull Sliäg.“ [Wagenfeld 1916a, S. 34f.] So beschreibt Karl Wagenfeld die Intention seiner [...] „Plattdeutschen Feldbriefe“. Wie sehr er damit auch den Anspruch einer harmlosen Konversation und eines nützlichen Informationsaustausches zwischen >Front< und >Heimat< in den Vordergrund stellt, liest man die Briefe als ganzes Textcorpus, so wird der >Hintersinn< solcher Harmlosigkeit offenbar spätestens dort, wo im Zusammenhang mit dem nicht mehr so spielerisch-abenteuerhaften Kriegsverlauf auch die politische Tendenz der Briefe unkaschiert zum Ausdruck kommt.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Erstes Sammelheft (1916): Rezepte wider den „Schützengrabenstumpfsinn“

Schwerpunkthemen des ersten Heftes (Wagenfeld 1916a): Zum Auftakt der ganzen Reihe wird den Soldaten versprochen, daß der Humor im Mittelpunkt stehen soll (ebd., S. 3-7): „Wat könn ick der dann to dohen, dat Ji äs so recht hiärtlick lachtet, lachtet, dat Ji äs för en Pösken vergiätten deihen, dat dao buten Krieg is?“ – Die Folgenummer (ebd., S. 8-12) enthält eine kriegsische Abwandlung des plattdeutschen Sankt-Nikolaus-Liedes. Die Alten daheim erzählen sich Kriegsgeschichten aus längst vergangener Zeit: z.B. wie vor hundert Jahren Russen eine junge Dirn schändeten und man das „früemd Volk“ dann anderntags in der Bleichkühle fand. – In einem ausgesprochenen Ermutigungsbrief für den Schützengraben (ebd., S. 13-16) wird die Standfestigkeit der Plattdeutschen betont: „Nich unnerkrigen laoten, mein ick, wann't äs dao buoben in'n Kopp orre dao binnen int Hiärt binaut wärd. [...] Et kümp wier anners!“ – Viele sprichwörtliche Bezüge gibt es bei Ausführungen über Teufelspuk (ebd., 17ff), doch: >Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!< Die Instrumentalisierung plattdeutscher Sprichwörter und Redensarten wird im Verlauf der Reihe

noch zunehmen.⁴⁶ Eine plattdeutsche Reimzuschrift vom Soldaten Jopp aus Warendorf findet keine Gunst bei WAGENFELD: „Usse Platt dat hät viell mähr Wäöð', äs du meinst!“ – In Münster hat es Feuer in einer Zweigstelle des Artillerie-Depots und nachfolgende Explosionen gegeben (ebd., S. 22-26). Die Leute haben diese vergleichsweise harmlose Sache in ihrem Gerede zur großen Katastrophe anschwellen lassen. – WAGENFELD teilt den Soldaten ausführlich die Glaubersalz-Rezeptur eines alten münsterländischen Bombardiers von 1848 mit; die Krieger sollen die empfohlene inwendige Reinigung (des Darms) allerdings erst nach Kriegsende anwenden (ebd., S. 29f). Mit einem plattdeutschen Gedicht wünscht sich ein Soldat aus Sendenhorst, die plattdeutschen Feldpostautoren WAGENFELD, HOLTMANN und WIBBELT möchten doch an die Front in den Unterstand kommen, dort einen „Klaren“ mit den Kriegern trinken und als >Generäle< tatkräftig beim gründlichen Verdreschen der Feinde helfen (ich halte es – wie schon in Kapitel II.2 vermerkt – für wahrscheinlich, daß der Einsender diese Zuschrift ironisch gemeint hat und WAGENFELD dies nicht bemerken will). In einer Nummer über Gicht und innere Gicht – nämlich „Schützengrabenstumpfsinn“ – werden weitere Ratschläge zur Aufmunterung erteilt (ebd., S. 33-37): Die Münsterländer Soldaten sollen z.B. an ihre Lieben daheim denken, Tabak rauchen, es sich im Unterstand wohnlich warm mit einem „Härdfüer“ einrichten und „John Bull“ das Fell gerben. – Manche Soldaten, die vom Heimaturlaub wieder an die Front kommen, erzählen, die Leute zuhause wüßten nicht, was Krieg wäre; darauf will WAGENFELD antworten (ebd., S. 38-43): Man habe daheim in Deutschland durchaus auch keinen Luxus, doch beim Heimaturlaub der Soldaten besorge man all die guten Sachen und mache ein vergnügtes Gesicht wegen der Wiedersehensfreude. Viele organisierten außerdem Pakete für die Front. Gemäß der Weisheit eines Bauern von Roxel gibt es auch für Läusebefall eine gute Erklärung: Im eiskalten Rußland müssen die Soldaten einfach Läuse haben, weil sie sonst ohne ständiges Kratzen erfrieren würden. Man glaubt es nicht, aber so kann man es auf Platt in der Nummer wirklich lesen. – Zum Schluß läßt WAGENFELD zwar durchklingen, daß er von der sprichwörtlichen plattdeutschen Frauenfeindlichkeit einiges weiß, doch es geht ihm um ein ernstgemeintes Loblied auf die Leistungen der Frauen (ebd., S. 44-48). Diese arbeiten Tag und Nacht als Krankenschwestern, stricken und nähen, übernehmen Männerarbeit, organisieren Nahrungsmittel für die Kinder, beten ...: „Ji owwer könnt stolt sien op dat, wat usse Fraulü för Ju hier hohen häbbt un doht! [...] Usse Fraulü söllt liäben!“

Zweites Sammelheft (1916): „Haolt Ju gesund un haut dran, dat de Lappen fleigt!“

Schwerpunkthemen des zweiten Heftes (Wagenfeld 1916b): Der Anregung, eine Instruktionstunde über das Freien beim weiblichen Geschlecht abzuhalten, will WAGENFELD nur ungern nachkommen (ebd., S. 3-8). Aber dann gibt es – mit zahlreichen Sprichwörtern – doch Anregungen für die richtige Brautsuche. Die Aussicht lautet: „Haut in Aust un West dran, dat de Lappens fleigt, kuent heel un gesund nao Hus, un wann dann de Siegesklocken utlutt häbbt, dann söllt de Hochtidsklocken düört Mönsterland klingen, dat de Kiärktäön wackelt! Met Guod!“ (ebd., S. 8) Als Belohnung für den Sieg winken also die Hochzeitsglocken. – Eine eigene Ausgabe ist ganz der Plattdeutschen Sprache gewidmet, die – wie ein Landstürmer von der russischen Front bestätigt – doch so bedeutsam für die Heimatbindung ist: Widerlegt

⁴⁶ „Strukturelles Bindeglied [...] ist der durchgängige Rekurs Wagenfelds auf plattdeutsche Redensarten und Spruchweisheiten, auf deren Wahrheitskern er sich anfangs allgemeinmenschlich-beglaubigend, am Ende im Sinne der vaterländischen Ideologie und Kriegspropaganda beruft, konsequent getreu dem Motto: >Sprüeckwaod, waohr Waod!<“ (Heering-Düllo 1989, S. 52) Der Befund ist umso bezeichnender, als Wagenfeld selbst in seinem Bauerndrama „Hatt giegen Hatt“ (geschrieben 1913, veröffentlicht 1917) einen negativ gezeichneten Vater mit „nicht diskutierbaren Sentenzen“, d.h. unfehlbaren Sprichwörtern, „argumentieren“ läßt, gegen die offenbar kein Kraut gewachsen ist (vgl. Bichel 1990, S. 10f). Zu Ergebnissen seiner eigenen Sprichwortsammeltätigkeit vgl. Wagenfeld 1983.

werden die Vorurteile, Platt sei eine gewöhnliche, ungebildete, grobe und separatistische Sprache. „Dat Vaderland hāt von usse Plattküern kin Schaden“, und wie das Beispiel der >vlämischen Stammesbrüder< in Belgien zeigt, erweist sich Platt – das womöglich ja noch Weltsprache wird – gerade auch im Krieg als vorteilhaft. – Heimatgeschichtliches über einen Münsterischen „Bierkrieg“ Ende des 19. Jahrhunderts mündet in die Legende vom Münsteraner im Himmel (ebd., S. 15-21). – Regnerisches Frühjahrswetter inspiriert den Dichter zu einem ganzen Feldbrief (ebd., S. 22-28) über den Regenwurm (erwünscht ist allerdings gutes Wetter, weil dann Franzosen und Engländer „wat op’n Bast“ kriegen). – Hoherfreut zeigt sich WAGENFELD in der Folgenummer (ebd., S. 29-33) über die deutschen Siegesglocken nach dem Sieg über ein Fort bei Verdun. Die Engländer, die in die Hölle gehören, sollen wohl bald beim „Schiffe versenken“-Spielen ihre Lektion lernen. Wenn dabei ein paar Amerikaner mit in den Teich gehen, kann man daran auch nichts ändern.⁴⁷ Den Amerikanern wird ein Angriff der Japaner gewünscht, außerdem auch eine passende „Rücklieferung“ aller von ihnen nach Frankreich gelieferten Munition. Zuhause im Münsterland liegt Schnee, und es fehlt an passendem Schuhwerk für die Schulkinder. Von einer >Verrohung der [vaterlosen] Jugend<, so versichert WAGENFELD den Soldaten, könne aber keine Rede sein: „Haolt Ju gesund un haut dran, dat de Lappen fleigt“! – In der „Fastnachtsausgabe“ (ebd., S. 34-38) freut sich der Dichter, daß alle Soldaten schreiben, es gehe ihnen gut. Fastnachtsumtriebe und reich behängte Wurstgabeln der Jugend fallen in diesem Jahr aus. Mit dem U-Bootkrieg fängt für England das Fasten an, und dazu teilt WAGENFELD das passende Mundartgedicht⁴⁸ aus seiner Kriegsslyrik mit. – Einer Leserbitte entsprechend muß erneut das Thema „Frauen“ (Heiratsvermittlung, Modalitäten der Kriegstraung) angesprochen werden (ebd., S. 39-44). WAGENFELD rät dazu, keine übereilten Lebensentscheidungen zu treffen. Denn nach dem Krieg wird es gemäß alter Prophezeiungen so kommen: „Dann slaot sick sieben Fraulü üm eene Bücks! [Dann schlagen sich sieben Frauleute um eine Männerhose!]“ Ob die Soldaten diese Sentenz auch wirklich mit Humor aufgenommen haben? – Zum Schluß gibt es eine humorvolle Beichtgeschichte vom Mühlenpächter Jans Elmes, die aber eine ernste Schlußmoral enthält: „Swine tröcken in, wo usse Härguod uttrecken moß. [Schweine ziehen ein, wo unser Herrgott ausziehen muß.]“ (ebd., S. 45-49)

Drittes Sammelheft (1916):

Der Tod ist kein Ende – „Nun met Guod >immer feste uf de Weste<!“

Schwerpunkthemen des dritten Heftes (Wagenfeld 1916c): Der Dichter zitiert aus der Zuschrift eines 62jährigen Kriegsfreiwilligen, der an der Düna stationiert ist, dort den Krieg als regelrechten Jungbrunnen erlebt und deshalb auch gegen alle Miesepeter als Vorbild dienen kann (ebd., S. 6-8). In der gleichen Ausgabe gibt es, z.B. von einem Holsteiner, Lob für die plattdeutsche Sprache; WAGENFELD betont noch einmal, daß er sich nicht als Heiratsvermittler zu betätigen gedenkt. – Geld regiert die Welt und ergänzt das Handwerk guter Soldaten, und in diesem Sinne sind 10 Milliarden Kriegsanleihen stolz zu vermelden (ebd., S. 11-15); für Geld kann man sogar den Teufel tanzen sehen (John Bull wird sich wundern). „Nun met Guod >immer feste uf de Weste<!“ – Unweise Tanten befürchten, daß die Engländer ins Münsterland einmarschieren werden (ebd., S. 18-20); allerdings kennt John Bull vom Krieg her die Münsterländer ja schon und wird dergleichen kaum wagen. Zuhause gibt es weniger Eier und Fleisch auf den Tisch. Die Soldaten werden auf ein schönes Sieges-Osterfest im nächsten Jahr vertröstet. – In einem eigenen Osterbrief (ebd., S. 23-26) wird den Soldaten die Kriegsfront unter dem großen Himmelsdom als Ersatzkirche beschrieben. Der christliche Osterglaube gibt Kraft, im Krieg Tod auszuteilen und zu ertragen. Die Botschaft

⁴⁷ Später ist die Rede von einem „amerikansken Schutzengel op en Munitionsschiepp“ (Wagenfeld 1916b, S. 35).

⁴⁸ „Askedag – Vorabend des 18. Februar 1915“ (Wagenfeld 1915, S. 21f).

>Der Tod ist kein Ende!< wird den Soldaten auch illustriert mit dem Bild eines Meeres voller Soldatengräber [!], aus denen überall Frühlingsblumen sprießen. – Eine Feldbrief-Ausgabe übernimmt „Threse Schulte Kloßfall“⁴⁹, vorgestellt als eine Freundin des Dichters (ebd., S. 28-33). Sie spricht Platt, hat aber nie gelernt, auch Platt zu schreiben, und bietet stattdessen ihr sehr eigenwilliges Hochdeutsch. Zwei ihrer Söhne sind im Krieg, und so verbietet sich ihrer Ansicht nach alles Klagen über kleine Widrigkeiten zuhause von selbst. „Threse Schulte Kloßfall“ hat sich – ähnlich wie beim Tierschaufest [!] – einen kriegsgefangenen Russen als Arbeiter mit dem Los geangelt, mit dem sie an sich auch ganz gut auf dem Hof zurechtkommt.

Da die Soldaten bei der Erstkommunion am Weißen Sonntag nicht dabei sein können, soll sie die Gewißheit, daß einem tradierten Sprichwort gemäß Kindergebet durch alle Wolken dringt, trösten (ebd., S. 35f). Bei den Maibräuchen waren in alten Zeiten Hexen mit im Spiel, aber auch der Teufel, der wohl nahe beim Elendsverursacher England steht (die Briten haben derzeit gottlob Probleme mit Irland und anderen „Filialen“). Bezüglich der Vereinigten Staaten wird ein Schlag von Japan gegen Amerika gewünscht. Deutschland soll in der Welt vorangehen wie das Münsterland in Deutschland. – Ein Feldbrief über „Kunst“ enthält Erinnerungen WAGENFELDS an die „Kunststücke“ der eigenen Kinderzeit und an die künstlerische Ausstattung der alten Heimatkirche (womit die Soldaten geschickt angeregt werden, sich ihre eigene Heimatkirche bildlich vor Augen zu halten).

Viertes Sammelheft (1916): Das „deutsche Pfingstfest“ und „wilde Negers“

Schwerpunkthemen des vierten Heftes (Wagenfeld 1916d): Mit einer langen Ausgabe setzt WAGENFELD seine Ausführungen zur „Kulturgeschichte“ des Heimatdorfes seiner Kindertage fort (ebd., S. 3-12): kleine Musikkapelle; Kinder, die (statt auf dem modernen Klavier) mit ihren selbstgemachten Flötenpfeifen musizieren, kräftiger Kirchengesang (hochdeutsch, nicht lateinisch); ein Gastspiel von Tiroler Musikanten im Wirtshaus; auswärtige Komödienmacher (Kasperletheater und Genofeva-Aufführung); Beginn einer eigenen Theaterspielgruppe des Dorfes nach der vom Vikar initiierten Erbauung eines Gesellenhauses; reichhaltige Zirkusdarbietungen unter freiem Himmel. – Eine ganze Ausgabe ist der >Kunst des Schweigens< gewidmet (ebd., S. 12 und 13-19): dem Münsterländer an sich und den Männern fällt das Schweigen nicht besonders schwer; Kinderpappeln soll man nicht abwürgen; in Schule, Lehre und Militärzeit bekommt man das schwere Stillschweigen beigebracht; bezogen auf anvertraute Geheimnisse und den Verzicht auf jegliche schlechte Nachrede versteht sich männliches Schweigen von selbst; besonders geziemt dem Mann das Stillschweigen, wenn der Herrgott – wie jetzt im Krieg – schwere Schicksalsschläge austeilt („Här, din Will“); leider gibt es Ehefrauen, die ihren Männern an der Front in Feldbriefen Klagelieder unterbreiten; über das Schweigen oder Reden der Toten könnte der Dichter viel sagen, tut es aber nicht („ick kann swigen“). – Auf Bitte eines Lesers hin, dem man wohl aus der Heimat trübselige Nachrichten geschickt hat, gibt WAGENFELD einen Bericht über die Ernährungslage im Münsterland ab (ebd., S. 20-25). So verwöhnt wie vor dem Krieg ist man daheim nicht mehr, doch es gibt keine bedrohliche Hungerlage zu beklagen, zumal wenn man sich die in Sprichwörtern bezeugten Ernährungsgewohnheiten früherer Zeiten vor Augen führt (tägliches Brot, aber weniger Fleisch, Eier, Milch und Fett). Eine „Nahrungsmitteldiktatur“ mit „Reichsspeisemeister“ ist eingeführt. Der Plan des Feindes, die Deutschen auszuhungern, wird nicht aufgehen: „de aolle Guod läwt nao, gaff he Naut, giff he auk Braut. [...] Ji haollt buten, wi binnen!“

In seinem Pfingstfeldbrief entwickelt WAGENFELD förmlich eine „deutsche Theologie“ (ebd., S. 26-31). Er wünscht den Soldaten fröhliche Pfingsten, wohlwissend, daß dies nach zwei

⁴⁹ Eine literarische Gestalt, hinter der sich der Dichter auch noch an anderer Stelle versteckt.

Jahren der Kriegsabgründe mit Blut und Tränen des deutschen Volkes nicht jedem leicht erscheinen wird. Er predigt eine stille Dankbarkeit angesichts der Soldaten, die die Heimat, die Höfe und stille Kirchen schützen. Ohne die Soldaten müßten die Frauen sich zuhause verkriechen „in Heid un Busk vör besuoppene Kosaken, vör *wilde un halfwilde Negers un Inders*, we Fraulüehr in Wildfüer in Schande bröchen“ (ebd., S. 28). Wie einst beim ersten Pfingsten die Apostel rundum von Feinden umringt waren und durch einen Sturmwind von Angst befreit wurden, ist es nun auch im >deutschen Pfingsten<⁵⁰ geschehen (ebd., S. 29):

„Äs August 14 de Krieg laosbrack, äs usse Finde meinden, se hären us all unner de Holsken, dao is auk för usse Volk en nie Pingßen kuemen. En Sturmwind brusde düört dütske Land, dat alle Hiärten biewerden, äs en Sturmwind schallde 't von Aust nao West, von Nord nao Süd: >Wir alle wollen Hüter sein!< Üöwer aolt un jung, kamm en Geist, en hilligen Geist, we kine Angst kannt, en Geist, we alles gieben wull, un wäör't das Leste un Beste: dat Liäben. Dat wäören dütske Pinkßen, dütske Pinkßen, äs de Welt nao nich grätötter un schöner seihen hät.“



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Warum sollte nicht auch dieser >heilige Geist des deutschen Pfingsten< allezeit bei uns bleiben? Nur einer der Apostel ist im Bett gestorben, die anderen jedoch alle als Märtyrer: „Ut de Katakomben steeg de christlicke Geist äs Sieger üöwer de ganze Welt. De christlicke Kultur fүүrdert Opfers, graute Opfers, we bloß de brengen könnst, wo de rechte Geist in is. Dütskland [...] staobt fүүr de christlicke Kultur“ (ebd., S. 30). Somit sind Christentum und Deutschland, Nationalismus und Religion (bzw. Theologie), religiöses und kriegesisches Charisma gleichsam ein einziger Komplex. Die Erwartung wird geweckt auf den großen Endsieg des deutschen Pfingstgeistes auf der ganzen Welt (ebd., S. 31):

⁵⁰ Vgl. auch die häretischen Ausführungen über einen >lebendig machenden christlich deutschen Geist< in: Wagenfeld 1919, S. 76.

„Ut Unnerstänn un Schützengrabens mott auk de unbetwungene hillige dütske Geist äs Sieger stiegen üöwer alls, wat sick giegen Recht und Gerechtigkeit verswuoren hät. He mott bi usse Volk bliben, un wann't auk nao so swaor wärd, mott de stark maken un graut, we nao us kuent: >Am deutschen Wesen muß die Welt genesen.<“

Diesen – deutschen [!] – heiligen Geist wünscht der Dichter den Soldaten und >unserem ganzen Volk<, das ihn bis in ewige Zeiten wahren soll, um so „Sieg un Friäden“ zu bekommen.

Die Folgenummer (ebd., S. 32-40) beginnt mit stolzen Mitteilungen zu Kriegsleistungen bzw. sogenannten >Heldentaten< der Paderborner und Münsterländer sowie einem Gebet für die argen Engländer („Här giff iähr de ewige Ruh!“). Dann erzählt WAGENFELD eine Geschichte über den seligen Schneidermeister Lapp und dessen Ehefrau Jänn. Lapp träumt davon, sich nach einem großen Lotteriegewinn ein Auto zu kaufen und dann den Ziegenstall in eine Garage umzuwandeln. Seine Jänn ist entsetzt, denn die Ziege ist ihr ganzer Stolz. Mester Lapp jedoch verkauft die Ziege heimlich für vier blanke Berliner Taler an den Handelsjuden „Lewken Smudels“. Dieser will der untröstlichen Jänn die Ziege jedoch für fünf Taler wieder zurückverkaufen. Am nächsten Tag findet Jänn in der Hosentasche ihres Mannes, der abends noch Karten gespielt hat, sieben Taler. Sie kauft die Ziege von „Lewken Smudels“ zurück, wobei sie noch zehn Groschen herunterhandelt. Für Mester Lapp ist der Traum von einem eigenen Automobil damit ausgeträumt.

Das Heft endet mit einer Ausgabe über Aberglauben⁵¹ (ebd., S. 41-48). WAGENFELD, der durchschnittlich zwei Soldatenbriefe am Tag erhält, berichtet über die doppelte Zusendung eines „sogenannten Himmelsbriefes“, der angeblich die Krieger vor tödlichen Kugeln schützen soll. WAGENFELD, der über Aberglauben im Münsterland forscht, hat den Ursprung dieses Unfugs bis 1870/71 zurückverfolgt. Er bittet um weitere Mitteilungen über Aberglauben an der Kriegsfront. Zuhause habe das Generalkommando inzwischen den Wahrsage-Weibern, die man nach dem Vorbild eines Bauernknechtes verdreschen müßte, das Handwerk gelegt. Weil eine Wahrsagerin ihr gesagt hat, daß ihr Mann im Krieg untreu geworden ist, hat z.B. eine Ehefrau sich und ihre Kinder umgebracht. Ob neben unschuldigem Beiglauben über Wetter, Arme Seelen und den Einfluß des Teufels auf schlechte Menschen das Phänomen der Spökenkiekere (Vorgesichte) ernst zu nehmen ist, darüber will der Dichter kein eindeutiges Urteil fällen. Scharf kritisiert wird aber eine aktuell kursierende Prophezeiung aus Österreich, in der genaue Daten für militärische Ereignisse und den Friedensschluß angegeben sind. Der einzige sichere Schutzbrief heißt „Wehre Dich!“ – „dat is dütske Art, un de is ki[n] Biglauben.“ – „Wer auf Gott vertraut / Und feste um sich haut, / Der hat wohlgebaut.“

Fünftes Sammelheft (1917): Plattdütsk, „... Vlamland nächstens noch dabei!“

Schwerpunkthemen des fünften Heftes (Wagenfeld 1917a): Eröffnet wird das Heft – aus Anlaß eines Bierverbotes in Kriegszeiten – mit einem Altbier-Brief (ebd., S. 3-9). Soldaten sind am Altbier-Stammtisch in Münster jederzeit willkommen, denn: „... dat sind allbineen aolle Strategen, un wann't nao de iähr Wietten un Willen göng, dann wören alle Russen in Sibirien, alle Franzosen in usse Gefangenenlagers un alle Englänners bi'n Düwel.“ – In der Folgenummer (ebd., S. 10-17) erfahren die Leser von der Umstellung auch der heimatlichen Küche auf Gulaschkanonen und können sich außerdem über zwei harmlose Schulanekdoten amüsieren. In den Zuschriften der Frontsoldaten an WAGENFELD ist zu lesen: „Allmählich gewinnt hier auch die plattdutsche Bewegung. Als ich hierher kam, waren wir Oldenburger fast die einzigen Plattdutschen, und wurde unser Platt so nach dem Wasserpolnischen im

⁵¹ Nicht eingesehen habe ich den folgenden Beitrag: Wagenfeld, Karl: Kriegsaberglauben. In: Westmünsterland. Monatsschrift für Heimatpflege Jg. 1914. Bocholt: J. & A. Temming 1914, S. 294f.

Werte gestellt. [...] Ich habe nie geglaubt, daß noch so weite Gebiete Deutschlands im täglichen Leben Platt küren. [...] Wie herzlich das Verhältnis zwischen Plattdeutschen, wie leicht es sich herstellt, Du glaubst es nicht! 't sitt mähr drin ... Vlamland nächstens noch dabei!“ WAGENFELD selbst hat sich an der niederdeutsch-flämischen Sprachraumpolitik zugunsten des deutschen Expansionismus übrigens aktiv beteiligt.⁵² – Ein Schreiben über plattdeutsche Soldatensprache hat WAGENFELD nach der Lektüre des Büchleins „Wie der Feldgraue spricht“ verfaßt⁵³ (ebd., S. 18-23). Er hat in dem genannten Werk leider nur wenig Plattdeutsches gefunden und illustriert nun auf mehreren Seiten, wie bildhaft und treffend die plattdeutsche Sprache doch ist. Zum Schluß bittet der Autor seine Leser an der Front, ihm doch plattdeutsche Wörter aus der Soldatensprache für seine Sammlung zuzusenden: „Wann't mi, un besonnens wann't usse Platt en Gefallen dohen willt, dann schriw't doch äs plattdütske Wäöd ut de Suldaotenspraok op 'ne Postkart un schickt se mi to.“ Zum Stand des Krieges tut WAGENFELD abschließend seinen Eindruck kund: „Usse Finde, düch mi, laupt jä allerweggens op'n Pinn“. Na, dann soll wohl bald das Ende kommen. – Das Thema „Plattdeutsch an der Front“ wird fortgesetzt (ebd., S. 24-32): Ein Soldat schreibt über die Begegnung mit einem echten Plattdeutschen beim Wachdienst, >und über diesen einen Plattdeutschen hat der Mann seinem Brief zufolge mehr Freude gehabt als über 4.000 tote Russen, die vor ihrer Stellung lagen<. Gegenüber seinem General erklärt ein anderer plattdeutscher Soldat, daß er durchaus kein Stotterer ist: „Nee, Här Generaol, stuettern dat doh'k nich, owwer ick häff allminliäbenlang platt küert, un dao kann'k met dat verdammte Haugdütsk nich praot wäern.“ WAGENFELD schreibt über Vielfalt, Rivalität und Zusammenhalt der deutschen Stämme (seit 1870 sei es besser geworden mit der Einigkeit). Ausführlich referiert er Beschimpfungen der Westfalen (besonders die Schmähungen von Voltaire), aber auch Loblieder auf Land, Leute und „Rasse“ bis hin zu Heinrich Heine („Ich habe sie immer so lieb gehabt, / Die lieben, guten Westfalen ...“). – Von Neckereien unter den Westfalen bzw. Münsterländern handelt der nächste Feldbrief, in dem WAGENFELD viele plattdeutsche Spottverse über Bauern, Handwerker, Geistliche, Professoren, Advokaten, Ärzte und Apotheker darbietet („Wat dat Volk von Kaiser, Küening, Suldaoten segg, dao wick mi bi Ju de Mul nich an verbrünnen“). Hier geht es um letztlich gutmütige innerwestfälische Lästereien, und in ähnlicher Manier soll auch den anderen deutschen Landmannschaften Spott über die Westfalen erlaubt sein. Selbst in Mazedonien, so heißt es in der Schlußnummer des fünften Heftes (ebd., S. 40-46), werden die plattdeutschen Feldbriefe aus dem Münsterland von Rheinländern, Hannoveranern, Mecklenburgern und Oldenburgern gelesen. Leider haben bislang erst zwei Soldaten auf den Aufruf zur Sammlung plattdeutscher Wörter der Soldatensprache reagiert (diese Mitteilungen werden wiedergegeben). Der Sinn einer entsprechenden Dokumentation wird so umschrieben: „Un dann häff wi nao den Krieg en schön Andenken för ussen Noalaot, wu usse Plattdütsken in düsse graute Tit nich bloß in Ernst ganz wöst dranhauen häbbt, ne auk nao Lust hören, en gueden Witz to maken.“ Viele andere Briefschreiber bestätigen dem Autor aber, daß die Soldaten draußen im Krieg die Heimat und ihre angestammte plattdeutsche Sprache erst so recht lieben lernen: „Jau, usse Platt is dat Band, wat us ananner, wat us an usse Land faster anknüppt. Laott us fasthaollen!“ WAGENFELD konstatiert bei der Sprachweitergabe im Münsterland aber schon große Einbrüche. Er befürchtet, daß dann, wenn die heutigen Kinder einmal zukünftig in den Krieg ziehen sollten, niemand mehr plattdeutsche Feldpostbriefe für sie schreiben muß. – Scharf getadelt werden schließlich Ehefrauen, die

⁵² „Bereits im Jahre 1918 war Wagenfeld Vorsitzender einer ca. 70köpfigen, aus Mitgliedern der Universität sowie der höheren Staats-, Provinzial- und Kommunalverwaltung bestehenden Münsterischen Ortsgruppe der Deutsch-Flämischen Gesellschaft geworden“ (Ditt 2012).

⁵³ Das Forschungsfeld „Soldatensprache“ wurde – freilich nicht erstmalig – während des ersten Weltkrieg von mehreren Autoren bearbeitet und auch in populären Buchveröffentlichungen – z.B. „Wie der Feldgraue spricht“ (1916) von Karl Bergmann oder „Die deutsche Soldatensprache und ihr Humor“ (1917) von Theodor Imme – behandelt. Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde beschloß im Herbst 1916 gar das Unternehmen einer gemeinsamen Sammlung der Soldatensprache.

ihren in Kriegsgefangenschaft befindlichen Ehemännern Klagelieder über die Ernährungslage in Deutschland per Post zukommen lassen. Etwas zu wortreich, um glaubwürdig zu sein, versucht WAGENFELD, diese schlechten Nachrichten als unwahr zu erweisen: „Un et sind all viell mähr Lü ant Tovielliätten stuorben, äs versmacht sind. [Es sind schon wesentlich mehr Leute am >zuviel essen< gestorben als verhungert.]“

Sechstes Sammelheft (1917):

„Jans Baunenkamp's Höllenfahrt“ und Prothesen für halbe Soldatenköpfe

Das umfangreichste sechste Heft beginnt mit WAGENFELDS schon im gleichen Jahr auch separat in stattlicher Auflage gedrucktem Mundarttext „*Jans Baunenkamp's Höllenfahrt*“ (Wagenfeld 1917b, S. 3-23): Bauer Jans Baunenkamp's aus Holtrup im Kirchspiel Holtüm ist immer ein >gut christ-katholischer< Kirchgänger gewesen, aber im Krieg hält er wenig von tätiger Nächstenliebe. Daß er von seinem geschlachteten Schwein, wie ihn die Ehefrau Libbet ermahnt, gemäß amtlicher Vorschriften Bergleuten und Fabrikarbeitern etwas Speck abgeben soll, das kann er gar nicht einsehen. Für das Vaterland, das ja nur Steuern fordert, brauche er als alter Bauer nichts mehr zu tun: „Jeder för sick sölwst, un Hindenburg för uns all!“ (Baunenkamp's hat ohnehin eine antipreußische Gesinnung.) An einem Abend überfrißt sich Jans Baunenkamp's an einer reichlich gefüllten Pfanne und gerät dann in einen nächtlichen Albtraum: Er sieht sich selbst sterben, fliegt dem Himmel zu und wird oben durch einen rabiaten preußischen Wachmann am Himmelstor nicht durchgelassen. Sankt Petrus fördert sein Sündenregister zutage: heimliche Depots mit Roggen, Würsten, Kartoffeln und Butter, Wucherpreise für Schinken und Butter etc. etc. Leute wie Jans Baunenkamp's, die als Bauern, Kiepenhändler, Kaufleute oder reiche Städter die armen Leute im Krieg hungern lassen, sind schlimmer noch als die Engländer und gehören zusammen mit dem Feind in die Hölle. Dort aber quält man die Kriegssünder, Wucherer, Hamsterer und Schieber mit den herrlichsten Kostbarkeiten, die sich dem Verzehr beim versuchten Zugriff stets entziehen. Dicke Geldbeutel nützen da rein gar nichts ... Noch gar nicht richtig aus dieser nächtlichen Höllenfahrt erwacht, ruft Bauer Baunenkamp's seiner Libbet zu, sie solle das ganze frisch geschlachtete Schwein den Fabrikarbeitern und Bergleuten geben. „Jans owwer sourgede de annern Dag', dat he met de Prüßen un usse Härquod sine Popiern in Uorder kreeg.“ Diese >ernste Humoreske< über Schattenwirtschaft und Bereicherung während der kriegsbedingten Mangelzeit erinnert in manchen Zügen an die biblische Geschichte vom Reichen und dem armen Lazarus. In der Umkehr tritt freilich zur Gottesfurcht die preußische Staatstreue hinzu.⁵⁴ Im Folgebrief (ebd., S. 24-30) wird das Thema noch einmal in anderer Weise aufgegriffen. Bei einer Versammlung im Münsterland hat ein Pater die Bauern aufgerufen, Speck für die armen Industriearbeiter abzugeben. Danach konnte WAGENFELD seine Geschichte von Jans Baunenkamp's, die inzwischen offenbar als volkspädagogischer Text kursiert, vorlesen. Nicht alle Leute folgen der Devise >Ehre ist Zwang genug<. – Im Zentrum dieser Ausgabe stehen jedoch die aktuellen Diskussionen über einen Friedensschluß. Die feindlichen Lügenvögel haben Friedensbedingungen vorgelegt und daraufhin vom deutschen Kaiser die richtige Antwort erhalten. Es muß trotz der langen Kriegsstrapazen weiter gekämpft werden („wat sien mott, mott sien“), und WAGENFELD lobt verschiedene Soldatenbriefe, deren Einsender das genauso sehen. Der Autor selbst ist unbedingt ein Verfechter des >Sieg-Friedens< und hält wenig von dem ganzen Friedensgerede (ebd., S. 24f):

De Tidungen schriwt, wi söllt me Papier rädig umgaohen, un doch is de leste Tit 'ne ganze Masse Papier ümsüß veräöst wuoren: ick mein met dat Schriwsel üöwer den Friäden. Äs usse Kaiser vüörge Maonat usse Find den Friäden anbuod, dao häff ick mi faots ächter de Aohren kratzt un to mine Frau seggt: „Sall mi wünnern, wu wi de Koh op'n

⁵⁴ Die beste Zusammenfassung zu dieser sehr populären „Satire“ bietet: Bichel 1990, S. 20f.

Balken kriegt!“ Un äs dann Wilson anfang un auk von Friäden küerde, dao miärkte jedereen, dat de Buck stunk, denn wann de Voß anfäng to priägen, dann mott’ m de Gauseküken wahren. Den Häern dao ächter den grauten Dik, den tru ick nich üöwer de Guott. Dat sinen Mestergesellen dann auk nao so niäbenbi met’n Säöbel rappelde, dat was der ganz bihiär, denn we Vüegel fangen will, draff de nich met’n Knüppel nao smiten. – Un so is dann de ganze Friädensgeschichte glücklich int Water fallen. Ick segg glücklich, denn en Friäden, äher äs England gründlick wat vör de Hörn kriegen hät, dat wäör för us un Kindskinner en graut Malöhr.

WAGENFELD kann übrigens nicht glauben, daß auch in Kriegszeiten einzelne Vorgesetzte die Soldaten schikanieren (ebd., S. 27-29). Falls dergleichen aber doch einmal vorkommt, sollen die Soldaten es einfach nicht so schwer nehmen (wer so viel ausgehalten hat wie die Frontkämpfer, kommt auch darüber hinweg). Es sind ja auch höchstens Einzelfälle denkbar. Der Kaiser und Hindenburg würden auf jeden Fall Willkür im Militär nie gutheißen. Außerdem: >Vorgesetzte sind auch nur Menschen.<

In der Folge Nummer (ebd., S. 31-37) weiß WAGENFELD von Spekulationen über einen Kriegseintritt US-Amerikas und eine Preisgabe der holländischen Neutralität zu berichten, wimmelt aber diesbezüglich ab (man wolle England hoffentlich bald an den Hammelbeinen ziehen, und dann heiße es: „In der Heimat gibt’s ein Wiedersehn“). Von Kälte und Kohlenknappheit handeln die Heimatnachrichten (Schulfrei, Verlegung der Schul-Kohlen in die Krankenhäuser, Eiszeit in den Zimmern von Alleinstehenden); ein sprichwörtlicher Rat gegen kalte Soldatenohren in Galizien ist beigelegt. „Therese Kloßfall“ (s.o.), so erfahren die Leser außerdem, hat einen Brief zum Stück „Jans Baunenkamps Höllenfahrt“ geschrieben und ist erbost über die darin enthaltene Verleumdung der Bauern (sie selbst zeigt beim Schwarzschlachten viel Respekt vor dem Dorfgendarmen, wie ihr Ehegatte WAGENFELD heimlich zugeflüstert hat). – Für die Soldaten gilt: „Uthaollen un anpacken – süß fleit’t us usse Härquod wat.“

In der Folge Nummer nimmt die schon bekannte „Therese Schulte Kloßfall“ (s.o.) ihr im Pressegesetz verankertes Recht auf eine Gegendarstellung wahr (ebd., S. 38-46). Sie verwahrt sich gegen die Unterstellung, >ein totes Schwein ohne standesamtliche Bescheinigung aufs Gewissen< zu haben. Der Städter WAGENFELD solle sich schämen, so lieblos gegen die Bauern – gegen sie und ihren Verwandten Jans Baunenkamps – zu sein. Als Arbeiter auf ihrem Hof hilft weiterhin der russische Kriegsgefangene: „Unsern Russen haben wir noch immer. Er ist schon halb deutsch und kann schon Platt, ne ganze Masse. Das nimmt er als Andenken [später] mit nach Hause, und so kommt das Platt durch die ganze Welt.“

Die nächste Ausgabe (ebd., S. 47-53) schreibt WAGENFELD, der als Schullehrer alle Tage in seinem [Schul-]Schützengraben [!] sitzt, wo ein >Trommelfeuer von Dummheit und Faulheit< auszuhalten ist, von der plattdeutschen Ostsee aus. Diese Ruhestellung soll seine Nerven stärken. Dort hat nun miterlebt, wie ein schwedisches Schiff 200 österreichische Kriegsgefangene und auch einige deutsche aus Rußland zurückgebracht hat.⁵⁵ Er schämt sich nicht, daß angesichts des Elends der Soldaten, ihrer Treue und der Kameradschaft von Schwerstinvaliden seine Augen feucht geworden sind. Doch dann habe er die Faust geballt, an den Feind gedacht, der diesen Krieg in Gang gesetzt habe: „Wann’ m in Friedenstiten en Mörder köppt, wat sall’ m sich dann focke Straof utdenken, we graut nog wäör för düsse Schufte.“ Die verwundeten Heimkehrer haben für Ehre, Freiheit und Ruhm gefochten und gelitten, sind aber unbesiegt! An so ein Schiff möchte WAGENFELD alle stellen, >die sagen, wir müßten Frieden machen, Frieden um jeden Preis<. Die Soldaten dürfen nicht umsonst gelitten haben: „Un daorüm müett wi [!] uthaollen bis to’n Sieg!“

⁵⁵ Der Dichter präsentiert sich in dieser Ausgabe gleichsam als Kriegsberichterstatter und kreist besonders auch um seine *eigenen* erhebenden Gefühle angesichts der Erlebnisse fern der münsterländischen Heimat.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Der nächste Feldbrief (ebd., S. 54-63 [hochdeutsche Übersetzung im Internet: Bürger 2012*]) an die Soldaten im Schützengraben ist es ob seiner Peinlichkeit und seines Zynismus wert, in jeder niederdeutschen Mundartanthologie einen besonderen „Ehrenplatz“ zu erhalten: Zurück von der Ostsee versichert WAGENFELD, der nunmehr Vergleiche kennt, daß alle Klagelieder über eine schlechte Ernährungslage im Münsterland unberechtigt sind. Bei seiner Heimreise hat er Halt im „heiligen Köln“ gemacht, dort mit einem wütenden Faustschlag ausgerufen, daß die Feinde den Rhein nicht bekommen, am Bahnhof Schwerstverwundete gesehen und schließlich eine „Ausstellung für Kriegsfürsorge, Kriegsbeschädigten-Fürsorge, Berufsausbildung und Umbildung“⁵⁶ besucht. Dort gab es ein >Denkmal für den christlichen Leib< zu sehen, einen wahren Altar als Kontrast zur >Kriegskirche des Teufels<. Früher waren „Krüppel“ ohne Arme oder Beine nur eine Last für ihre Mitwelt, doch die Kölner Ausstellung lehrt nun – auch den Dichter – eine revolutionär neue Sichtweise. Modernste Prothesen ermöglichen im Verein mit >Willenskraft und Übung< fast ein ganz normales Leben (ebd., S. 59):

Wann du in'n Krieg en Arm of Been orre alle beide verlüß, laot den Kopp nich to deip hangen! Et is jä slimm, gewiß, owwer met Utduer, met Willenskraft un Übung kannst Du wat praotbrengen, wat man bis nu gar nich för menskenmüeglick holl, du kanns en Mensk sien, we grad äs de Gesunden sick helpen un sin Braut verdeinen kann. Denk nich, du wäörs nix mähr wert! Kopp haug! Will bloß – un Du kanns!

Angepaßte Maschinen, auch spezielle landwirtschaftliche Geräte, Erfindungen für Blinde, Umschulungsmaßnahmen etc. machen das Unmögliche möglich: „De Mensk kann alls, wat he will – he mott bloß willen.“ (ebd., S. 60) Ja, es wurde auf der Kölner Ausstellung sogar mit Wachsmodellen und Photographien bewiesen, daß Ärzte einen Soldaten, dem fast der halbe

⁵⁶ Vgl. speziell zu dieser Feldbriefausgabe über Kriegsversehrte und Rehabilitation die Unterrichtsmaterialien in: Heering-Düllo 1989, S. 56-59. – Auf Wikipedia.org kann man sich ein anschauliches Bild über das Schicksal der zeretzten Kriegsinvaliden und deren angeblich so vorbildliche Versorgung verschaffen.

Kopf fehlte, wieder herstellen konnten: „Solang dat gräöttste Stück von’n Kopp nao drop sitt, bruk kin Mensk de Huopnunk opgieven. [Solang das größte Stück vom Kopf noch drauf sitzt, braucht kein Mensch die Hoffnung aufzugeben.]“ (ebd.) Noch mehr ist zu berichten, denn selbst nach einem Schuß ins Gehirn – in den >Verstandeskasten< – kann es dank Medizin und geduldiger Trainer zu einer weitreichenden Rehabilitation kommen. – Das Deutsche Reich will es den Kriegsversehrten angeblich sogar ermöglichen, mit Abfindungen eigene Häuschen zu erwerben. Man muß sich einfach nur vor Augen halten, was der Staat alles für unsere Soldaten tut ... WAGENFELD ist tief ergriffen. Als er mit dem Zug wieder im Münsterland anrollt, geht gerade im Westen der glühende Sonnenball unter: >Da draußen im Krieg seid Ihr nur von Haß umgeben. In der Heimat wartet auf Euch Liebe, die alles wieder gutmachen will. Gott helfe uns!<

Weil Leser vom Autor etwas über Kinder hören wollen, schreibt WAGENFELD, wie er mit seinen Schulkindern alle Denkmäler Münsters durchgegangen ist (ebd., S. 64-71). Die Kinder haben zwar in der Stadt viel gesehen, aber offenbar kaum etwas vom Dargestellten verstanden. Mitunter geben sie sehr eigenwillige Deutungen (der Kürrasier am „Friedens-Denkmal“ wird z.B. als „so’n Juden“ gedeutet). Die Moral aus dieser ernüchternden Erhebung zum geschichtlichen bzw. heimatkundlichen Wissen der Schüler: Die Soldaten sollen nach dem Krieg sich mit Geduld den eigenen Kindern und deren Fragen widmen, damit diese sehen *und* verstehen lernen. So manches Familienglück werde ja durch den Krieg erneuert und wieder gefestigt [sic!].

Nach erneuter Darbietung eines schon früher in den Feldbriefen veröffentlichten Schwanks über Schneidermeister Lapp (s.o.) teilt WAGENFELD in der nächsten Nummer (ebd., S. 72-80) mit, daß Münsters Volksschulkinder 80.000 Mark für Kriegsanleihen zusammengebracht haben: „Buten un binnen ennig, met Guod, dann twing wi’t.“

Es folgt ein langatmiger und sehr depressiver Allerseelenbrief an die Soldaten (ebd., S. 81-89). Mit jedem neuen Allerseelentag während des Krieges ist eine noch größere Ernte des Todes zu betrauern, doch das deutsche Volk ist dankbar, und die Keimknospen des neuen Lebens sind da: „Allerseelen, wat wäärs du en trurig Fest, wann nich dat graute Wecken drächter stönn! Wann nao Vergaohen nich dat Opstaohen, nao Stiärben nich dat ewige Liäben stönn!“ Wohl hat der Tod den Helden die Augen zuge drückt, „owwer iähr Geist is nich daud. Lebennig treckt he trüg in de Heimat un mäck usse Volk stark un stuer, dat’t uthäöllt, bis de Tit us den Sieg brengt, bis wi sieker sind, dat all de Helden nich umsüß fallen sind.“ Der Geist der toten Helden kehrt lebendig in die Heimat zurück und macht das Volk stark. Durch Jahrtausende [!] soll man derer gedenken, die ihr Leben für ihr Volk hingegeben haben. Dem einzelnen Soldaten will der Dichter wohl bei seinem kleinen, individuellen Geschick diese unermesslich großen Dimensionen als Trost vor Augen führen. WAGENFELD schreibt, als liege er selbst im Schützengraben: „Et steiht in Guodes Hand! Äs he will! Söll wi düt Jahr stiärben – dann Härquod makt gnädig, kuort un gued! [... sollen wir dieses Jahr sterben, dann mach es kurz und gnädig, lieber Gott]“.

Die letzte Nummer des sechsten Heftes kreist um die Ernährungslage der Heimat (ebd., S. 90-96). WAGENFELD, der doch so oft über Klagelieder in Feldpostbriefen von Ehefrauen geschimpft hat, schreibt, daß man mangels Kartoffeln nun Rüben zuhause essen muß. Zum Schaden des ganzen Volkes wird weiter gehamstert, gehortet, geschoben ... Doch die Ernährung von Soldaten und Industriearbeitern kann so nicht sichergestellt werden. Offenbar ist Selbstjustiz angesagt. WAGENFELD bittet die Soldaten, bei Heimaturlauben solchen Leuten, die sich bezogen auf den Lebensmittelmarkt unsolidarisch verhalten, mit Schlägen eine Lektion zu erteilen: „Kriegt usse Arbeiters nich gued to iätten, dann könnt se Ju kine Munition maken – un dann? [Bekommen unsere Arbeiter nicht gut zu essen, dann können sie euch keine Munition machen – und dann?]“ Mit Grauen liest man die Ausführungen über eine Politik des totalen Sieges und über verräterische Friedensmacher (ebd., S. 94):

Siegen will wi un müett wi. Dat dreimaol verf ... England draff un sall us nich unnerkrigen, dann sin wi kaputt för ewige Tit. Friäden maken, ohne dat England twungen is, dat wäör Mord, un de, we't in Schuld wäören, dat wi so'n Friäden maken mössen, dat wäören Mörders. Wat an us ligg, söllt se't nich praotkrigen.

Falls bestimmte Leute einen vorzeitigen Frieden schließen würden, wären sie als >wahre Mörder< zu betrachten. Spätestens 1917 war die Dolchstoßlegende also im Grunde schon fertig gestrickt.⁵⁷ – Die größte Freude bei der aktuellen Volkszählung, so vermerkt WAGENFELD zum Schluß, sind Haushalte mit einer langen Liste von Kindern: „Es wäß 'ne Generation haran, we metarbeiten kann, dat usse Volk un Land wier glücklick un graut wärd.“ Der Tonfall ist nationalistisch-kollektivistisch, aber das „starke Deutschland“ der ersten Feldpostbriefe gibt es offenbar schon nicht mehr.

Zusammenfassung und ein Hinweis auf die offene Frage der Leserpost

Ein größerer Blick auf die Bibliographie unter Berücksichtigung sonst weniger beachteter Zusammenstellungen (Festgabe Wagenfeld 1939, S. 25-64; Findliste Nachlaß Wagenfeld 2011*) ergibt, daß für sehr viele Unterhaltungsanteile der Feldbriefe, seien sie heimatkundlicher oder humoristischer Art, auch andere Quellen vorliegen. Der Autor greift natürlich beim Feldbriefprojekt auf seinen Fundus zurück. Für unsere Studienzwecke erschien es mir jedoch nicht notwendig, diesbezügliche Einzelnachweise detailliert zu recherchieren und zu dokumentieren.

In die „Gesammelten Werke“ von KARL WAGENFELD konnten – mit Ausnahme des beim Lesepublikum sehr beliebten Textes „Jans Bauhnenkamps Höllenfahrt“ – die Feldbriefe angeblich deshalb nicht aufgenommen werden, „da sie allzu zeitbedingt sind“ (Anton Aulke⁵⁸ in: Wagenfeld 1956/1985, S. 351). Den Lesern gegenüber werden die ihnen unzugänglichen Feldbriefe jedoch als gänzlich unpolitisch charakterisiert, nämlich als Zeugnis einer Verbindung zwischen Heimat und Soldaten, „wie sie schöner und volkstümlicher nicht gedacht werden kann“ (ebd.). Unterschlagen wird, daß in ihnen keineswegs nur ein „Genius der Heimat“, sondern auch ein hochpolitischer Haßprediger und Kriegsfanatiker die Brief-Feder geführt hat.

Treffend werden Inhalte und Entwicklungstendenz der Feldbriefe WAGENFELDS in folgender Zusammenfassung wiedergegeben (ohne Autorenangabe, in: Heering-Düllo 1989, S. 53f):

Im Mittelpunkt der ersten fünf Hefte stehen Themen wie das >Lob der Frauen<, >Heiratsratschläge<, allgemeine moralische Leitsätze (z.B. über die >Kunst des Schweigens<), Ernährungsfragen unabhängig vom und im Zusammenhang mit dem Krieg, westfälische Berufsbilder und entsprechende plattdeutsche Bezeichnungen [...], die Bedeutung der plattdeutschen Sprache, besonders als Bindeglied und Kommunikationsmittel für die aus unterschiedlichen Regionen Deutschlands rekrutierten Soldaten. Die Briefe sind überwiegend geprägt von der Berichtsform, die durch Anekdoten, Erzählungen, Gedichte oder gereimte Redensarten illustriert wird. Ziel der Briefe ist somit offensichtlich die Unterhaltung, das Wachhalten der Erinnerung an die Heimat und die Ablenkung von den Gefahren und der Grausamkeit des Krieges. – Die Dokumentation der Zeitereignisse wird dagegen nur unter einer ganz bestimmten Perspektive angestrebt: Durch Gerüchte oder private Korrespondenz vermittelte Informationen über die problematische Nahrungslage der Zivilbevölkerung sollen geglättet und harmonisiert werden, damit die >Frontsoldaten<

⁵⁷ Im Nachlaßverzeichnis wird folgender Zeitungsbeitrag aufgeführt: Wagenfeld, Karl: Heimkehr der Unbesiegten. Münsterischer Anzeiger. Nr. 646 vom 25.11.1918.

⁵⁸ Nicht eingesehen habe ich folgende Arbeit über den Wagenfeld-Editor Anton Aulke: Schepper, Rainer: „.... mit der Besten Blut getauft“. Der Krieger und Kriegsdichter Anton Aulke. In: Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Dichtung und Sprache 81 Jg. (1991), S. 25-29.

der Sorge um ihre Familien in der Heimat enthoben werden. [...] Vom sechsten Brief an schlägt der >beschauliche Ton< der Briefe endgültig um: Anlaß für das Schreiben wird nun häufiger das Verhalten des Feindes und die scheinbar zunehmend nötige Aufmunterung der eigenen Armee. Direkt erwähnt werden Kriegsereignisse wie der U-Boot-Krieg, Wilsons Friedensangebot und der Kriegseintritt Amerikas.

Die politische Propagandalinie liegt offen zutage. Es geht WAGENFELD um einen deutschen Endsieg um wirklich jeden Preis und um die Diffamierung aller Friedensstimmen, die ein in seinen Augen vorzeitiges, unakzeptables Kriegsende betreiben. Selbst bei den scheinbar frommen, äußerst peinlichen Laienpredigtpassagen kommt am Ende immer der aggressive Nationalismus als Hauptzweck zum Vorschein. Die inflationären Phrasen (>Haut drauf!<, >Haltet durch!<, >Wir schaffen es!< usf.), sehr häufig verbunden mit unfehlbaren plattdeutschen Spruchweisheiten, nehmen an Zahl und Flachheit noch zu. Schließlich scheut der Autor, der doch die Front so lange vor allen negativen Klagen der Lieben daheim bewahrt wissen wollte, nicht einmal davor zurück, die Frontsoldaten in seinen Kampf gegen die Nahrungsmittelschieberei in der Heimat einzuspannen. Man muß wirklich versuchen, jede Seite des Periodikums mit Soldatenaugen zu lesen: >Lieber Gott, dein Wille geschehe; wenn ich sterben muß, mach es kurz und schmerzlos! Der Tod ist kein Ende, über dem Gräbermeer wachsen schon jetzt die Knospen des neuen Lebens, und selbst, wenn man als Soldat den halben Kopf verloren hat, gibt es mit gutem Willen und dank modernster Technologie Aussicht auf Rehabilitation – man muß nur wollen.< Man kommt kaum um die Annahme herum, daß es spätestens ab 1917 auf Seiten der Leserschaft im Schützengraben zu wütenden Reaktionen auf WAGENFELDS Kriegerbelehrungen gekommen sein muß.

Folgt man den Angaben des Autors der plattdeutschen Feldpostreihe, dann müssen zumindest zeitweilig auch jeden Tag bei ihm etwa zwei Leserbriefe eingetroffen sein (Wagenfeld 1916d, S. 41f; vgl. auch: Heering-Düllo 1989, S. 51f). Aus den Rückbezügen auf die Leserpost oder den dargebotenen Auszügen gewinnt man jedoch nicht den Eindruck, daß eine intensive Kommunikation mit den Soldaten wirklich zu den Grundanliegen des Projektes gehört hat. Ernsthafte Kritik seitens der soldatischen Leserschaft wird bestenfalls angedeutet (>die Heimat weiß nicht, was Krieg ist<) und dann postwendend „entkräftet“. Willkommen sind positive, „aufbauende“ Briefe. Im Nachlaßverzeichnis konnte ich keine eigenständige Abteilung zur Korrespondenz mit Frontsoldaten zwischen 1914 und 1918 entdecken⁵⁹; eine grobe Durchsicht der dort verzeichneten Briefe eröffnet allenfalls die Aussicht, daß einzelne Zuschriften im Bestand verstreut Aufnahme gefunden haben. Mit diesem denkwürdigen Befund entfällt einstweilen die Möglichkeit, den vermittelten Anschein eines recht lebendigen Austausches zwischen Feldbriefautor WAGENFELD und Frontsoldaten kritisch zu überprüfen.

⁵⁹ Dagegen findet man z.B. aus der gleichen Zeit eine Sammlung „Soldatenzeitungen 1914-1918“ (Findliste Nachlaß Wagenfeld 2011, S. 280-283).

3. „Usse Vader – Vater unser“ (1918): Ein Gebet wider den eigenen Haß oder eine vorsorgliche Selbstrechtfertigung?



Abweichend von der Chronologie müssen wir an dieser Stelle eine der vier religiösen Versdichtungen von WAGENFELD in der Darstellung vorziehen, das Anfang 1917 begonnene und nach Ausweis der Erstausgabe 1918 bei J & A. Temming in Bocholt erschienene Werk „Usse Vader – Vater unser“ (Wagenfeld 1954/1983, S. 153-193⁶⁰). Die Umschlag-Graphik von Albert Pütz zeigt eine gepanzerte Kriegerfaust auf der Bibel. Hauptthema ist der Konflikt zwischen Kriegshaß und christlichem Gebot: Können >wir< das Vaterunser noch beten, durch Blut watend, mit Haß im Herzen und Fluch auf den Lippen? (ebd., S. 155) Ein früherer Rezensent meint, der Dichter von „Usse Vader“ erlebe „mit tiefinnerlichem Schmerze den unüberbrückbaren Zwiespalt zwischen dem menschlichen Handeln, das sich nach den Gesetzen des Diesseits vollzieht, und dem göttlichen Gebot der Nächstenliebe“⁶¹.

Ferdinand Hammerschmidt charakterisiert gegen Ende der Weimarer Republik diese Dichtung so (in: Westfälischer Heimatbund 1929, S. 33):

⁶⁰ Der Jahreszahlauddruck in der Erstausgabe (Wagenfeld 1918) ist groß und eindeutig. Bezeichnender Weise wird die Dichtung „Usse Vader“ im Inhaltsverzeichnis der erstmals 1954 erschienenen Werkausgabe mit der Jahreszahl „1916“ um zwei Jahre vordatiert. Diese falsche Angabe entspricht allerdings der Bibliographie von 1939 (Festgabe Wagenfeld 1939, S. 46). – Daß Wagenfeld schon im März 1917 an dieser Dichtung schrieb, ist aus seinem Briefverkehr ersichtlich (Taubken 1994, S. 54).

⁶¹ Johannes John in: Zeitschrift „Quickborn“ Jg. 1917/1918, S. 117. [Internetzugang: P BuB*]

In gewaltigen Zornesflammen schießen die Verse empor. Ehrliche Leidenschaft und aufrichtiger Haß lodern in den einzelnen Bitten. Aber der Dichter ringt sich durch. Das Gebet endet in einem erschütternden Flehen um Liebe, die allem Morden und aller Not ein Ende machen könnte ... Unter der ganzen deutschen Kriegsliteratur gibt es kaum etwas, in dem eine tiefere Kraft an Inbrunst wirkt als in diesem Gebet Karl Wagenfelds. Jene Kraft lebt in ihm, die in den Liedern großer völkischer Bewegungen der deutschen Vergangenheit wirksam ist.

Im Grunde ist damit der Textinhalt gar nicht so schlecht erfaßt. – Anton Aulke schreibt nach dem zweiten Weltkrieg über WAGENFELDS Dichtungen zum ersten Weltkrieg (Wagenfeld 1956/1985, S. 356):

Sie zeigen die tiefe Vaterlandsliebe des Dichters, sie zeigen aber auch in erschütternder Weise den tragischen Zwiespalt, der aus dem Zusammenstoß des Völkerhasses mit dem Gebot der christlichen Nächstenliebe notwendig [*sic!*] erwachsen mußte. Dieser Zwiespalt findet schließlich in der Dichtung „Usse Vader“, einer zeitbedingten Paraphrase des Vaterunser, eine Lösung in dem Gebet: „Här, bi dienen Vaternamen / giff us Leiwe, Leiwe – Amen.“

Auch Aulke will also Tragik und Ausweglosigkeit ins Spiel bringen, denn anders kann man seinen Hinweis auf einen *notwendigen* Zwiespalt wohl nicht auffassen. Demgegenüber werden wir beharrlich fragen müssen, worin denn ganz genau das „Zwiespältige“ besteht und wodurch es seine vermeintliche „Notwendigkeit“ bekommt. Beruht der angeblich *unüberbrückbare* Zwiespalt zwischen den diesseitigen Verhältnissen und der Ethik Jesu vielleicht nur darauf, daß man selbst – andere des Götzendienstes bezichtigend – „fremden Göttern“ dient?

Kritischer und aufmerksamer als Aulke hat später Ulf Bichel das „Usse Vader“ von WAGENFELD gelesen, doch auch er bescheinigt dem Dichter etwas, das ihn

„vor manchen anderen Autoren auszeichnet, die im Ersten Weltkrieg aus vaterländischer Gesinnung gedichtet haben. Zwar gibt es auch bei ihm die einseitige Sicht, die auf der eigenen Seite alles Recht und alles Gute, dagegen auf der Seite des Gegners alles Unrecht und alles Böse erblickt. Aber er bleibt nicht dabei stehen. Er ringt mit sich und der Aufgabe menschlichen Daseins, die für ihn christlichem Gebot gemäß im Dienst am anderen und gerade auch den ärmsten Menschen besteht und die bestimmt sein soll von der Liebe, die alle Menschen umfaßt.“ (Bichel 1990, S. 21f)

Eine äußerst wichtige ergänzende Feststellung dazu bringt Bichel in Form einer Fußnote: Es gelingt WAGENFELD trotz solcher Gedankengänge hernach nicht, „seine auf vaterländisch-deutsche Gesinnung gegründete Abwehrhaltung gegen Fremdes konstruktiv umzugestalten [...]“. Seine Einstellung gegenüber dem Deutschen und dem Fremden hat ihn vielmehr [...] zu einer bejahenden Haltung zum Nationalsozialismus geführt.“ (ebd., S. 19)

Grundlage für die sachgerechte Interpretation der Vaterunser-Dichtung ist eine Sichtung der Kriegsliteratur und der Feldbriefe von WAGENFELD, wie wir sie in den beiden letzten Kapiteln schon durchgeführt haben. WAGENFELD bietet in „Usse Vader“ Einwände gegen Anschauungen, Haltungen, Worte und Taten, die er selbst zuvor ausgiebig und fanatisch propagiert hat (auf Schritt und Tritt begegnen uns in dieser Dichtung entsprechende >Selbstzitate<). Mit der Unmöglichkeit, weiterhin das Gebet Jesu zu beten, ist in erster Linie ein Unvermögen bzw. eine Zerrissenheit des Dichters selbst angesprochen.⁶² Die entscheidende Frage lautet:

⁶² So schon richtig Bichel 1990, S. 18: „Aber die Überwindung des Hasses will dem Sprecher dieses Gedichtes, den wir wohl in diesem Fall *mit dem Menschen Wagenfeld gleichzusetzen haben*, nicht gelingen, vor allem aus der sicheren Überzeugung heraus, die andere Seite sei, und zwar allein, schuld am Kriegsgeschehen.“ – Durch unseren Nachweis, daß Wagenfeld in „Usse Vader“ u.a. ein eigenes Haßgedicht von 1914 zitiert (s.u.), wird das

Eröffnet diese so oft als Zeugnis tiefer Menschlichkeit und Frömmigkeit gepriesene Versdichtung wirklich eine neue Perspektive – jenseits von Völkerhaß, Krieg und technologischem Massenmord? Steht sie gar für eine Umkehr des Dichters hin zu universeller Mitmenschlichkeit?⁶³



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Die Dichtung beginnt damit, daß >wir< mit dem Beten des Vaterunsers noch warten müssen. Jesus verlangt ja, daß der Beter mit Gaben am Altar sich zuerst mit seinem Bruder versöhnt, der etwas gegen ihn hat. Nun aber sind >wir< von allen Seiten umstellt von Feindschaft und von Haß, der aus Neid und Lüge erwächst – selbst durch Völker, die sonst gar nicht an >uns< gedacht haben. – Ich beschränke mich hier auf folgende Beobachtungen zu den einzelnen Kapiteln von WAGENFELDS Auslegung des Vaterunsers:

(1) *Usse Vader*: Gott ist >Vater und Mutter<⁶⁴ für alles Geschöpfe, für Naturgewalten, Vögel, Mäuse, >Wilde< mit Naturreligion und Christen in der Domkirche, >Schwarze und Weiße<, Deutsche und Briten. Es waltet blutiger Bruderhaß im Krieg. Wir müssen unseren Brüdern die Hände reichen >in christlicher Liebe zu einem ehrlichen Frieden<, dann erst dürfen wir

relativierende „wohl“ in dieser Einschätzung überflüssig. – Schon Heydebrand 1983, S. 130 schreibt: Indem in der Dichtung *Usse Vader* „aus der Situation des 4. Weltkriegsjahres heraus Bitte für Bitte des >Vaterunser< als im Krieg kaum mehr sprechbar erläutert wird, weil eben Haß und nicht Liebe das Gebot der Stunde sei, gewinnt hier der Fatalismus die Oberhand.“

⁶³ Für eine kritische Lektüre bieten sich folgende Leitfragen an: Wer trägt die Schuld dafür, daß der Dichter das „Vaterunser“ nicht mehr beten kann? Von welchem Haß ist jeweils die Rede und worin wurzelt dieser? Gibt es ein eigenes Schuldeingeständnis (persönlich seitens des Dichters, ebenso aber auch in nationaler Perspektive)? Wie soll der beschriebene Konflikt des Beters aufgelöst werden und wer soll dabei Verantwortung tragen?

⁶⁴ Eine solche Wendung („Du büß Vader us un Moer [Du bist Vater uns und Mutter]“) hat man in Rom erst 1978 durch den Luciano-Papst (Johannes Paul I.) und hernach nicht wieder gehört. Ursprünglich freilich hatte Wagenfeld schreiben wollen: „Du büß Vader, Erd is Moer [Du bist der Vater, die Erde ist die Mutter]“. Nach einem brieflichen Einspruch von Augustin Wibbelt, der hier wegen der Parallelstellung als Konsequenz „Pantheismus“ befürchtete, änderte er die Stelle (vgl. Taubken 1994, S. 54f, 57).

wieder >uss' Vader< beten. – Durch die Einreihung der Menschen in eine lange kreatürliche Liste bleibt die universelle Gotteskindschaft ziemlich unbestimmt. Keineswegs erfolgt hier ein klares Bekenntnis zur Einheit der menschlichen Familie⁶⁵ auf der Erde, in welcher z.B. der vermeintliche Wert >Rasse< kein Kriterium mehr sein kann und sich verächtliche „Tiervergleiche“ wie in WAGENFELDS Kriegsdichtungen bei Menschen verbieten.⁶⁶

(2) *Du büß inn Hiëmel*: Alle irdischen Elemente – der Boden, die See, die Luft – sind mit Hilfe moderner Kriegserfindungen in Elemente des Todes verwandelt. Eine kosmische oder naturnahe Frömmigkeit versagt sich im Krieg. Auf einer solchen Erde will Gott nicht wandeln, er ist >bloß< im Himmel. – An dieser Stelle wird der des Werks kundige Leser sich an süffisante Bemerkungen WAGENFELDS etwa zur Freude über den Tod von 4.000 Russen oder zu „Ergebnissen“ der deutschen U-Bootkriegsführung erinnern.

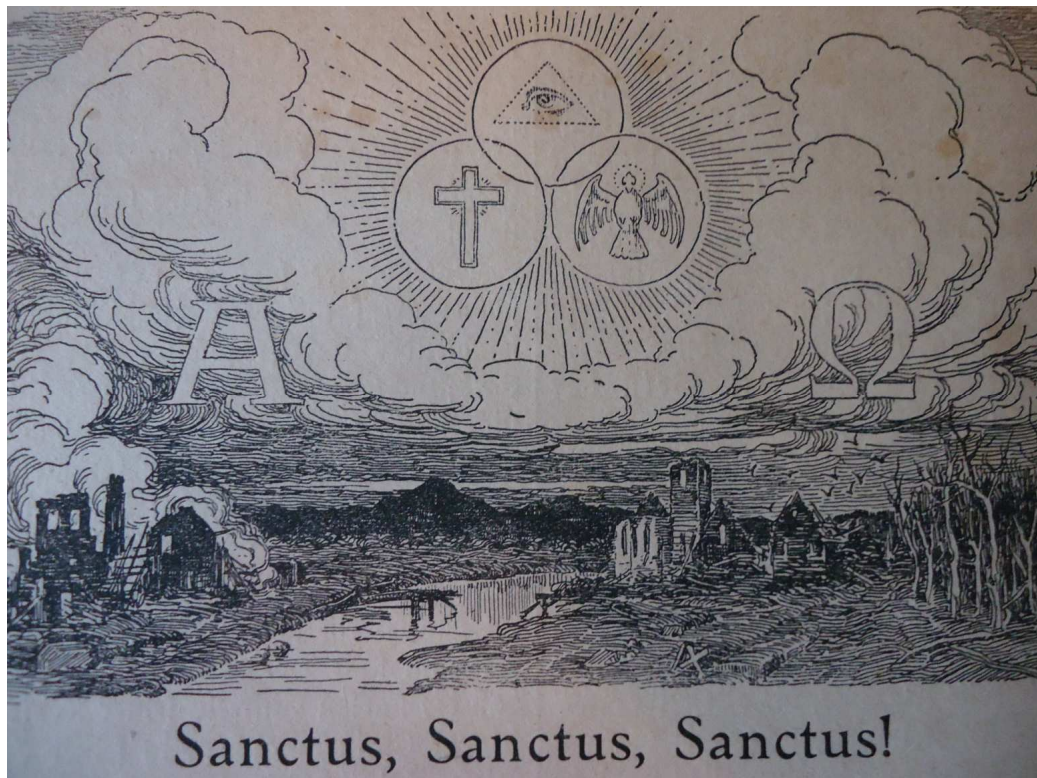


Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

(3) *Dien' Namen sie hillig*: Die Engel heiligen mit >reinem Schall< Gottes Namen, nicht so jedoch tun dies die kriegführenden Menschen. Diese bitten nämlich unter Anrufung von Gottes heiligem Namen um Beistand für Tod, Sieg, Munitionslenkung, Giftgaseinsätze, Hungerblockade und den Schwur auf die eigene Unschuld. Dieses Beten ist nur noch gotteslästerliche Verspottung. – Hier müssen wir daran erinnern, wie WAGENFELD selbst in seinen

⁶⁵ Die Einreihung von Menschen in eine Tierreihe gibt es beim Dichter eben auch in anderen Kontexten. Ditt verweist wie Schepper auf ein Votum Wagenfelds von 1923: „Man könne doch nicht während der Ruhrbesetzung Musik machen, die sich >in Beinen und Gelenken austobt mit widerlich sinnlichen Sprüngen und Verrenkungen nach dem Vorbild von Affen, Füchsen, Negern, Kaffern und anderen Ganz- und Halbtieren.<“ (Ditt 2012)

⁶⁶ Ausdrücklich vermerkt Johannes John in seiner rundherum zustimmenden Rezension zu „Usse Vader“: „Mit kosmopolitischen Schwätzern, mit Liebknecht, mit Sektenpredigern rechte ich, wenn sie die Volkheit über einer abstrakten Idee vergessen. Man kann mit Beweisen der exakten Wissenschaft entgegen, wenn sie von Menschenverbrüderung, Menschenrechten und einem Normalregulativ für die Erziehung zugleich des Buschnegers und des blonden westfälischen Bauernburschen reden. [...] Mit dem Dichter Karl Wagenfeld rechte ich [hingen; P.B.] nicht.“ (Zeitschrift „Quickborn“ Jg. 1917/1918, S. 117f. [Internetzugang: PBUb*])

Dichtungen (s.o.) die Sakralisierung des Krieges – als >Gottesdienst< – auf die Spitze getrieben und den Himmelsdom über dem Schlachtfeld samt der >Kanonenglocken< und Soldatenherzen in einen großen Tempel verwandelt hat. Seine Kriegstheologie von einer heiligen Nation und einem heiligen deutschen Pfingstgeist bildet ebenso einen krassen Gegensatz zu der hier ausgelegten Vaterunser-Bitte.

(4) *Et kuëm dien Riek*: Im Krieg bewahrheitet sich in besonderer Weise das Herrenwort >Mein Reich ist nicht von dieser Welt<. Der Haß blüht, das Gute wird niedergedrückt, das Schlechte lacht, die Welt liegt in Satans Hand [!] und die Menschen sind Satan gleichförmig. Tief im menschlichen Herzen soll das Gottesreich schon zu Lebzeiten ankommen. Doch unsere sündigen Herzen sind schlecht. Gott soll sie reinigen von Schuld und Haß, damit wir der >Liebe zu jedwedem Menschenkind< folgen. – Jesu Botschaft vom Reich Gottes wird hier im Licht einer individualistischen Sündenmoral vermittelt. Es eröffnet sich aber keine Perspektive, den christlichen Auftrag im Sinne des von WAGENFELD verschmähten Papstes Benedikt XV. (s.o.) für eine Mitgestaltung von Zivilisation und Völkerrecht fruchtbar zu machen.

(5) *Dien Will gescheih äs in Hiëmel op Äern*: Geschieht wirklich Gottes Wille auf der Erde? Auf dem Altar steht das Goldene Kalb (>Fleisch und Geld<). Wir erfinden Mordmaschinen, die tausend Menschen mit einem Schlag töten. Millionen leiden Hunger und sterben. Der beliebten Vorstellung vom Krieg als einer Schule der Gottesfurcht wird zumindest indirekt eine Absage erteilt: >Nimm weg das Fürchten [...]. Laß uns deine Liebe sehen!<

(6) *Uss' dägglücke Braut giff, o Här, us vandage*: In Zeiten des satten Überflusses haben Volk und Land das Dankgebet nach dem Essen vergessen. Nun versagt sich im Krieg die mit Bruderblut getränkte Erde und gibt kein Brot her. Gott soll auf den Schrei der Hungernden, aber auch auf die Mühen seiner Knechte sehen: >Sie geben hin ihre Kraft, ihren Lebenssaft, / daß Brot sie für die Ihrigen schaffen, / daß frei unser Volk, daß frei unser Land, / daß wir nicht Knecht in Feindes Hand, / nicht Höllenmacht / uns unterdrückt mit Hunger.< – Solche Zeilen erinnern uns auch daran, daß WAGENFELD den für die Nahrungsmittelblockade verantwortlichen Feind als >Satan England< betrachtet.

(7) *Vergiff us uss Schuld, so äs wi willt vergiëben, we us sind wat schüllig*: Vor dem Krieg konnte der Dichter („So häff ick et biädet“) mit Überzeugung beten: >Vergib uns, daß weh wir getan haben / unseren Schwestern und Brüdern. / Auch wir wollen ja gern ihnen vergeben, / was sie uns zuleide auch getan haben.<⁶⁷ Doch jetzt ist ihm solches Beten nicht mehr möglich, denn: >Da kamen uns unsere Feinde mit Haß und mit Schwert, / Und nun kann ich die Lippen nicht mehr bewegen. [...] Mir bleibt nur noch Haß / auf die, die ins Elend uns getrieben haben.< Daß unter solchen Voraussetzungen das tägliche Gebet allerdings wie Hohn in Gottes Ohr klingt und Fluch auf den eigenen Hof bringt, wird deutlich gesagt. – Drei von vier Strophen aus WAGENFELDS frühem Kriegsgedicht „Bloß hassen“⁶⁸ sind hier wörtlich eingebaut, darin enthalten auch der entschuldigende Hinweis, daß Gott selbst ja mit Satan keinen Frieden schließt! Der ganze Abschnitt ist eindeutig. Die Feinde sind es, die unser eigenes Beten unmöglich gemacht haben. Die Lösung besteht entsprechend darin, daß Gott die satanische feindliche Welt von Neid und Haß verändert: >Vertreib aus der Welt, Herr, den Neid, den Haß, / so wie du den Satan vertrieben, / daß ehrlich wir beten, wie früher es war: / Vergib

⁶⁷ An dieser Stelle wird die Aussage „Wie auch wir vergeben“ klarer gefaßt als in der eigentlichen Übersetzung des „Usse Vader“-Gebetes. – Vgl. auch das „Kriegs-Vaterunser“ des Freiburger Weihbischofs Friedrich Justus Knecht, in welchem die Frage nach einer deutschen Kriegsschuld geschickt umgangen wird: „Und vergib uns unsre Schuld, wie auch wir vergeben unsren Schuldigern: Vergib uns unsre Sünden, durch die wir die Züchtigung verdient haben. Auch wir wollen den feindlichen Nationen verzeihen und das Böse nicht mit Bösem vergelten. Wir wollen uns in Zukunft vor aller früheren Verderbnis hüten und rein und treu unter deinen heiligen Augen wandeln.“ (zit. Leicht 1918, S. 223; vgl. ebd., S. 222-249 das ganze Kapitel zum Vaterunser im Krieg.)

⁶⁸ Wagenfeld 1914a, S. 9.

uns, wie wir wollen vergeben! < Von eigener Schuld, eigener Selbsterkenntnis und eigener Umkehr ist in *diesem* Zusammenhang keine Rede!

(8) *Föhr us nich in Versökung*: Wie in WAGENFELDS anderen religiösen Versen, so bleibt die individualistisch verengte Sündenmoralpredigt in diesem Abschnitt flach und läßt keine tiefere Sicht menschlicher Entfremdung erkennen: Auf dem breiten Weg des Verderbens locken triebhafte Freuden, Ehre, Ruhm etc. Im Krieg kommt nun noch die besondere Versuchung hinzu, an Gottes Gerechtigkeit, Allmacht und Gottsein zu zweifeln. Reich werden die Schlechten; Morden und >unsere< Hungersnot gehen ohne göttliches Eingreifen ungehindert weiter; Böse werden scheinbar belohnt und Gute gequält ... Die Lösung liegt bei Gott: >Be-ende den Krieg, Herr, gib uns Frieden, / daß wir unbeirrt zu Dir halten können.< Erneut scheint es, jedenfalls auf der eigenen Seite, keinen menschlichen Handlungsbedarf zu geben. Das ganze Kapitel ist auch unter der Voraussetzung zu lesen, daß WAGENFELD in seinen anderen Kriegsdichtungen einen „deutschen Sieg“ ja mehrfach als Sieg der Sache Gottes charakterisiert hat.

(9) *Erlös us von dat Üewel*: Endloser Krieg, endloses Sterben und drohender Hungertod: >O Herr, wir können es nicht mehr ertragen!< Doch das Übel, von dem Gott die Menschen zu erlösen gedenkt, ist eben nicht der grausame Abgrund des Krieges, sondern die „Sünde“. ⁶⁹ WAGENFELD entfaltet in diesem Abschnitt erneut seine bekannte „Todsündenlehre“ aus dem ersten Versenpos „Daud und Düwel“ von 1911, in deren Mittelpunkt der materialistische und unter das Tierreich gesunkene Mensch steht. Nur wird jetzt gleichsam als Wurzelsünde die – vom Menschen als moralische Fehlhaltung auszureißende – *Eigensucht* zur Hauptüberschrift. ⁷⁰ Wieder gibt es keine Perspektive dafür, das innere Drama des menschlichen Herzens anthropologisch oder theologisch zu beleuchten und in einen größeren zivilisatorischen Zusammenhang zu stellen. Von der Todsündigkeit soll Gott uns erlösen, und dann folgt das vielzitierte Schlußgebet der Dichtung: >Helf uns, in den Menschen zu sehen / unsere Brüder, unser Vater in Dir! / Dann können mit reinem Mund wir beten: / *Ersticke*⁷¹ *den Krieg, Herr, gib uns Frieden* – / Herr! Bei deinem Vaternamen: / Gib uns Liebe, Liebe – Amen.< Was aber bedeutet dieses Gebet? Wie sollen wir den großen Begriff „Liebe“ hier verstehen, nachdem WAGENFELD an so vielen Stellen seiner Kriegsdichtungen einen durchaus ganz unchristlichen Begriff von „Liebe“ eingeführt hat?

Das Werk „*Usse Vader*“ enthält einige Gegenpositionen zu dem, was der Dichter als Kriegspropagandist seit 1914 selbst in vielen Varianten vorgelegt hat (z.B. Sakralisierung des Krieges, Haßpredigt, Entmenschlichung des Feindes). Es gibt hingegen keine neue Beurteilung des Kriegsgeschehens (Ursache von allem Übel bleiben letztlich doch Haß und Neid einer feindlichen Welt; Deutschland hat den Krieg nicht gewollt). Durch den globalgalaktischen Rekurs auf menschliche Sündigkeit bleibt in der Kriegsfrage eigentlich nur die Bitte an Gott übrig, die Feinde zu bekehren (oder in jüdisch-christlicher Tradition formuliert: es gibt keinen wirklichen Ansatz zur eigenen Umkehr); auf politischer Ebene ist ja von deutscher „Eigensucht“ nirgends die Rede. Es fehlt auch jegliches Schuldeingeständnis bezogen auf die

⁶⁹ Die diesbezüglichen Verse (Wagenfeld 1954/1983, S. 188f) werden Gott selbst in den Mund gelegt: >Viel Übles ist, was Krieg euch gebracht, / aber nicht das Übel, an das ich gedacht, / von dem ich erlösen wollte – / Das Übel, Menschheit, ist die Sünde! / Die Sünde, die mich als Herrn vergißt, / die Menschenliebe mit Füßen tritt, / gebar den Krieg, sie schloß das Schwert! / Die Eigensucht im Menschenherz, / die sollte euch machen groß und stark, / sie straft euch [*nun*] bis ins tiefste Mark. / Sie ist die Mutter von dem Tod, / sie ist die Wurzel von der Not. / Die Eigensucht in Herz und Hand, / die setzte die Welt in wilden Brand.“ [es folgen in einer Aufzählung Haß und Todsündigkeit als Ausfluß der Eigensucht]. – Doch die Wurzel der Eigensucht, die Psychologie des „in sich selbst gekrümmten Menschen“, wird nicht beleuchtet, und erst recht bleibt der nur leicht angedeutete kollektive Sündenzusammenhang völlig unklar.

⁷⁰ Die entsprechende Passage (Wagenfeld 1954/1983, S. 189) geht wohl auf Anregungen Augustin Wibbelts zurück (vgl. Taubken 1994, S. 55-57 und unten den dokumentarischen Abschnitt V.6).

⁷¹ *dömpen* = auch: dämpfen.

eigene Beteiligung des Dichters an einer aggressiven „Siegfrieden“-Propaganda ohne Kompromissbereitschaft (nach Art der „alldeutschen“ Agitatoren). – Noch 1917 konnte man bei WAGENFELD in einer plaudernden Nebenbemerkung zum „Friedensgerede“ nachlesen: >Unser Herrgott weiß am besten, was gut ist, aber meiner Meinung nach müssen die Engländer erst kaputt sein, wenn es dauerhaften Frieden geben soll.<⁷² – In „Usse Vader“ gibt es keine politische bzw. ethische Alternative. Daß etwa der Papst und ab 1917 auch einige Stimmen aus dem deutschen politischen Katholizismus einen grundlegend neuen Kurs der Politik und ganz konkrete Schritte zur Beendigung des Massenmordens eingefordert haben, scheint WAGENFELD nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen. Im Grunde wird das Thema Friedenspolitik nur einmal ganz vage thematisiert.⁷³ Es bleibt bei einer unverbindlichen Sicht des Friedens als eines göttlichen Geschenks. Der pathetische Rekurs auf „Liebe“ ist letztlich inhaltsleer.

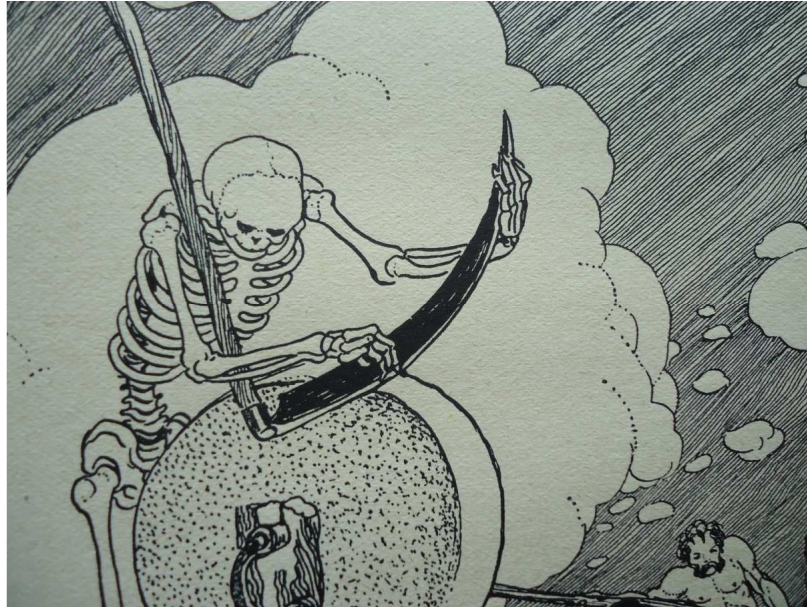
AUGUSTIN WIBBELT, dessen Rückmeldung zum Manuskript „*Usse Vader*“ im vorletzten Abschnitt dieses Kapitels auszugsweise dokumentiert wird, hat unstimmige Konstruktionen der Dichtung erkannt, bietet jedoch selbst als fürchterliche Alternative eine Aufhebung des Konflikts „nur im *Innern* der Persönlichkeit“ an (→V.6): Es gibt zwar einen objektiven Gegensatz von Krieg und Christentum, doch subjektiv läßt sich dieser überwinden. Die „Werke des Hasses“ müssen nur mit der richtigen inneren Haltung ausgeführt werden ... (s.u.).

1916 hätte man dieses Versepos noch als glaubwürdiges Zeugnis eines inneren Ringens und des Erschreckens vor den eigenen Haßgefühlen würdigen können. Doch im Erscheinungsjahr 1918 bietet der Text keine angemessene Antwort mehr auf den Abgrund des ersten Weltkrieges. Hält sich der Dichter, der sich jahrelang in unchristliche Ideologien eines >totalen Sieges< verstrickt hat und nun spürbar verzweifelt ist, hier vielleicht angesichts der drohenden Niederlage eine neue Option offen? Geht es ihm in Erwartung sich wandelnder politischer oder kirchlicher Verhältnisse gar um eine vorauseilende Selbstrechtfertigung? In diesem Fall wäre seine Rechnung auf Jahrzehnte hin aufgegangen. Die Texte des haßerfüllten Kriegsantriebers WAGENFELD gerieten in Vergessenheit, nur das hehre Gebet „*Usse Vader*“ fand Aufnahme in die „Gesammelten Werke“ und wurde als Zeugnis eines wahren Christenmenschen gewürdigt.

⁷² Im Original: „Üm all dat Geküer von Friäden, dao will wi us dütmol äs nich kümmern – wu’t geiht, so geiht’t – usse Härquod weet am besten, wat gued is, män nao min Meinen müett’t de Englänners erst kaputt sien, wann’t Friäden von Duer gieben sall.“ (Wagenfeld 1917b, S. 3)

⁷³ Nämlich als Handreichen >in christlicher Liebe zu einem ehrlichen Frieden< (vgl. Wagenfeld 1954/1983, S. 159). Im Hintergrund dieser zuvor bei Wagenfeld nirgends auftauchenden Anschauung steht freilich die Situation des vierten bzw. fünften Kriegsjahres!

4. Drei weitere religiöse Versdichtungen: „Metaphysische Verschwörung“ und irdische Abgründe



Graphik (Detail) von A. Heumann aus „Daud un Düwel“ (Wagenfeld 1912)

Im Folgenden werden wir uns nun drei weiteren, anders angelegten religiösen Versdichtungen von KARL WAGENFELD zuwenden, in denen „Satan“ bzw. Teufel, die katholische Katechismuslehre von den sogenannten „sieben Todsünden“⁷⁴ und apokalyptische Bibelbilder nebst anderen Endzeitmythen eine zentrale Rolle spielen. Von diesen Werken WAGENFELDS wird – z.T. bis in unsere Tage hinein – mit höchster Wertschätzung gesprochen. Anton Aulke versteigt sich gar zu folgenden Ausführungen (Wagenfeld 1956/1985, S. 352):

Wagenfeld konnte „in den Epen >Daud un Düwel< und >De Antichrist< und in dem Mysterienspiel >Luzifer< die metaphysische Seelenhaltung des Münsterländers wohl in der reinsten und gleichzeitig gewaltigsten Form verkörpern. Auf diesen drei Werken beruht Wagenfelds eigentlicher Ruhm. Sie haben seinen Namen mit Recht weit über die Grenzen Westfalens hinausgetragen. Denn in ihnen gipfelt nicht nur Wagenfelds Kunst, sondern überhaupt die gesamte neuplattddeutsche Dichtung. Diese Werke sind gewaltig in ihrem gedanklichen Vorwurf, setzen mit einer großartigen schöpferischen Phantasie geistige Vorstellungen in dichterische Bilder um und erreichen eine einmalige Wucht und Ausdrucksfülle der Sprache. Der Dichter gestaltet in ihnen auf der Grundlage der christlichen Glaubenslehre die ewigen und letzten Dinge, die der Menschheit Herz bewegen, nämlich den Tod, den Untergang der Welt und die damit zusammenhängende Verantwortung der Seele vor dem höchsten Richterstuhl.“

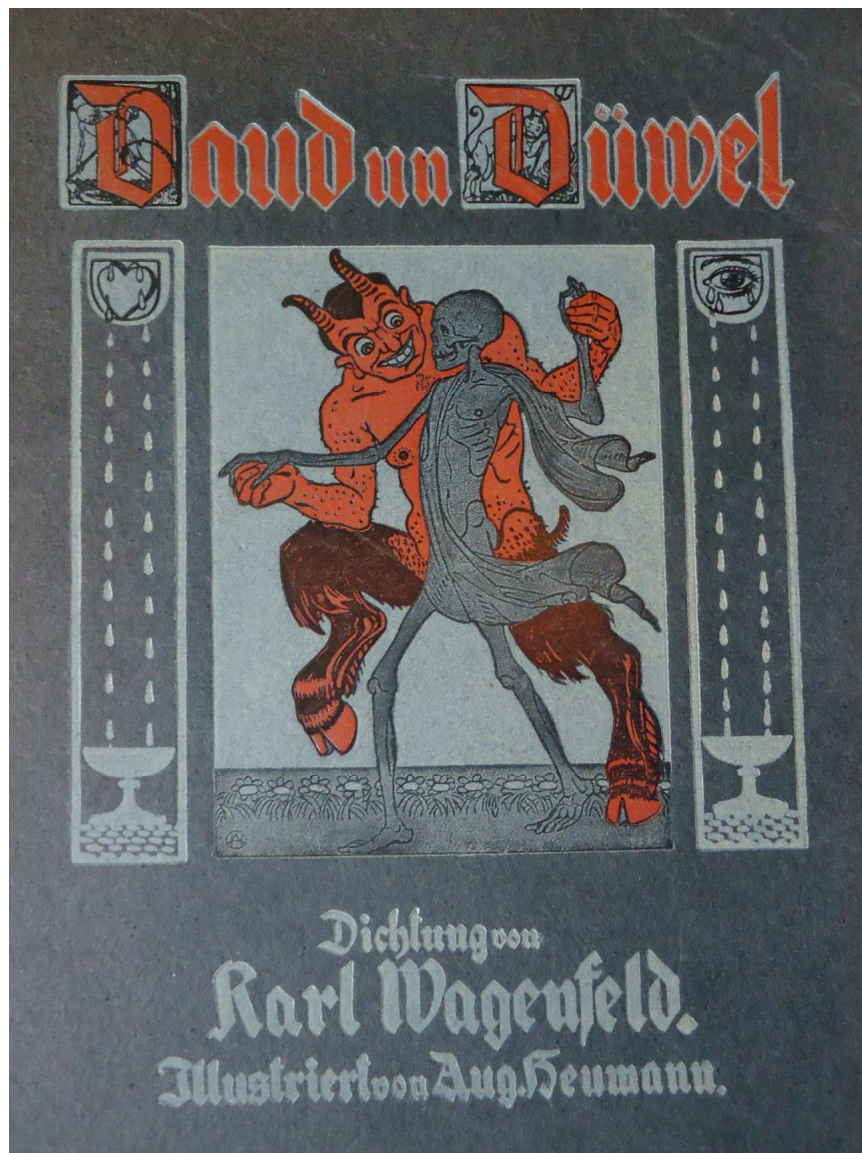
WAGENFELDS neuniederdeutsche Dichtersprache ist als „innovativ“ und modern charakterisiert worden, wobei man in den Versen „stilistische Einflüsse des Expressionismus“ ausgemacht hat (J. Meier in: Cordes/Möhn 1983, S. 457f; Langhanke 2008). Es gibt in der Tat einige erstaunliche Passagen in seinem Werk, die man ob ihrer literarischen Qualität in einer anspruchsvollen Mundartanthologie nicht missen möchte. Nachfolgend soll es jedoch nicht um ästhetische Urteile gehen, sondern um einen ideologiekritischen Blick auf die drei

⁷⁴ Der Blick auf die „sieben Todsünden“ ist schon zentral in Wagenfelds 1913 geschriebenem Bauerndrama „Hatt giegen Hatt“ (vgl. Bichel 1990, S. 11).

sogenannten Weltanschauungsdichtungen unter dem besonderen Gesichtspunkt der Kriegsthematik. Gibt es in ihnen auch eine überzeugende Botschaft bzw. Inspirationen für christliche Weltbetrachtung und Weltgestaltung? Was erfahren wir durch diese Werke über die vermeintlich „gewaltige“ Gedankenwelt von KARL WAGENFELD?

**„Daud un Düwel“ (1911/1912):
Die sieben Todsünden und ein gottwohlgefälliges Land
mit blauen Herrscheräugen**

Das Werk *„Daud un Düwel“* ist „Middewinter 1911“ entstanden.⁷⁵ Besonders auch wegen der im Jugendstil gehaltenen Illustrationen des Münsteraners Augustinus Heumann (1885-1919) sind die frühen Ausgaben des „Richard Hermes Verlag“ Hamburg für Liebhaber der plattdeutschen Literatur echte bibliophile Kostbarkeiten.



⁷⁵ Im Jahre 1911 war Wagenfelds Ehefrau lebensbedrohlich krank gewesen, zu Weihnachten jedoch wieder glücklich genesen. Angeregt durch ein der Gattin am zweiten Weihnachtstag vorgelesenes Gedichtfragment schrieb der Dichter bis Jahresende das vollständige Epos „Daud un Düwel“ (vgl. Wagenfeld 1956/1985, S. 345). Die Erstausgabe kann unter diesen Umständen aber wohl erst Anfang 1912 herausgekommen sei (in vielen Bibliographien wird „[1911]“ vermerkt). – Von mir benutzte Textquellen zur Dichtung: Wagenfeld 1912*; Wagenfeld 1954/1983, S. 1-41.

In einem apokryphen biblischen Buch aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert heißt es: „Gott hat den Tod nicht gemacht und hat keine Freude am Untergang der Lebenden. Zum Sein hat er alles geschaffen, und heilbringend sind die Geschöpfe der Welt. Kein Gift des Verderbens ist in ihnen, das Reich des Todes hat keine Macht auf der Erde; denn die Gerechtigkeit ist unsterblich.“ (Buch der Weisheit 1,13) „Aber durch des Teufels Neid ist der Tod in die Welt gekommen“ (Buch der Weisheit 2,24). So dualistisch hat man in Israel vor diesem Text die Rolle des Satans (Widersacher, Ankläger) in keinem anderen Schriftzeugnis gesehen. KARL WAGENFELD behandelt die Frage nach dem Ursprung des Todes im Sinne der zitierten Stelle und stellt sie in den Kontext der sieben sogenannten Todsünden. Seine Dichtung „*Daud un Düwel*“ ist folgendermaßen aufgebaut⁷⁶:

- *Vorspiel I*: Mit dem Verlust des Paradieses ergeht die Mitteilung zur Sterblichkeit der Menschen zwar durch Gott selbst, doch der (personifizierte) Tod ist ein Geschöpf des Teufels, des Widersachers von Gott. Der Tod wird vom Teufel mit einem Herz aus Stein und einer von ihm selbst unter „Fluchsegen“ geschmiedeten Sense ausgestattet.
- *Vorspiel II*: Angefangen mit dem Brudermord an Abel bis hin zur Sintflut geht der Tod ans Werk. Von Gott erhält er auch eine Sanduhr, um die Siebzيجjährigen zur rechten Zeit vom Leben abzutrennen (es klingt also auch eine „normale“ Kondition der menschlichen Sterblichkeit an). Mit der Zeit jedoch wird dem Tod die Sense stumpf, was er dem Teufel klagt. Der Teufel tröstet ihn mit einer lachenden Antwort: „Dat Liäben dat dreihet den Slipsteen di rund / und slipp di scharp diene Seiß.“⁷⁷
- *Hauptspiel*: Der Teufel demonstriert nun dem Tod bei einer gemeinsamen Erdenreise entlang der sieben „Hauptsünden“, wie ausgerechnet das Leben den Schleifstein für die Sense des Todes runddreht. Die Menschen selbst sind es nämlich, die sich den sieben Hauptlastern ergeben und dadurch dem Tod das Messer schärfen bzw. ihm geradewegs ins Messer laufen (diese Tragik wird bei WAGENFELD auch mit einigen komischen Elementen in der Rahmenhandlung vorgeführt). Die jeweiligen Hauptlaster bzw. „Todsünden“ bergen als Frucht in sich selbst schon den (seelischen bzw. leiblichen) Tod:
 - (1) *Hoffart* (Eitelkeit⁷⁸) verführt ein einfaches Dienstmädchen am Königshof dazu, sich mit schöner Kleidung herauszuputzen, um dem Königssohn zu gefallen. Das Ganze endet in Verderben für alle Beteiligten.
 - (2) *Geiz* (bzw. *Habgier*) läßt einen Menschen nur noch Geld scheffeln, am Leben vorbei leben und schließlich sogar – wegen des Geizes bei der eigenen Nahrungsaufnahme! – des Hungers sterben.
 - (3) Die „namenlose Sünde“ (*Wollust*, *Geilheit*) läßt die Menschen im Freudenhaus >wilde Rosen< brechen; doch an deren Dornen infizieren sie sich (z.B. Geschlechtskrankheiten?) und landen hernach in Grab, Irrenanstalt oder Zuchthaus.
 - (4) Die *Abergunst* (>Affgunst<, *Neid*) treibt einen König zum großen Krieg gegen ein anderes Königreich, so daß der Tod eine reiche Ernte einfahren kann.
 - (5) Das *Saufen* (*Supen*), das hier für das Laster „*Völlerei/Maßlosigkeit*“ steht, sorgt dafür, daß Menschen am Ende wie sieches Vieh dem Tod preisgegeben sind.
 - (6) Aus *Zorn* (>Vernien<) geraten zwei Bergleute unter Tage mit ihren Grubenlampen in einen handfesten Streit und lösen dadurch ein furchtbares Unglück (Schlagwetterexplosion) mit vielen Toten aus.
 - (7) Der *Faule*, der schon seine eigene Familie hat verhungern lassen, erfriert am Ende, weil er zu faul ist, eine wärmende Schlafstätte in direkter Nähe aufzusuchen.

⁷⁶ Vgl. F. Hammerschmidt in: Westfälischer Heimatbund 1929, S. 27f; A. Aulke in: Wagenfeld 1956/1985, S. 352; Bichel 1990, S. 11-15; Langhanke 2008.

⁷⁷ Übersetzung: „Das Leben, das dreht den Schleifstein dir rund / und schleift dir scharf deine Sense.“

⁷⁸ Im aktuellen Katechismus durch „Stolz“ ersetzt.

Am Ende der gemeinsamen Reise ist erwiesen, daß das Leben der beste Helfersgeselle von Teufel und Tod ist.

- *Nachspiel*: Hier wird der Dichter, nun in „Ich“-Form, persönlich. Mitten in Frühlingssonne und Vogelgesang erkennt er, daß ihn der Tod auf seinem Weg verfolgt. Mit einem Gedicht („O Daud, du büß en hatten Mann“) wendet er sich geradewegs an diesen Verfolger im Nacken – mit folgendem Tenor (nicht wörtlich): >Du bist ein harter Mann, Tod, und deine Sense wird unweigerlich über mich kommen. Doch eine Bitte habe ich: Laß mich zuvor meine Arbeit vollenden und die Meinigen versorgt wissen. Das soll mir genügen, dann hau fest bei mir zu!< (Wer von uns möchte nicht zumindest in solcher Perspektive mit dem Tod einen Friedensvertrag abschließen?)



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Den wenig überzeugenden und widersprüchlichen Ausgangspunkt dieser Dichtung kann man WAGENFELD, der kein Theologe und auch kein herausragender Intellektueller ist, wohl nicht anlasten. Die Gedankenwelt führt über den von ihm konsultierten Katechismus nicht hinaus. Aber was heißt es, daß der Tod ein Geschöpf des Teufels⁷⁹ ist? Im religiösen Bild geht es hier zunächst nicht um das im Nachspiel angesprochene allgemeinmenschliche Schicksal der Sterblichkeit⁸⁰, sondern um die *seelische* Todesbestimmtheit menschlicher Existenz. Diese hängt freilich mit einem Innwerden der leiblichen Sterblichkeit zusammen, welche gleichsam der durchschlagendste Beweis für die eigene Zufälligkeit, Verwundbarkeit und völlige Nichtbedeutsamkeit ist. Im Prozeß seiner Bewußtwerdung schaut der Mensch in den Abgrund der Zweigesichtigkeit des Lebens („Erkenntnis von Gut und Böse“). Er verliert die paradiesische Fraglosigkeit und Verbundenheit des Lebens, die Gewißheit des eigenen Gutgeheißen-

⁷⁹ Die „Schlange im Paradies“ aus der Genesis ist keineswegs mit dem christlichen Bild vom Teufel identisch und schon gar nicht ein ebenbürtiger Gegenspieler Gottes, wie es eine verzerrte dualistische Theologie suggeriert. Sie kann gleichermaßen mit der ägyptischen Apophis-Schlange (Blick in den Abgrund des Nichts) und der phallischen Aufrichtung des „seiner selbst Herr werdenden“ Menschen in Verbindung gebracht werden.

⁸⁰ Die im Nachspiel gebotene, versöhnte Aussicht des Dichters auf ein am Ende immerhin erfülltes Leben oder Lebenswerk nimmt freilich noch nicht den unzeitigen, frühen, willkürlichen Tod in Blick.

seins. Der Mensch wird zum großen Ungeliebten, der als ein Abgeschnittener in seinem lauten oder stummen Schrei nach Liebe das Verlorene niemals wiederzuerlangen vermag. An die Stelle des als Geschenk erfahrenen Lebens tritt ein erkauftes, erleistetes oder erschlichesenes Scheinleben, d.h. ein gehetztes, gieriges Einatmen von „Lebensenergie“. Obwohl an sich genug Atemraum zum Leben da ist, sorgt gerade die angstgetriebene Gier dafür, daß die Luft immer dünner wird und am Ende ausgeht. Diese „Hyperventilation“, die seelisch – und über Psychosomatik oder Folgeschäden auch physisch – Tod bringt, betrifft das Geschick des Einzelnen, aber ebenso – in einer hyperventilierenden Zivilisation der Ungeliebten – auch die ganze Gattung. Der getriebene Mensch versucht dem Tod zu entrinnen und läuft ihm gerade *deshalb* allerwegen in die Arme. Etwa in Richtung solcher Fragen hätte eine „große Weltanschauungsdichtung“ zu gehen. WAGENFELD bleibt indessen einfach beim vordergründigen mythischen Bild stehen, und eine solche Form des Umgangs mit religiösen Botschaften ist in sich heute schon nicht mehr mitteilbar.



Graphik (Detail) von A. Heumann aus „Daud un Düwel“ (Wagenfeld 1912)

Da nun aber – in Verein mit der himmlischen Teufelsverschwörung – stolze Auflehnung wider Gottes Gebot die Wurzel allen Übels sein soll, und nicht der dem „Stolz“ vorausgehende Abgrund menschlicher Angst vor dem „Nichts“ und der eigenen „Nichtigkeit“, bleibt auch die Reise durch die Welt der „Todsünden“ letztlich bei einer vordergründigen Moralpredigt auf dem Niveau des Volksschullehrerkatechismus stehen. Ein therapeutisches Christentum blickt mit Eugen Drewermann zunächst auf die Bedürftigkeit und tragische Selbstentfremdung: Was steht denn eigentlich hinter den sieben zerstörerischen „Hauptlastern“, die den Menschen am Leben vorbei seelisch töten und dann auch körperlich zugrunde richten können?

- Wie wertlos muß sich innerlich ein „*eitler Mensch*“ fühlen, der sich durch reine Äußerlichkeiten königlich zu machen versucht? (Bei WAGENFELD geht es hier gar um ein einfaches Mädchen im Regentenhaushalt der Mächtigen.)

- Wie unwert für Eigenes und einen Anspruch auf Freude muß sich ein „*geiziger Mensch*“ fühlen, daß er – wie es WAGENFELD gut beschreibt – nicht einmal sich selbst etwas zum wirklichen Genießen gönnt? (Wie innerlich arm und unlebendig muß sich in gleichem Atemzug der Habgierige fühlen, daß er zwanghaft tote Besitztümer anhäuft?)
- Wie ungeliebt – fern jeder Zärtlichkeit – müssen *ausschweifende Menschen* sich fühlen, die sich unaufhörlich in neue, wahllose Liebesabenteuer treiben lassen und dabei noch immer tiefer in den Abgrund der Beziehungslosigkeit stürzen?⁸¹
- Wie benachteiligt und zu kurz gekommen muß sich der „*Neidische*“ fühlen, der sich am Glück anderer nicht mitfreuen kann und dieses sogar zerstören muß, weil er fremdes Gelingen und Wohlergehen als Angriff auf eigene Anrechte betrachtet?
- Wie durstig und innerlich leer – womöglich schon seit frühesten Kindertagen – muß ein *maßloser Mensch* sein, der nur noch im Alkoholismus oder anderen Süchten eine Erlösung zu finden wähnt?
- Welcher inneren Gewalttätigkeit an den eigenen Gefühlen muß ein „*zorniger Mensch*“ ausgesetzt sein, wenn er – unfähig sein Inneres und seine Verletzlichkeit mitzuteilen – sich nur in zerstörerischen „Schlagwetter“-Explosionen Luft zu verschaffen vermag?
- Wie überfordert, antriebslos, depressiv oder gelähmt muß ein „*fauler Mensch*“ sein, der in sich keine Energie zur Gestaltung des eigenen Lebens findet und dann gar erfriert, weil ihm das Aufsuchen einer wärmenden Ruhestätte in allernächster Nähe zu mühselig erscheint?⁸²



Graphik von A. Heumann aus „Daud un Düwel“

⁸¹ Die von Wagenfeld damals wohl vorausgesetzte kirchliche Sexualmoral der Angst, die lustfeindlich war und eine glaubwürdige christliche Ethik von Eros und Beziehung nicht begründen konnte, lasse ich hier außer Acht.

⁸² In Wagenfelds Dichtung fehlt dem Faulen zunächst sogar die Energie zur Brautwerbung, und als er dann doch verheiratet ist, läßt er Frau und Kind verhungern. Hier darf man wohl kaum nur von Bequemlichkeit sprechen; die Persönlichkeitsstörung ist zu offenkundig. Was wir über den schon erfrorenen (!) Faulen erfahren, kommt übrigens aus dem Mund seiner offenbar sehr kalten Mutter.

Hinter den sieben Lastercharakteren stehen Verbiegungen und Verwundungen, wie ich sie hier nur andeute. Es handelt sich um unbewußte Haltungen, nicht um willkürlich und frei gewählte Lebensentwürfe. Die Moralpredigt kommt also an dieser Stelle gewissermaßen immer schon zu spät, und sie steht außerdem in Gefahr, die berechtigten menschlichen Bedürfnisse⁸³, die sich in jedem der „sieben Hauptlaster“ zu Wort melden, gleich mit zu verdammen. Von den Auswirkungen einer entsprechenden Katechese auf frühere Generationen kann man nicht traurig genug denken. Fahrlässig predigte etwa im Bistum Paderborn der sogenannte Volksmissionar Joseph Hillebrand (1813-1887) ab Mitte des 19. Jahrhunderts: >Der Sünder stürzt sich in die ewige Verdammnis. Die Todsünde wird *leicht* und *oft* begangen, selten erkannt und selten wieder gut gemacht. Es gibt eine Hölle!<⁸⁴ Mit Texten des sauerländischen Mundartautors JOSEPH ANTON HENKE (1892-1917) läßt sich die Vermutung erhärten, daß eine solche Katechese nicht nur zum Unglücklichsein einer katholischen Jugend führen kann, sondern auch dem Krieg geradewegs zuarbeitet. HENKE schrieb, bevor er sich als junger Freiwilliger auf das am Ende tödliche Kriegsabenteuer einließ, hochdeutsche Gedichte mit einer merkwürdigen Verbindung von Sündenbewußtsein und Todessehnsucht (daunlots nr. 42*, S. 25f): Die Jungen sollen ihre Seelen „fleckelos und rein zu Großem stählen“. Die Würfel sind gefallen: „Wer sterben muß, der stirbt; / es fließt so manches junge Blut, / daß Keiner mehr verdirbt.“ Die Sehnsucht nach Reinheit geht schließlich einher mit der heimlichen Sehnsucht nach einem befreienden Tod, der gleichsam mit einem Handstreich alle Widersprüche des Lebens auflöst: „Gram allem schuldbeladnen Werde! / schlossen wir gern die Lebensbücher / und schrieben: Ende! mit unserm Blut.“ Solche Erlösungsphantasien heizte in Paderborn der Priester und Theologieprofessor Norbert Peters in seinem bischöflich abgesegneten Werk „Heldentod – Trostgedanken für schwere Tage in großer Zeit“ (Paderborn 1914) noch an. Mit Schaum vor dem Mund betet Peters alle Lügen der staatlichen Propaganda nach und predigt dann – wörtlich – den „Heiligen Krieg“: Niemand braucht sich um das Heil der gefallenen „Helden Germaniens“ zu sorgen. Diese sind nämlich „Märtyrer“ und durch ihren „Blutzeugentod“ (!) von aller Schuld eingewaschen. Unter der Überschrift „Das Jenseitsschicksal unserer gefallenen Helden“ läßt Peters seine häretischen Hirngespinnste von einer „Bluttaufe“ des Soldaten dann auch erneut in dem Machwerk „Sankt Michael“ nachdrucken (Leicht 1918, S. 210f; vgl. Missalla 1968, S. 67, 85, 113).⁸⁵

WAGENFELDS Ende 1911 geschriebene Dichtung „*Daud un Düwel*“ weist darüber hinaus noch einen zweiten, viel direkteren Bezug zum Thema Krieg auf und zwar im Kapitel „De Affgunst“ (Der Neid). Dazu bemerkt Ulf Bichel:

„Zwingend erscheint es, wie er [Wagenfeld] aus der Mißgunst eine die andere Seite beschuldigende Feinschaft herleitet, die gutgläubig-opferbereite Völker gegeneinander hetzt. Zwar liegt auf der Hand, daß der vaterländisch gesinnte Wagenfeld das Land des blauäugigen Königs, auf dem sichtbar Gottes Segen liegt, mit Deutschland identifiziert und den schwarzäugigen König als Repräsentanten von Neidern dieses idealisiert gesehenen Zustandes verstanden wissen, will. [...] Aber dann sieht man in seiner Darstellung, wie die kämpfenden, schlachtenden Parteien einander ähnlich werden, ununterscheidbar werden, bis dann die eine – es bleibt unklar welche – Seite siegt und das Schlachten mit einem Gebet an Gott beschließt.“ (Bichel 1990, S. 12)

1911 mußte man im hochmilitarisierten Kaiserreich kein Prophet sein, um die Möglichkeit eines kommenden Krieges ins Blickfeld zu bekommen. Eine Vorstellung vom modernen

⁸³ Wagenfelds genialer Vers vom Leben, das die Sense scharf schleift, hätte sehr wohl auch zu einer Auslegung gepaßt, in der die *Sehnsucht nach Leben* hinter den sieben verurteilten Strebungen freundlicher gewürdigt wird.

⁸⁴ Nachzulesen in seinen beiden 1870 veröffentlichten Bänden der Missionspredigten.

⁸⁵ Dergleichen wurde freilich von der Römischen Inquisition, die die exegetischen Werke von N. Peters zur hebräischen Bibel scharf begutachtete, nicht unter die Lupe genommen.

Krieg vermittelt WAGENFELDS Dichtung allerdings noch nicht so richtig. Scheinbar stehen sich unter den Fahnen zunächst wie ehemals kämpfenden Schlachtreihen einander gegenüber, und die Trommel ruft: „Mann an Mann / an’n Fiend haran! / Slaot em daut!“ (Wagenfeld 1954/1983, S. 22) – Die starke Illustration von Augustinus Heumann zu diesem Kapitel wirkt im Vergleich dazu visionärer (Wagenfeld 1912*, S. 51). – Problematisch ist zunächst, daß WAGENFELD den Krieg einreicht in eine ansonsten individualethisch gestaltete Kette über die „sieben Todsünden“. Auch der Krieg wurzelt zunächst im Neid eines Individuums, des Königs. Dieser stachelt freilich sein ganzes Volk mit Lügen gegen das Nachbarland auf: „De Naohber, de mäck us dat Land kaputt, / he wäd us to graut, et geiht em to guäd! / Wi müët ’n to Aoder äs laoten!“ (Wagenfeld 1954/1983, S. 21) Daß es in einem kommenden Krieg um Wirtschaftsräume und ökonomische Konkurrenz gehen würde, konnte man nicht nur bei Pazifisten und Sozialisten, sondern auch in den Werken nationalistischer Militärstrategen nachlesen. Der von WAGENFELD angeführte personalisierte „Neid“ erscheint hingegen wenig hilfreich, einer rationalen Analyse von Kriegsursachen und einer Kritik der Hochrüstungsspirale den Weg zu bahnen.

Vor allem kann man, nachdrücklicher noch als Ulf Bichel in seinem oben zitierten Beitrag, in der Dichtung „*Daud un Düwel*“ alle zentralen Elemente der späteren Kriegsideologie von KARL WAGENFELD vorweggenommen sehen: Ein Dualismus von Gott und Teufel kommt ins Spiel, wobei der Teufel zusammen mit dem Tod förmlich eine Feldherrenperspektive einnimmt. Die eigene, Gott offenbar wohlgefällige >Nation der warmen Herzen< wird regiert von einem um ihr Wohl bedachten Regenten mit blauen Augen. Sie ist vorab schon als unschuldiges Opfer ausgemacht. Kriegsursache ist eine Mißgunst, die scheinbar wie aus heiterem Himmel über das gedeihende >blauäugige< Reich herfällt. Der Neider ist allerdings ein dunkler König, der gar nicht auf die Seinigen sieht und sie außerdem belügt. Mit genau diesem Vorverständnis wird der Dichter 1914 den Weltkrieg deuten. Die angegriffene Gegenseite will im Versepas die Gewalt mit >gleichem Maß< beantworten, aber ob das schon ein hinreichender Anknüpfungspunkt ist für eine von nationalistischer Blindheit befreite Kritik des Krieges? (Der Dichter selbst hat jedenfalls fast drei Jahre später der Gewaltspirale nichts entgegenzusetzen.) Ich biete Lesern, die sich mit dem plattdeutschen Text schwer tun, hier eine hochdeutsche Lesehilfe zum Kapitelanfang (Wagenfeld 1912*, S. 53):

Der Teufel und der Tod stiegen einen hohen Berg herauf
 Und besahen alles Land und alles Volk von oben,
 Und sahen zwei Könige auf goldenen Thronen,
 Mit purpurnen Mänteln und goldenen Kronen.
 Einer, blauäugig, guckt auf sein Land und sein Volk,
 Der andere, mit Augen so schwarz wie ein Kolk⁸⁶,
 Stiert lauernd voller Neid und Gier in das andere Land.
 Und es verkrampft ihm das Herz, und es verkrampft ihm die Hand,
 Wie dort der Wohlstand wächst, wie dort wächst die Macht,
 Wie stark dort die Männer, die Frauen wie sacht;
 Wie warm dort die Herzen, wie fleißig die Hand –
 Gottes Segen liegt sichtbar auf Volk und auf Land.

Und der König wird weiß,
 Und das Herz ihm zerreißt
 Der Neid über den Segen.
 Und der Neid, der wächst [...]

⁸⁶ Sumpf, Moorloch.

Es gibt indessen eine wirklich sehr kritische Passage im Kapitel „De Affgunst“, die die sakrale Verfeierlichung des Schlachtensieges zum Inhalt hat (Wagenfeld 1912*, S. 56):

Dao spielt de Musik dat Nachtgebätt:
 „Wir beten an die Macht der Liebe“. –
 Wild, luthals hät dao de Düwel lacht –
 „Nu singt se von Leiw! – Un erst häbbt se slacht! –
 Härguod, wat häß du Gesellen!“

Da spielt die Musik das Nachtgebet:
 „Wir beten an die Macht der Liebe“⁸⁷. –
 Wild, lauthals hat da der Teufel gelacht –
 „Nun singen sie von Liebe! – Und erst haben sie geschlacht’t,
 Herrgott, was hast du Gesellen!“

Kürzer kann man das Drama des kriegserprobten christlichen Abendlandes⁸⁸ wohl kaum auf den Punkt bringen. Wer meine Ausführungen über WAGENFELD bis hierher vollständig gelesen hat, weiß, daß der Dichter mit diesen Zeilen seiner eigenen, später datierten Kriegspropaganda das Gericht spricht. Von „Liebe“ hat er in Kriegsangelegenheiten weiß Gott viel gesungen.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Mit seinem langen Kriegspropagandagedicht „*Rüter Daud*“ (Wagenfeld 1914a, S. 26-33; Wagenfeld 1914b) greift der Dichter 1914 auf die Bilderwelt von „Daud un Düwel“ zurück. Der schreckliche Tod mit seiner Sense reitet durch die Schlacht, doch die deutschen Soldaten – >nur Gott fürchtend< – sehen im Knochenmann eine komische Gestalt, die sie verhöhnen.

⁸⁷ Ob man bei diesem Liedvers nicht vielleicht doch an einen „deutschen Sieg“ des blauäugigen Königs denken sollte?

⁸⁸ Vgl. zu eben diesem Drama: Bürger 2005*.

**„De Antichrist“ (1916):
Satans Sohn an der Spitze von
Türken, Juden und anderem unchristlichen Volk**



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Im Kriegsjahr 1916 folgt die Versdichtung „*De Antichrist*“, in welcher ein ewiger Widerstreit von Haß und Liebe – unabhängig von der vergänglichen Menschenwelt – beschworen wird. Der vorangestellte Leitvers lautet: „Leiw’ un Haß – de bliewt bestaohn. / Welt un Mensken müett’t vergaohn – [Liebe und Haß – die bleiben bestehen. / Welt und Menschen müssen vergehen]“ (Wagenfeld 1954/1983, S. 43). Auf der Basis eines metaphysisch verstandenen dualistischen Weltbildes von Gut und Böse kommen hier Weltuntergangspanthasien ins Spiel. Anton Aulke bietet ganz arglos folgende Inhaltsangabe (Wagenfeld 1956/1985, S. 353f):

Wie in „Daud und Düwel“ die gewaltige Schlachtenschilderung des Gesanges „De Afgunst“ einen ahnungsvollen Vorklang zum ersten Weltkrieg darstellt, so ist „De Antichrist“ (und ebenso später „Luzifer“) von diesem inzwischen Wirklichkeit gewordenen Ereignis stark beeinflusst. Man sieht es an den einleitenden Versen, in denen Sünt Michael Satan in Ketten legt, man sieht es ferner an dem Wunschbild des Dichters von der Schlacht am Birkenbaum, in welcher der weiße Kaiser seine Feinde zu Boden wirft und eine Zeitspanne des Friedens und des Wohlstandes einleitet. Aber bald greift in der weichen Luft dieses irdischen Glückes die sittliche Verderbnis wieder um sich. Da löst Gottvater voll Zorn Satan die Bande und läßt ihn wieder auf die Menschheit los, Christus aber fordert diese auf, ihre Wahl zu treffen zwischen dem Fürsten der Hölle und ihm. Mit einer irdischen Buhlerin zeugt nun Satan den Antichrist. Dieser zwingt viele in seinen Bann; um die noch Zweifelnden zu gewinnen, will Satan seinen Sohn vor den Augen der Menge in den Himmel auffahren lassen. Aber ein Blitz schmettert beide in den Höllengrund. Damit ist die Stunde des Weltunterganges und des Jüngsten Gerichts gekommen. [...] Am Ende des „Antichrist“ aber leuchtet als siegende Macht die christliche Nächstenliebe auf.

Mythische Vorausbestimmungen und kosmische Mächte stehen im Hintergrund der Geschichte. Ein zorniger Gott straft die Menschenwelt, indem er sie einer entfesselten satanischen Macht preisgibt. Wie aber soll im Geflecht eines schicksalhaften ewigen Wider-

streites überzeugend von einer ethischen Verantwortung des Menschen die Rede sein, vom Reifeweg des Individuums, vom sozialen Raum und von ganz konkreten geschichtlichen Herausforderungen? Schon während der Weimarer Republik lobt Ferdinand Hammerschmidt, daß dergleichen gar nicht Gegenstand von WAGENFELDS „Antichrist“ ist (Westfälischer Heimatbund 1929, S. 31f):

Ungeheure Stichflamme fährt auf in die Unendlichkeiten des Kosmos. Der große Durchbruch durch alle Vereinzelung, durch die Enge moderner psychologisierender Kunst in die Räumigkeit kosmisch metaphysisch aufbauender Dichtung ist vollbracht. Höchstspannung inneren Erlebens, hervorgerufen durch den Weltkrieg und sein übereuropäisches Geschehen, entlädt sich. Solche seelische Explosion sprengt alles Nichtige, Kleinliche, bloß Menschliche, schleudert es von dem Dichter. [...] Die Stimme des Antichrist [*d.h. der Dichtung* >*Antichrist*<; *P.B.*] ist nicht die Stimme des Individuums Wagenfeld. In der Zeit der höchsten Prüfung seines Volkes, wie könnte da er, das kleine einzelne Ich des Menschen Wagenfeld, reden!



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Diffus-kollektivistische Überspanntheiten sind hier angesprochen. Es kommt zur Überflutung durch archetypische Kräfte aus dem Unbewußten, bei welcher das „kleine Ich“ gar keine Rolle mehr spielt. Äußerst aufschlußreich für den Blick auf die Rezeptionsgeschichte ist, was der nationalsozialistischer Kulturfunktionär Friedrich Castelle dann zur Zeit des Faschismus über Entstehungszusammenhang und Aussage dieser Dichtung schreibt (Festgabe Wagenfeld 1939, S. 21-23):

Der Weltkrieg tobt über Europa. Völker ringen miteinander um ihren Bestand. Karl Wagenfeld schreibt seine große Kriegsdichtung „De Antichrist“. Es ist das Jahr 1916, jenes Jahr der tiefsten Not, das die Weltwende vorbereitet. Der Dichter sieht diese Not tiefer, als die Menschheit sie ahnt. Für ihn ringen nicht mehr die Völker um Besitz und Recht. Für ihn ist in jenem Jahre schon der Weltkrieg der Anbeginn der letzten großen Entscheidungen, die nach diesem Weltkriege der Völker um das Schicksal der ganzen Menschheit

kämpfen. Der Antichrist steht auf, der Satan, der die europäische Menschheit in den Abgrund der Zerstörung, in den Bolschewismus stürzt. Antichrist und Tod und Teufel sind die großen Verbündeten in diesem letzten Entscheidungskampf. Und in dem gewaltigsten Gesang dieser Dichtung: „De Unnergang von de Welt“ werden selbst die Elemente hineingezerrt in das letzte Ringen: „Alls sall vergaohn, / Nix sall bestaohn.“ [...] Aber die Welt vergeht nicht. In dem Dichter lebt die Erinnerung an jene letzte Weltschlacht am Birkenbaum, und im Geist schaut er die Erlösung der Menschheit, die sich heute vollzieht, da alle germanischen Völker und Stämme wieder einig sind und der Traum sich erfüllt von jenem Großdeutschland, das sich durch ein Jahrtausend hindurch unter Schmerzen, aber in wundervoller Größe gebärt: „[...] Di, Härguod, Dank füör't graute Wunner, / De Welt giegen us, wi göngen nich unner! / Dank, dusend Dank, waohr is de Draum, / Dütsk wuor de Welt an'n Biärkenbaum!“⁸⁹

„Deutsch“ also ist die Welt, der alten westfälischen Sage gemäß, in der Schlacht am Birkenbaum geworden [→II.3]. Welche christliche Substanz darf man in einer Dichtung vermuten, deren Mythen 1939 förmlich als visionäre Vorwegnahme des „Tausendjährigen Reiches“ interpretiert werden konnten? Nachfolgend wollen wir uns dem Text selbst zuwenden und den Aufbau der vier Teile von „*De Antichrist*“ nachzeichnen (Wagenfeld 1953/1983, S. 43-85):

(1) *Krieg und Friäden*: >Satan lacht, Gott gab ihm Macht.< Unmißverständlich ist in dieser Dichtung nun der Krieg selbst als ein grausames Werk des sich brüstenden Satans benannt. Gott Vater erbarmt sich, und daraus folgen ein himmlisches und parallel auch ein irdisches Geschehen. a. Zunächst kniet der Erzengel Sankt Michael, mit dem Schwert in der Faust, als Krieger vor Gottes Thron zum Segen nieder, um dann in der Hölle den Satan in Ketten zu legen. Diese Szene ist selbstredend unter der Voraussetzung zu deuten, daß Michael in der nationalen Kriegstheologie als „Erzengel der Deutschen“ gilt. b. Auf der Erde kniet – gleichsam abbildlich – der legendäre Kaiser der Hellwegsage vom Birkenbaum vor Gott nieder, um sich für den großen Krieg segnen zu lassen. Er trägt ein schwarzes [!] Kreuz auf seinem weißen Gewand. Mit einem Dankgebet beendet der weiße Kaiser siegreich die entsetzliche Schlacht: >Das große Wunder, der Traum ist wahr geworden. Deutsch wurde die Welt am Birkenbaum.<⁹⁰ Ganze Passagen des Kriegspropagandagedichtes „De Slacht an'n Biäkenbaum“⁹¹ sind hier eingebaut. Die nun folgende Friedenszeit entspricht, der Birkenbaumlegende gemäß, einer katholischen Vision, denn Gottes Segen liegt auf >Kaiser, Papst und Staat< und einer heiligen Menschheit („ein Hirt, eine Herde“). c. Doch auf ein Neues wird Satans Atem entfesselt für ein laues Menschengeschlecht, aus dem heraus der Heiland jeden Einzelnen zur Wahlentscheidung aufruft. In allen Ländern der Erde gibt es inzwischen Christen. Ob nun das Ende der Welt wohl kommt?

(2) *De Antichrist*: Zu diesem Zeitpunkt haben fünfzig Friedensjahre nach dem großen Krieg das türkische Weltreich und den Islam stark gemacht – mit Jerusalem als Hauptstadt. Im Heiligen Land hört man >Singsang und sündiges Bohei< und verachtet Christi Lehre. In der Wüste geht derweil eine heißbrünstige Hure, mit der sich eine unter das Tierreich sinkende Menschheit ankündigt, mit Satans Eigentum schwanger.⁹² Sie gebiert unter dem Jubel ganzer Teufelsscharen den Antichristen, der von Jerusalem aus seine neue Lehre verkündet vom reinen Erdenglück der Wollust und des Reichtums (>Wein, Weib, Geld< – >Fleisch und Weltgewinn<). Er predigt, es gäbe keinen Himmel, auch keine Hölle; schließlich geht es

⁸⁹ Übersetzung: >Dir, Herrgott, Dank für das große Wunder, / Die Welt gegen uns, wir gingen nicht unter! / Dank, tausend Dank, wahr ist der Traum, / Deutsch wurde die Welt am Birkenbaum!< – Castelle befolgt in seinem deutenden Referat freilich nicht die richtige Reihenfolge der einzelnen Teile von „*De Antichrist*“.

⁹⁰ Zur „Identifizierung von Deutschlands und Gottes Sache“ in der deutschen katholischen Kriegspredigt 1914-1918 vgl. Missalla 1968, S. 88-93.

⁹¹ Wagenfeld 1914a, S. 43f. – Vgl. die Zusammenstellung von Wagenfelds „Birkenbaum“-Texten in Kapitel II.2.

⁹² Biblische Vorlage sind Teile der Johannes-Offenbarung.

gegen >Gott, Papst, Staat<. Der Antichrist, ein totalitärer Gewaltherrscher, wird von seiner Anhängerschaft als Befreier gefeiert und zeichnet sich auch durch magische Wunderkräfte aus. Zweimal heißt es ausdrücklich, >Türken und Juden< gehörten – neben anderem >un-christlichen Volk< – zu seiner Gefolgschaft (Wagenfeld 1953/1983, S. 61 und 63). Wer das Zeichen Satans nicht trägt, ist blutiger Verfolgung und jeglicher Willkür ausgesetzt.⁹³ Die Propheten Henoch und Elias, die die Umkehr zum wahren Messias Christus predigen, kommen durch das Schwert um. Mit Satans Hilfe soll der Antichrist gen Himmel fahren, doch stattdessen stürzen Satan und Antichrist in die Tiefe des Höllenschlunds. Die Menschheit erkennt voller Zittern den Betrug. Die Engel jedoch singen schon das Loblied vom Endsieg über Satan.

(3) *Der Unnervgang von de Welt*: Nur Gott allein kennt die Stunde vom Ende der Welt.⁹⁴ Auf seinen Befehl hin künden Engel mit ihren Posaunen, die Sonne, Mond, Erde und Menschen erbeben lassen, das Feuer ewiger Gerechtigkeit im Weltall und den Untergang der Welt an. Für die Erde gibt es kein Danklied: >Erde, o Erde, ein Sündennest / bist du von Anfang an gewesen!< Die ganze Menschheit fällt dem Tod anheim, die Welt versinkt in Rauch und Brand.

(4) *Das Jüngste Gericht*: Sankt Michael ruft die Toten zum Weltgericht vor Gottes Thron. Sowohl auf Seiten der Seligen als auch auf der Seite der Verdammten findet man – wie schon in der mittelalterlichen Kunst dargestellt – Päpste, Bischöfe, Ordensleute, Kaiser, Könige, Knechte und Herren. Der Weltenrichter Christus folgt, dem Matthäus-Evangelium (Kap. 25, 31-46) entsprechend, nur einem einzigen Kriterium bei seinem Urteil über die Menschen, nämlich dem Verhalten gegenüber dem Geringsten: „Häbht mi Duorst un Fuorst verjaggt, / Frieheit, Dack un Fack mi bracht, / häbht besocht mi, äs ick krank. Niämt den Hiemel nu äs Dank!“ Es sei ausdrücklich festgehalten: nach den „sieben Todsünden“ samt Wollust oder falschem Choralbuch wird hier nicht gefragt.

Die Dichtung beginnt somit mit deutscher (bzw. deutsch-westfälischer) Kriegsmythologie, prophezeit ein offenbar gar nicht so fernes Weltreich des Antichristen mit zunächst islamischer und jüdischer Anhängerschaft und endet mit der Botschaft Jesu, der zufolge die geschwisterliche Praxis zwischen den Menschen das letztgültige Urteilskriterium für alle geschichtliche Existenz ist. Doch am Dualismus von Gut und Böse wird sich jenseits der Geschichte nichts ändern. Auch nach Weltuntergang und Endgericht klingt das ewige Lied weiter: >Liebe und Haß, die bleiben bestehen.< Die bei frühen Kirchenvätern des Ostens anzutreffende Vorstellung von einer Allversöhnung, die am Ende sogar den Teufel mit einbezieht, liegt WAGENFELD fern. Zu erklären ist nun, wie die gequälten Schreie der Höllenbewohner, die niemals enden werden, vom seligen Raum der vollkommenen Liebe ferngehalten werden können.

Auf die Problematik einer historisch unkritischen und wörtlichen Auslegung der Johannes-Apokalypse können wir hier nicht näher eingehen. Es gelingt WAGENFELD auch in dieser Dichtung nicht, mythische und geschichtliche Kategorien miteinander zu vermitteln. Deshalb wirkt das so wichtige 25. Kapitel aus dem Matthäus-Evangelium bei ihm wie ein Anhängsel, obwohl es doch – etwa im Sinne Kants – als Alternative zu einer diffusen metaphysischen

⁹³ Man ist förmlich versucht, die entsprechenden Passagen im Licht der späteren Verhältnisse im nationalsozialistischen Staat zu lesen und das besagte Zeichen dann als „Hakenkreuz“ zu sehen.

⁹⁴ Die entsprechende Textpassage ist aufgrund eines dogmatischen Einspruchs von Augustin Wibbelt sogar noch nach dem Andruck geändert worden: Mühl 1990. (Wagenfeld hatte zuerst schreiben wollen, nur der Vater – >selbst Geist nicht und Sohn nicht< – kenne die Stunde.) Sofern es um die orthodoxe Dreifaltigkeitslehre ging, stoppte man also sogar die Druckmaschinen. Deutsch-christliche Verfälschungen des Glaubens und der Glaubenspraxis scheinen im Gegensatz dazu kein Gegenstand von Überprüfung der „Rechthgläubigkeit“ gewesen zu sein.

Apokalyptik im Zentrum stehen müßte.⁹⁵ Gewirkt hat auf Nachfolgende, wie eingangs mit einem Blick auf die Rezeptionsgeschichte aufgezeigt, das dunkle, mythische Bildergemisch WAGENFELDS im Bann von Weltuntergangsphantasien. Gestützt wird das Weltbild des Krieges. Der nächste Feind, so verheißt „*De Antichrist*“ den Lesern, steht im Grunde schon vor der Tür.

„Luzifer“ (1920): Wider den Materialismus der Moderne

An dritter Stelle wollen wir jetzt noch auf das Mysterienspiel „*Luzifer*“⁹⁶ von 1920 eingehen, obwohl es schon nicht mehr in die Zeit des ersten Weltkrieges fällt und auch nur vergleichsweise wenige Bezüge zur Kriegsthematik aufweist.⁹⁷ Anton Aulke betrachtet „Antichrist“ und „Luzifer“ als „die Vertreter der materialistischen Weltanschauung, die Götzen der reinen Diesseitsmenschen, die zutiefst dem Laster verfallen sind und deren Gedanken nur noch um >Gold, Wiewer, Wien< kreisen.“ (Wagenfeld 1956/1985, S. 354) In seiner Inhaltsangabe gibt er – wohl ohne Absicht – die widersprüchlichen Pole der Dichtung „*Luzifer*“ sehr gut wieder: „Im ersten Teil braut der Höllenfürst in furchtbarem Haß gegen Gott ein Gift, damit sein Himmel leer bleibe. Es ist das Gift der sieben Todsünden, die im zweiten Teil auf die Menschheit losgelassen werden. [...] Das Drama schließt mit der Verkündigung der absoluten Selbstverantwortung.“ (ebd., S. 354f)

In gewisser Weise scheint WAGENFELD vom Thema „Todsünden“ besessen zu sein. Nachdem wir inzwischen schon wissen, daß der Teufel den Tod erschaffen hat und auch Drahtzieher des Krieges ist (s.o.), kommt nun noch die Gewißheit hinzu, daß kein anderer als Satan das Todsündengift gebraut hat. – Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle an eine Stelle aus WAGENFELDS eigenen Feldbriefen zu erinnern, in welcher der Dichter sich dagegen ausspricht, daß die Leute dem Teufel zu vieles einfach in die Schuhe schieben.⁹⁸ – Nun steht der Teufel bei WAGENFELD nicht für eine diabolische innerseelische Dynamik, die Menschen, oft trotz guten Willens, in eine dem Leben abträgliche Richtung treibt oder das Zwischenmenschliche selbst unter besten Absichten förmlich verhexen kann. Es handelt sich vielmehr um einen metaphysischen Giftmischer, der uns ordentlich einheizt. Wie soll es dann aber angehen, daß die kleinen Menschlein bei der Wahl zwischen der breiten Straße des Verderbens und dem schmalen Pfad zur Seligkeit einfach nur vollkommen frei wählen müssen? Da werden in großen Bildern metaphysische Konflikte und tragische Verflechtungen beschworen,

⁹⁵ Vgl. dazu die Ausführungen von Petra Bahr (in: Frölich/Middel/Visarius [Hg.]: Nach dem Ende – Auflösung und Untergänge im Kino an der Jahrtausendwende. Marburg 2001), die ausdrücklich auf Kants diesseitige „Gegenthesen“ zur apokalyptischen Rede hinweist (kategorischer Imperativ, Theorie von der Gerechtigkeit, Traktat vom ewigen Frieden). – Das einzige endzeitliche Gerichtskriterium in Matthäus 25,35f. lautet: „Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt, und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen.“ Nach diesem Entwurf zeigt sich ein zeitenloser Maßstab für Menschen nicht in spektakulären und katastrophalen Geschichtsereignissen, sondern in einer verifizierbaren Menschlichkeit, die selbstredend alle Lebensbezüge betrifft und für Kant ausdrücklich nur in einem *universellen* Kontext als glaubwürdig galt.

⁹⁶ Ich lege – ohne Vergleich mit der Erstausgabe – den Text aus Wagenfeld 1954/1983 (S. 87-152) zugrunde. 1927 ist die Dichtung auch ins Holländische übertragen worden von Dr. J. Decroos (Brüssel: Verlag Gudrun 1927).

⁹⁷ Nach „Luzifer“ gab es noch den Plan zu einem weiteren plattdeutschen Drama und zwar über den „Ewigen Juden“: „Lange beschäftigte Wagenfeld der Stoff des >Ewigen Juden<. Er pflegte zu sagen >Wenn mir diese Dichtung glückt, dann will ich nichts mehr schaffen.< Aber als der Plan des Werkes in ihm so weit gereift war, daß er an die Ausführung hätte gehen können, lähmte die qualvolle Krankheit, die zu seinem Tode führte, seine Arbeitskraft. [...] In den letzten Lebensjahren war der nervenranke Dichter nicht mehr imstande, die Feder zu führen.“ (Wagenfeld 1956/1985, S. 341, 343)

⁹⁸ „Un nao min Meinen to riäcken, söllen wi den Düwel nich so’n männig Deel in de Schoh schuwen, äs’t so vill Lü so gähn doht.“ (Wagenfeld 1917b, S. 36)

und am Ende zieht sich der Dichter mit der so leicht greifbaren Auskunft aus der Affäre, der einzelne Mensch habe ja schließlich einen freien Willen? Wie von Zauberhand ist im Nu alles gelöst. Doch darf man ein solches Kunststück – vorgelegt gerade einmal zwei Jahre nach einem Weltkrieg mit über 17 Millionen Todesopfern – „große Weltanschauungsdichtung“ nennen?

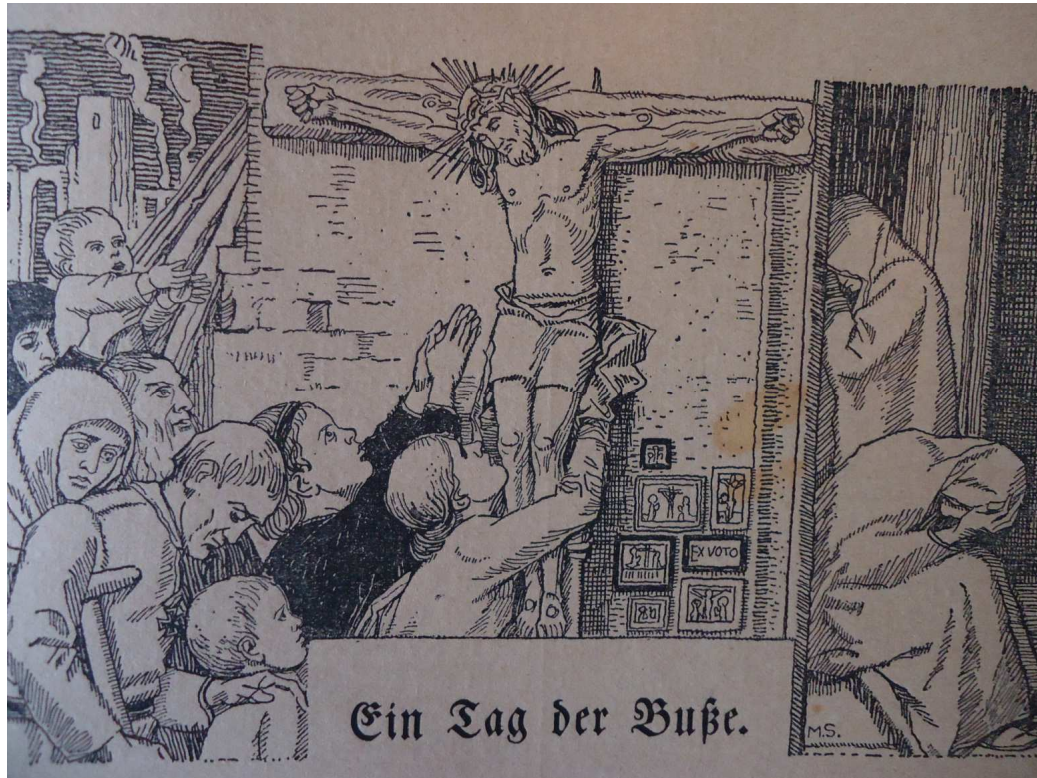


Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Im Zentrum des Werkes „*Luzifer*“ stehen also wieder die sieben „Todsünden“, und dazu haben wir im Zusammenhang mit „Daud un Düwel“ eigentlich schon das Notwendigste angemerkt. Nachfolgend möchte ich jedoch zu jedem der vier Teile dieser Dichtung (Wagenfeld 1954/1983, S. 87-152) eine kritische theologische Leitfrage formulieren:

(I) Erste Deel (ebd., S. 87-152): *Welches Bild von Luzifer – und damit letztlich auch vom Menschen – entwirft der Dichter?* Gerade die Klage Luzifers über das eigene Elend bzw. die eigene Verfluchung, verstärkt durch den Chor der Teufel, offenbart, daß das vordergründige Konzept einer stolzen Auflehnung gegen Gott viel zu kurz greift. Der Fall Luzifers demonstriert das Hinabstürzen eines größtenwahnsinnigen, aufgeblähten „Ichs“ (>Ich dachte, ich wäre [ein] Gott<). Mitnichten haben wir es jedoch mit einem starken, autonomen Subjekt zu tun. Luzifer selbst bekennt: >immer verdammt, niemals frei – immer Haß, niemals Liebe – Ohnmacht! Ohnmacht! Ohnmacht!< (vgl. ebd., S. 90, 92) Die Innenseite des aufgeblähten „Ichs“ ist Leere, Nichtexistenz, und *deshalb* folgt dem wahnhaften Höhenflug der Sturz hinein in den Abgrund des Nichts.⁹⁹ Bevor wir also vom blindmachenden Gold, vom Neid auf fremdes Glück, vom „Sich verlieren in reiner Triebhaftigkeit“ und anderen tödlichen Giften sprechen, wäre in der Tat das Elend zu betrachten, das all diese giftigen Glückersatzstoffe überhaupt erst attraktiv macht. WAGENFELD liefert hier Anhaltspunkte, scheint aber das Drama selbst nicht zu verstehen. Im dritten Teil seiner Dichtung erfahren wir noch: >Es gab

⁹⁹ Ein zentraler biblischer Bezug zum christlichen Luzifer-Mythos ist: Jesaja 14,12-14.

eine ferne Zeit, da hat Luzifer selbst einmal die Liebe gekannt< (vgl. ebd., S. 136), und also kann die Erinnerung daran (d.h. die Sehnsucht nach Liebe) noch nicht ganz ausgelöscht sein. Hier wäre doch gerade der Schlüssel dafür zu finden, den Menschen – für den Luzifer als >Projektion< steht – als Ungeliebten (narzisstisch Gestörten) zu identifizieren und entsprechend auch die menschliche Erlösungsbedürftigkeit zu bestimmen.

(II) Twedde Deel (ebd., S. 108-129): *Besonders im nächsten Teil drängt sich dann die Frage auf, welches Gottesbild der Dichter eigentlich vermittelt.* Luzifer hält „Gott“ für den Schuldigen, der ihn verdorben und sein Elend gewollt hat (ebd., S. 90, 92). Doch die Kriegserklärung an „Gott“ wird durchaus plausibel begründet (ebd., S. 97, 109, 113, 115): Gott verlangt vom Menschen dückende Niederwerfung, ein Verhältnis von Herr und Knecht¹⁰⁰, den Glauben an etwas Vorgelegtes unter Ausschaltung des eigenen Verstandes („Glaubenszwang statt Freiheit“) und die Befolgung verordneter Gesetze statt Gewissensfreiheit; Gott neidet dem liebesdurstigen Menschen eigenes Glück bzw. die Lebensfreude (z.B. auch sexuelle Lust). – Bezeichnenderweise wird das Verhältnis „Herr-Knecht“ im Anschluß an die Behandlung des Hauptlasters „Faulheit“ der Arbeitsscheuen auch innerhalb der irdischen Menschengesellschaft zum Problem und führt zu „Krieg“; mit großer Wahrscheinlichkeit thematisiert WAGENFELD hier 1920 soziale Revolutionsunruhen bzw. Klassenkampf.¹⁰¹ – Ein vom Dichter positiv verstandener Mahner verstärkt noch die Darbietung eines autoritären Gottesbildes: Gott straft die Menschen und schickt ihnen als harter Richter Krieg, Hunger, Pest und Tod.¹⁰² Die Bitte um ein >reines Herz< soll Erlösung vom Krieg bringen¹⁰³ (ebd., S. 125). Die Frommen nehmen die harten göttlichen Strafen an und flehen: >Schick uns den Retter, der uns den Weg weist.< (vgl. ebd., S. 129) Durchweg begegnet uns ein äußerst problematisches Gottesbild, das geradezu zwangsläufig und dauerhaft einen inneren Kriegszustand im religiösen Menschen hervorbringen muß.

(III) Diärde Deel (ebd., S. 130-147): Nach unserem Blick auf Menschen- und Gottesbild müssen wir nun bezogen auf den dritten Teil fragen, *welche Erlösung denn eigentlich von Christus gebracht wird.* Christus erweist sich in der Versuchungsgeschichte als immun gegenüber den Verlockungen Luzifers, die doch den Menschen sonst so attraktiv erscheinen (ebd., S. 133f). Doch für wen sind eigentlich Machtausübung, Besitzanhäufung im Lebensmodus des „Habens“ und magische Allmachtphantasien nicht mehr verlockend bzw. unattraktiv? Es ist dies ein Mensch, der sich selbst als geliebt erfährt (Markus-Evangelium 1,11). Doch zu dieser Wurzel der Immunität gegenüber den Giften Luzifers gibt der Dichter keinerlei Auskunft.

Bei WAGENFELD erlöst Christus uns nicht durch Vermittlung einer geheilten Existenz, d.h. durch die innere Erfahrung einer neuen Weise des Menschseins, sondern durch das Verkünden von Moral. Zum Ärger Luzifers predigt er nämlich gegen Stolz, verwirft Geld und Gold, verdammt Hurerei und Saufen und lehrt – anstelle von Haß – nur Liebe (ebd., S. 135f). Die Befolgung des Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe ist der Schlüssel, den Christus uns bringt (ebd., S. 142). Die richtige theologische Kernfrage stellt in der Dichtung indessen Luzifer: >Ja, wenn Liebe so einfach wäre!< (ebd., S. 144: „Menskheit, wäör de Leiw so licht“). Das Problematische am vordergründigen moralistischen Feldzug des Dichters zeigt

¹⁰⁰ Die Parole >Es gibt keinen Gott< oder die Widerlegung eines Schöpfers durch die Phrase >Aus Nichts kommt nichts< (Wagenfeld 1954/1983, S. 110f) dient unter solchen Voraussetzungen eigentlich nur einer Befreiung aus dem als Zwang empfundenen Herrschaftsverhältnis.

¹⁰¹ „De erste Tropp: >Uss’ Ähr un Rächt, uss’ Eegendum / da laot’t wi nich antassen!< – De twedde Tropp: >Un wi? Ju’ Knecht? Bloß Dreck un Schum? / Dat söll ju Härens passen!<“ (Wagenfeld 1954/1983, S. 123f.)

¹⁰² Wörtlich: „O Menskenvolk, dien Maot is vull – / Dien Guod häöllt hatt Gericht! / Met Krieg un Hunger, Pest un Daud / he Gued’ un Slächte sicht’t.“ (Wagenfeld 1954/1983, S. 124)

¹⁰³ Mehr hat der Dichter aus dem Abgrund des Weltkriegs offenbar immer noch nicht gelernt. – Zu seiner Entschuldigung muß man freilich anfügen, daß in der katholischen Kirche Deutschlands auch weithin nur vom inneren Frieden („des Herzens“) gepredigt wurde und nicht im Sinne von Papst Benedikt XV. vom Frieden zwischen den Völkern (Missalla 1968, S. 116-120).

sich auch in der dargebotenen „Predigt Christi“, die er in seinem Sinne gestaltet. WAGENFELDS Heiland scheint ein leichtes Joch für die Mühseligen und Beladenen nicht zu kennen, sondern predigt mit der Kreuzesnachfolge zugleich einen dauerhaften Kriegszustand: „Denn in de Welt / ick Friäd nich bräng – – / Nee – Krieg! [Denn in die Welt / ich Frieden nicht bringe – / Nein – Krieg!¹⁰⁴]“ (ebd., S. 143). Und so versteht es auch der Teufel: >Christus sprach von Krieg!< (vgl. ebd., S. 144) Auf dieser Grundlage kann man – weder für den Reifeweg des Einzelnen noch für die Gesellschaft – ein Christentum der Heilung und der Gewaltfreiheit erwarten. Vielmehr lautet die geheime Überschrift: >Kriegsdienst ist des Menschen Leben auf der Erde.< (vgl. Ijob 7,1) Auch die sehr vordergründigen Passagen zu Totenerweckungen¹⁰⁵ des Heilandes und zum Kreuzestod¹⁰⁶ können theologisch kaum als originell und hilfreich bewertet werden.

(IV) Naospiël (Wagenfeld 1983/1954, S. 148-152): Die theologische Leitfrage zum Nachspiel der Dichtung läuft im Grunde nur noch auf eine Variation hinaus: *Ist die menschliche Wahlfreiheit im Verein mit der Moralpredigt wirklich Quintessenz des „Evangeliums“?* Christus ist in dieser Dichtung nicht Urbild eines „neuen Adams“, der die verschüttete Schönheit der Menschen wieder freilegt, indem er allen zu einer Jordan-Erfahrung („Du bist geliebt“) verhilft. Christus predigt bei WAGENFELD den Menschen nur das Liebesgebot, aber er verhilft ihnen nicht innerlich zur Liebesfähigkeit. Entsprechend kann es nicht verwundern, daß die Mehrheit der Menschen – als Ungeliebte – dann weiterhin auf der breiten Straße des eigenen Verderbens verbleibt (ebd., S. 149). Ein nur gepredigtes, verordnetes, vorgeschriebenes, gesetzmäßiges „Lieben“ gibt es eben nicht. So sieht man denn in WAGENFELDS Dualismus, bei dem von einer Versöhnung mit dunklen Anteilen des eigenen Inneren und einer Befreiung zur Nächstenliebe – zunächst durch Selbstannahme (liebvollen Umgang mit sich selbst) – nirgends die Rede ist, den Widerstreit in alle Ewigkeit weitergehen: „t geht ewig wieder dat aolle Spiël: / Hier Leiw – dao Haß! [Es geht ewig weiter das alte Spiel: / Hier Liebe – dort Haß!]“ (ebd., S. 150) Wunder der Heilung und der Befreiung aus inneren Gefängnissen gibt es nicht. Zwischen Gut und Böse, die ewig miteinander im Krieg [!] liegen, muß der „letzte Mensch“ einfach nur wählen. An der Weggabelung von gutem und verderblichem Weg teilt ihm der Tod mit: „Waochtst du op Teeken? – / Waochtst du op Wunner? – De giff et nich. / Un et giff kinn Twang. – / Sind beide frie / Gaoh dienen Gank! – / Et steiht bi di! [Wartest du auf Zeichen? / Wartest du auf Wunder? / Die gibt es nicht. / Und es gibt keinen Zwang. – / Sind beide [Wege] freigestellt. / Geh deinen Gang! / Es steht bei dir!]“ (ebd., S. 152). Das sind die Schlußworte. Mit diesem bloßen Appell an die eigene Wahlfreiheit ist in der zerrissenen Welt von angstgetriebenen und ungeliebten Menschen wirklich noch nichts gelöst oder zum Besseren hin gewendet.

¹⁰⁴ Daß dieser aus dem Kontext gerissene und bei Wagenfeld verzerrt aufgegriffene Bibelvers sich beim Evangelisten Matthäus auf eine familiäre Konfliktsituation neu bekehrter Christen bezieht, sei wenigstens angemerkt (Matthäus-Evangelium 10,34f: „Ihr sollt nicht meinen, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein.“). Eine passende Auslegung zur Zeit des ersten Weltkrieges hätte Christen in einem harten Konflikt mit dem nationalistischen „Familienkonsens“ in Staat und Gesellschaft zeigen müssen.

¹⁰⁵ Zum Leidwesen Luzifers und seines Knechtes Tod hat Christus gleichsam >ex machina< die Macht zur Totenerweckung (Wagenfeld 1954/1983, S. 138); es geht also um physische Magie. Was aber bedeutet es existentiell, daß Jesus Menschen aus einem Zustand des Todes heraus wieder ins Leben zurückzurufen vermag?

¹⁰⁶ Der Gottmensch Christus scheint nicht wirklich sterblicher Mensch zu sein (Wagenfeld 1954/1983, S. 139: >Er machte ja das Leben, wie kann er da sterben?<). – Die Kreuzestheologie der Dichtung (ebd., S. 145-147): Luzifer hat über Christi Seele keine Macht, deshalb sorgt er für den leiblichen Kreuzestod, damit der Heiland durch seine Predigt die Menschen nicht mehr erreichen kann. Doch Ostern macht einen Strich durch diese Rechnung.



Graphik von August Heumann aus „Daud un Düwel“ (Wagenfeld 1912)

Ich möchte an dieser Stelle noch auf Widersprüche reaktionärer „Kulturkritik“ hinweisen, die auch bei WAGENFELD auffallen. Beim Thema „Materialismus“ wird alles hochmoralisch und man wendet sich mit seiner Christenpredigt vorzugsweise an das *Individuum* (Atheisten, Liberale oder Sozialisten werden allerdings als Drahtzieher hinter der Vergötzung von Sinnesfreuden etc. ausgemacht, die auch die „Massen“ verführen können). Doch die rechten „Antimaterialisten“, die ein Hinabsinken des Menschen noch unter die Stufe des Tieres befürchten, wettern im gleichen Atemzug gegen Kosmopolitismus, universelle Menschenrechte, Pazifismus oder Demokratie und paktieren schließlich mit den Faschisten.¹⁰⁷ Es stellt sich also die

¹⁰⁷ Unverdrossen setzten in Westfalen rechte Katholiken, die sich der NSDAP zur Verfügung gestellt hatten, ihre Predigt für die „echten Werte“ und gegen den „Materialismus“ fort. Man beklagte nicht den Zivilisationsbruch durch millionenfachen industriellen Massenmord oder die anderen Verbrechen der Faschisten, sondern lamentierte wie Anton Aulke als Herausgeber der Wagenfeld-Werke 1956: „Seit dem Tode Karl Wagenfelds hat das individuelle Bild der Heimat weitere schwere Schäden erlitten, nicht nur durch den Bombenkrieg, sondern auch innerlich durch die weitere Nivellierung der Menschen und die Hinwendung der Seelen zu einem veräußer-

Frage, was hier denn unter „Moral“ verstanden wird. Bezeichnend ist ja, daß die Rechte bei den großen Zusammenhängen von Gesellschaft, Völkergemeinschaft oder Weltgeschichte nicht vornehmlich ethische Kategorien im Dienste der Menschenwürde geltend macht, sondern Archetypen, Mythen, Schicksalskreisläufe, Naturgesetzmäßigkeiten, vermeintliche Kollektivwerte des Volkes oder Stammes und mannigfache andere Geburten aus einem irrationalen Mutterschoß. Bei der sogenannten antimaterialistischen Weltanschauung geht es eben nicht um franziskanische Gesinnung oder gar um soziale Gerechtigkeit, sondern fast immer um ein Etikett, dem jegliche ethische Substanz fehlt und das mit Abscheulichkeiten aller Art vereinbar ist. Aggressiver Moralismus sollte uns stets aufmerken lassen, denn er steht häufig für eine nach innen und außen gerichtete kriegerische Gewalttätigkeit.¹⁰⁸ Die in WAGENFELDS religiösen Versen durchgehend zu findende Anschauung, der „materialistische Mensch“ sinke unter das Tierreich, findet man z.B. ähnlich auch zur Zeit des zweiten Weltkrieges im Fastenhirtenbrief 1942 des Paderborner Bischofs Lorenz Jaeger¹⁰⁹, und in diesem Fall diene die Formel zweifellos einer ideologischen Flankierung des deutschen Mordfeldzuges gegen viele Millionen Menschen in Rußland. Schon im ersten Weltkrieg war übrigens das Moltke-Wort „Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen“ bei katholischen Predigern beliebt (Missalla 1968, S. 62).

Bei WAGENFELD als katholischem Autor sticht ins Auge, daß eine glaubwürdige Verbindung von großen Glaubensbildern und Weltgeschehen nicht gelingt. Dies aber ist ein Spiegel der theologischen Situation seiner Zeit. Diese folgte einem „Seinsverständnis, das die Welt als Natur, nicht als Geschichte begriff“ (Missalla 1968, S. 34). Die Lehre vom Übernatürlichen durfte nicht mit der Welt und dem menschlichen Leben vermittelt werden, zumal zur Zeit der Jagd auf „Modernisten“ ab Beginn des 20. Jahrhunderts. Die „göttlichen Wahrheiten“ mußten eben strikt übernatürlich bleiben. Andererseits standen im Mittelpunkt der katholischen Ethik nicht etwa die Praxis Jesu oder die Bergpredigt, sondern die sogenannte Naturrechtslehre. In diesem Bereich des Naturrechtlichen konnte man, vermeintlich ohne die ewigen Glaubensdogmen anzutasten, alles Mögliche unterbringen, auch Aspekte von Volkstum, Stammesart, Rasse, Eugenik und dergleichen (nur Dinge wie etwa die völkerrechtlichen Vorstellungen eines Benedikt XV. überließ man im deutschen Katholizismus gerne einigen Zentrumsdemokraten als Spielwiese). In diesem Kontext steht schon die deutsch-katholische Kriegstheologie 1914-1918, die keineswegs nur ein Werk von „Kulturkatholiken“ ist, sondern auch von äußerst „romtreuen“ Kirchenleitern propagiert wurde. Für die Zeit der Weimarer Republik hat Thomas Ruster in seiner theologischen Studie „Die verlorene Nützlichkeit der Religion“¹¹⁰

lichten Leben, das sich in der Jagd nach Geld und schalen Vergnügungen verzehrt. So brauchen wir heute Karl Wagenfeld und seine Werte notwendiger denn je. Denn er zeigt uns die *echten Werte des Daseins*.“ (Wagenfeld 1956/1895, S. 359; Hervorhebung P.B.) – Die sauerländische Dichterin und „Antimaterialistin“ Maria Kahle, die schon während der Weimarer Republik im Kreis der völkisch-antisemitischen Katholiken als Agitatorin anzutreffen war und dann den Nationalsozialismus aktiv unterstützt hat, konnte 1967 unter Verweis auf den Brauch des „Judas“-Verbrennens im Osterfeuer eine ihrer Erzählfiguren allen Ernstes sagen lassen: „Ich habe den Eindruck, als würden heute auch für ein paar Silberlinge Werte verraten, die uns heilig waren. Die das tun, sind tatsächlich arme Judasse, vom Mammonsgeist verführt.“ (Kahle 1967, S. 119)

¹⁰⁸ Vgl. dazu etwa den christlichen Fundamentalismus in den USA, in welchem z.B. eine rigorose Sexualmoral und der Gewaltkult (Weltbild der Todesstrafe und dessen Zelebrierung [auch ferngesteuerte Ermordungen durch Drohnen], Militarismus, Kriegsfanatismus, aggressive Wirtschaftsideologien) miteinander oft eine Symbiose eingehen.

¹⁰⁹ Die Passage des Hirtenbriefs lautet: „Ist jenes arme unglückliche Land [Rußland] nicht der Tummelplatz von Menschen, die durch ihre Gottfeindlichkeit und durch ihren Christenhaß fast zu Tieren entartet sind? Erleben unsere Soldaten dort nicht ein Elend und ein Unglück sondergleichen? Und warum? Weil man die Ordnung des menschlichen Lebens dort nicht auf Christus, sondern auf Judas aufgebaut hat.“ [Im eigenen Land sah der deutsche Erzbischof die Ordnung 1942 offenbar als „auf Christus angebaut“ an.] – Vor seiner Bischofsernennung 1941 war Jaeger Divisionspfarrer bei der Wehrmacht gewesen, und beim katholischen Militärbischof Rarkowski (oder auch: Gröber 1937) sind wohl auch die Vorbilder der besagten Predigt zu suchen.

¹¹⁰ Ruster, Thomas: Die verlorene Nützlichkeit der Religion. Katholizismus und Moderne in der Weimarer Republik. Paderborn-München-Wien-Zürich: Schöningh 1994.

aufgezeigt, in welche rechtslastigen Fahrwasser nicht wenige katholische Denker aufgrund der Schizophrenie des Zwei-Stockwerke-Modells (Bereich des Natürlichen / Bereich des Übernatürlichen) ableiten konnten. Nach 1933 fehlten dann – vom Normalfall der bereitwilligen Kollaboration ganz abgesehen – an den meisten Stellen die Grundlagen für eine wirklich christliche Auseinandersetzung mit der faschistischen Ideologie.

„De Här“ (1924), oder: Der letzte Mensch

Einige Leser werden an dieser Stelle einwenden, daß WAGENFELDS Rückgriff auf die tradierte Lehre von den sieben Hauptlasten und der damit verbundene Aufweis einer (selbst-)zerstörerischen Dynamik doch auch positiv zu würdigen wären. An diesbezüglichen Lobliedern gibt es jedoch keinen Mangel.¹¹¹ Mitnichten liegt der von mir vorgelegten Kritik der religiösen Versichtungen WAGENFELDS die Anschauung zugrunde, ethischer Appell, Umkehrpredigt oder Kritik an unsozialem Verhalten hätten im Christentum nichts zu suchen. Ein authentisches Christentum wird jedoch die vordergründige Moralpredigt nie als Zentrum auffassen, sondern uns zu einem tieferen – auch psychologisch und sozialpsychologisch fundierten – Verständnis des Menschen verhelfen und dabei außerdem den real existierenden Komplex von Ökonomie und Gesellschaft stets mit bedenken. Es gibt in WAGENFELDS „großen religiösen Werken“ einige sehr einsame Anknüpfungspunkte für eine tiefere Sichtweise des Menschen, doch insgesamt verbleibt der Dichter an einer Oberfläche, die für ein korruptiertes Christentum Tür und Tor öffnen kann.

Für bedeutsamer als alle religiösen Versichtungen WAGENFELDS halte ich die kleine plattdeutsche Prosaskizze „Der Här“¹¹², die vermutlich zuerst 1924 veröffentlicht worden ist und im zweiten Band der Werkauswahl den Schluß bildet (Wagenfeld 1956/1985, S. 323-328). Ohne Rückgriff auf Volksschulkatechismus oder Teufel entfaltet der Dichter in diesem Text seine anthropologischen und zivilisationskritischen Gedanken. „Der Herr“, das ist der Mensch. Er kommt in die Welt, denkt mehr als alles andere Leben in seinem Umkreis und denkt vor allem immer nur an sich. Jegliches Lebewesen ist für diesen >wildesten Räuber und Mörder von allen< nur Gebrauchsmaterial, das er rücksichtslos für seine Zwecke verwerten kann. Hierbei kommt es zu Erfindungen (Werkzeuge für die Jagd etc.) und zur planmäßigen Ausbeutung des Bodens in der Landwirtschaft.

Doch die Erfüllung von Grundbedürfnissen durch >Nahrung, Wärme und Licht< ist dem angehenden Herrn der Erde nicht genug. Mit der Entwicklung der Waffe gehen der Brudermord innerhalb der eigenen Gattung und die Herausbildung von Herrschaftsverhältnissen einher. Die Menschenwelt selbst ist nun in Herren und Knechte aufgeteilt. Wer Macht hat, kann die allgemeinen Gesetze in seinem Sinne vorgeben und das Volk unterdrücken. Wider die Vergänglichkeit kommt es kulturgeschichtlich zur Entwicklung der Schriftkultur. Das Aufbegehren gegen die Sterblichkeit bringt aber auch die Religion hervor, die – mitsamt ihren Konstruktionen von Himmel und Hölle, ewiger Seligkeit und Verdammnis – hier vom Katholiken WAGENFELD erstaunlicherweise auch ganz deutlich als Herrschaftsinstrument charakterisiert wird (ebd., S. 324):

¹¹¹ Wer eine Bestätigung für das Wunschbild einer hohen geistlichen (aber ganz unpolitischen) Dichtung des westfälischen Heimatnests sucht, ist gut bedient z.B. mit: Foerste 1987, S. 177-187. – Editions-kontext dieser Arbeit ist das „Raumwerk Westfalen“, eine Reihe, in der auch nach 1945 unverdrossen und munter die westfälische Stammesideologie weitertransportiert worden ist und sogar noch eine Art „Westfälische Rassenkunde“ erscheinen konnte (Schwidetzky/Walter 1967).

¹¹² Vgl. die bibliographischen Angaben in: Festgabe Wagenfeld 1939, S. 50f.: Der Schluß dieser Dichtung ist 1922 bereits in einem plattdeutsche Gedicht „De Leste“, veröffentlicht in der „Westfälischen Volkszeitung“ Bochum, enthalten; als eigentliche Erstveröffentlichung wird vermerkt: „De Här. Plattdeutsche Skizze. >Münsterischer Anzeiger<, Nr. 487, vom 7.7.1924 (>Der Erzähler< Nr. 65).“ – Vgl. zum Manuskript („De leste Mensch“) und weiteren Veröffentlichungen des Textes im Nachlaßverzeichnis die Ziffern 1,031; 1,032; 1,033; 90,77; 90,78; 90,139 bis 90,143 (Findliste Nachlaß Wagenfeld 2011*, S. 3, S. 475, S. 482).

Un he [*der Mensch*] fuormde sien Rächt, mok Gued un Slächt, mok Bröers to Knecht un sagg, de Macht här Guod em bracht. – Nommde Guod, mok Guod, äs he em brukte, dat Volk to twingen, lait em to Ähren fasten, kasteien, danßen un singen all de, wen ich Härns sölle sien äs he ...

Und der Mensch formte sein Recht, machte Gut und Böse, machte Brüder zu Knechten und sagte, die Macht habe Gott ihm gebracht. – Er benannte [definierte] Gott, machte Gott, wie er ihn brauchte, um das Volk zu zwingen, ließ ihm zu Ehren fasten, kasteien, tanzen und singen all diejenigen, die nicht Herren sein sollten wie er. [...]

Er wollte nicht vergehen, wollte weiter noch gelten, weiter leben nach dem Sterben – und machte darum für ewige Zeiten den Himmel, die Hölle. Den Himmel für die, die taten, was er „gut“ nannte – die Hölle für die, die nicht Knecht sein wollten nach seinem Gesetz. Ein Himmel voller Strahlen in ewiger Pracht, eine Hölle voller Qualen in ewiger Macht.

Die Mächtigen, die sich auf ein solches Gottesgnadentum berufen und überdies längst über Kriegstechnologie („Swiärt nao den Plog“) verfügen, verspritzen wie „Götter“ das Blut ihrer Untergebenen, und die menschlicher Machtgier wächst (ebd., S. 324):

So twung he de Bröers, was Küenink von siene un sienen Guods Gnaoden. – Bes datt en Stärkeren kamm äs he.

Un Götter un Küeninge sünken in Stoff un in Dreck un met iähr de Völker, we versprützden för iähr den kostbaren Saft: iähr Blut. – Un niee Härns kaimen un niee Götter – doch he bleew desölwe – bloß datt em no woß de Begiähr nao sien' Ähr, nao sien' Macht.

So bezwang der Mensch seine Brüder, war König von seiner und seines Gottes Gnaden. – Bis daß ein Stärkerer kam als er.

Und Götter und Könige sanken in Staub und Dreck und mit ihnen die Völker, die ihren kostbaren Saft für sie verspritzten: ihr Blut. – Und neue Herren kamen und neue Götter – doch er blieb derselbe – nur daß ihm noch wuchs die Gier nach seiner Ehre, nach seiner Macht.

Die Zivilisationsprozesse unterliegen nun einer Beschleunigung, weil die Herrschaft über alles Lebende dem Menschen nicht mehr genügt. Die Elemente werden bezwungen, das Meer für den Welthandel, der Wind für Fortbewegung und Nahrungsmittelverarbeitung, fossile Rohstoffe unter der Erde (Kohle) als Energiequelle und der Blitz am Himmel für die Gewinnung von Elektrizität (und speziell für Kommunikationstechnologie). Mit dem Teleskop eröffnet sich außerdem eine Eroberung des Weltraums als Möglichkeit.

Doch damit ist der Mensch immer noch nicht ganz Herr auf, unter und hoch über der Erde, denn den Tod hat er noch nicht bezwungen. Die medizinische Wissenschaft wird erfolgreich gegen Sterblichkeit, Altern und Seuchen mobilisiert. Hernach revidiert der Mensch die Religion. Den Gott, den er [selbst!] gemacht hat, stürzt er vom Thron: >Es gibt keinen Gott! Hier auf der Erde gibt es nur einen Herren, mich, den Menschen!<

An dieser Stelle kommt nun aber zumindest indirekt doch „Gott“ ins Spiel und zwar im Zusammenhang mit dem apokalyptischen Zivilisationsszenarium einer zum Leichenfeld verwandelten Welt, das heute einen modernen Leser unweigerlich an die WAGENFELD noch unbekannte Atombombe erinnern wird (ebd., S. 326). Ich setze nur eine hochdeutsche Übertragung der entsprechenden Passage hierher:

Doch der, der den Menschen auf die Erde gebracht hat, der lacht: warte! Der Andere kam! Wild sausten die Funken rund um die Erde von Osten her. Klagen und Schreien und Rufen um Hilfe in tiefster Not gegen das Sterben, gegen den Tod, den blauen Tod.

Wie ein Blitz aus dem Himmel bei lachender Sonne, so kam er daher und schmiß zu Boden Junge wie Alte.

Wen sein Atem traf, den fand man eine Stunde danach nur noch kalt und blau.

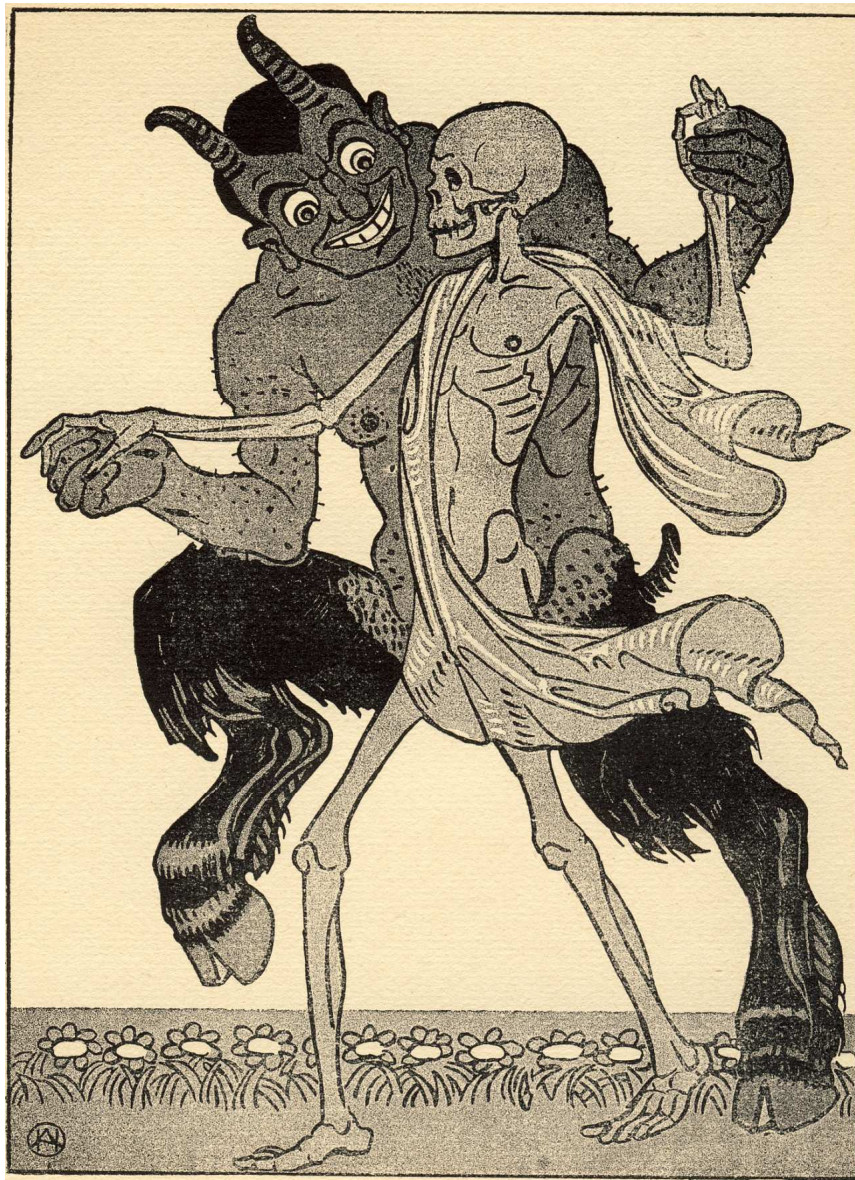
Und das Menschenvolk zerbrach sich den Kopf, wie es bannen könnte den Tod, den es [bis dahin] noch nicht gekannt hatte.

Umsonst! – Ohne Einhalt greift weiter seine harte Hand von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. –

Alles Menschenleben sinkt in den Sand. [...] Ganz gefühllos geht er seinen Weg: wird größer und größer bei jedem Schritt, und seine Spur durch die Welt weist ein Leichenfeld.

Und Tag um Tage und Nächte um Nächte rast weiter die grausame Menschenjagd – die Jagd nach dem Leben, die Flucht vor dem Sterben. – So mordete nicht die Pest, so mordete nicht das Schwert

...



Graphik von August Heumann aus „Daud un Düwel“ (Wagenfeld 1912)

Das menschliche Geschick wird zum unaufhaltsamen Flüchten vor dem neuen, bislang unbekannten Todesherd. Die Maschinen laufen auf Hochtouren, doch der Zug einer hochgerüsteten Zivilisation saust voller Toter durch das tote Land. Wohin die Menschen auch zu flüchten versuchen, ER („HE“) – der Tod – fährt überall mit ihnen. Nur noch ein Mensch,

dessen Wissen groß und tief ist, bleibt am Ende auf der verwüsteten Erde übrig. Dieser zerbricht sich den Kopf, wie er das Rätsel des Todes bezwingen könnte, doch auch er läßt schließlich die Hand müde sinken und wird vom Tod geholt: „Wat Mensken auk daohn, wat Mensken auk dacht – wann se de Welt auk unner iähr Härschopp bracht – den Daud twingt nicks! [Was Menschen auch getan, was Menschen auch gedacht – wenn sie die Welt auch unter ihre Herrschaft gebracht haben – den Tod bezwingt nichts!]“ (ebd., S. 327).

Der Prosatext endet mit einem Gedicht über das Jubelfest aller Kreaturen, einem großen Lachen und Freuen aller Wesen, weil von DEM, der sich als Herr der Erde betrachtet hatte, keine Spur mehr zu sehen ist (in den Schädeln von Herrschern piepsen allerdings Mäuse). Daß hernach auch diese vom Menschen und seiner Schreckensherrschaft befreite Erde durch Gottes Griff in die Weltenuhr untergehen muß, ist an sich für das Verständnis der Skizze nicht wirklich bedeutsam.¹¹³ Die vom Tod gesprochenen Schlußworte beleuchten noch einmal den eigentlichen Grund für das Drama des Menschen (ebd., S. 328): „Ick, ick alleen / sin Här op Äer: / Ick – Küenink Daud! [Ich, ich allein / bin Herr auf Erden: / Ich – König Tod!]“

Dies ist ein erschütternder, visionärer und moderner Text¹¹⁴, über den wir auch heute – angesichts des längst offenbaren zivilisatorischen Ernstfalls – ernsthaft diskutieren sollten. Apokalyptische Angst- und Weltuntergangsszenarien bilden in der kommerziellen Massenkultur der Gegenwart ein riesiges Produktsortiment.¹¹⁵ Sie können uns bei der Bewältigung der Probleme auf dem Planeten Erde nicht wirklich weiterhelfen, da sie auch als Verstärker von destruktiven Ohnmachtsgefühlen, irrationalistischen Kulturkomplexen und zivilisatorischer Hyperventilierung wirken. Die bedrohlichen Szenarien müssen dennoch erst einmal ins Blickfeld rücken, wenn es zu Entschleunigung und Lösungssuche kommen soll. WAGENFELD, der nicht loskommt von den dunklen Weltgerichtsphantasien, erweist sich auch mit seinem Text „De Här“ nicht als ein tauglicher Zivilisationstherapeut, aber seine *Diagnose* stimmt. Sie betrifft den seiner selbst bewußten, sterblichen Menschen. Das „Geheimnis“ der selbstmörderischen menschlichen Zivilisation besteht darin, daß diese mit immer mehr äußeren Potenzen bzw. Wachstumsstrategien dem Tod zu entrinnen versucht und gerade dadurch am Ende in einen Abgrund des Todes stürzt. Es ist die Angst vor dem Tod, die unsere Zivilisation lenkt. In Wirklichkeit regiert der Tod die Welt.

5. „Krieg und Stammesart“ (1919): Wagenfelds Entscheidungen an der Weggabelung

Nun werden wir zum Schluß noch fragen müssen, wie sich denn nach dem Ende des ersten Weltkrieges die hochfliegende „christliche Weltanschauung“ des Katholiken KARL WAGENFELD im Bereich des Natürlichen bzw. Irdischen konkretisiert. Hier kommt an erster Stelle der Aufsatz „*Krieg und Stammesart*“ von 1919 ins Blickfeld, den Karl Ditt in seiner aktuellen Wagenfeld-Studie an mehreren Stellen ausführlich behandelt (Ditt 2012).

WAGENFELD fragt zu Beginn seines Beitrages, ob der Krieg nun als Erzieher und Aufbauer oder als Sittenverderber und Zerstörer gewirkt habe (Wagenfeld 1919, S. 73f). Als positiv vermerkt er, daß der niederdeutsche Raum als Gebiet intakt geblieben und es nicht zu einer „Rasseschändung“¹¹⁶ [!] im größeren Ausmaß gekommen sei. Zu den Folgeschäden gehören

¹¹³ Auch wenn es nicht zu einem selbstgemachten Untergang der menschlichen Zivilisation in Schrecken kommen sollte, ist – freilich in für uns nicht vorstellbaren Zeitdimensionen – die Endlichkeit des Lebens auf unserem Planeten Erde ja ein ausgemachter Tatbestand.

¹¹⁴ Gottlob hat der Autor die Skizze keinem priesterlichen Zensor vorgelegt.

¹¹⁵ Vgl. Bürger 2007, S. 384-401.

¹¹⁶ Die diesbezüglichen Ausführungen sagen viel aus über Wagenfeld als Rassisten: „Feindliche Soldaten waren auf niederdeutschen Boden nur als Gefangene, und wenn auch hier und da einem seines Deutschtums vergessenen Weibe ein Kriegsgefangener die Rasse verdarb, eine Rasseschändung, wie sie z.B. Frankreich durch alles erfährt, war fremd auf seinem Boden, gibt es bei uns nicht.“ (Wagenfeld 1919, S. 74)

materielle, wie z.B. kriegsbedingte Natur- und Landschaftszerstörungen, und immaterielle, z.B. der Rückgang „heimischer Sitten und Gebräuche“. Der Dichter will mobilisieren, damit an den Schäden „die Stammesart nicht rettungslos zugrunde“ geht. Besonders beklagt er einen im Zuge des Krieges verstärkten „Materialismus“ (ebd., S. 75), näherhin *Eigensucht* (z.B. Kriegsgewinnler und Schieber), *Genußsucht* (z.B. bei jungen Arbeitern aufgrund gestiegener Löhne, ebenso durch den Geburtenrückgang in Stadt und Land) und *sittlichen Verfall* (z.B. bei jungen „Revolutions-Schnöseln“). Undeutscher Geist ist verantwortlich für all diese schändlichen Zerfallserscheinungen (ebd., S. 75f):

Warum bringt unser deutsches Volk solch schlechte Früchte? Unsere bodenständige Kultur, der ursprüngliche Volksgeist, hat früher nicht bloß materielle, sondern auch ideelle Güter geschaffen, bei denen der Mensch mit Leib und Seele auf seine Rechnung kam. Der jetzt so wütende Mammonismus mit seinen Begleiterscheinungen ist etwas, was unserer niederdeutschen Stammesart wesensfremd ist. Es ist ein fremder, durch und durch undeutscher Geist in unser Volk hineingetragen worden, der Geist derer, die um das goldene Kalb tanzen. Sie haben den Geist unseres Volkes vergiftet. Vergiftet mit einem schleichen- den Gift, das erst in homöopathischen Dosen versteckt, dann immer stärker und öffent- licher durch tausende von Kanälen und Kanälchen ins Volk geleitet ist. Der größte Teil der Presse steht unter dem Einfluß dieses fremden Geistes, der durch seine seichte Aufklärung, seine Wühlarbeit gegen positiv christliche Religion, gegen bewußtes, stark betontes Deutschtum und Stammesart, sein Verhimmeln des Weltbürgertums, sein Hinaufloben von Schmutz und Kitsch in Literatur und Kunst an den stärksten Wurzeln unseres Volkes täglich ungestraft nagen durfte, bis wir heute vor Trümmern stehen.



Graphik „Geiz“ von A. Heumann aus „Daud un Düwel“ (1912)

Man könnte diese Zeilen – trotz der Anklänge an eine diffuse „Kapitalismuskritik“ – auf Sozialisten beziehen; die Tonart erinnert aber auch sehr stark an das, was seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert antisemitische Verschwörungstheoretiker aus dem katholischen Lager vorgelegt haben.¹¹⁷ (Da Sozialismus und Judentum im Feindbildkomplex der Rechten sehr

¹¹⁷ Die Forderung nach einer „Verteidigung des deutschen Idealismus gegen den jüdischen Materialismus“ gehörte freilich ohnehin zum antisemitischen Konsens (Aly 2011, S. 113f).

häufig miteinander verbunden waren, muß sich beides einander nicht widersprechen.) WAGENFELD will es nicht beim Klagelied belassen: „Denn noch sind wir Deutsche, wenn auch große Volksteile am Internationalismus krank sind! Und in unserem Deutschtum liegen die Kräfte, die uns wieder gesund, die uns wieder stark machen können. [...] der Stamm steht noch, die Wurzeln greifen noch in den heiligen Nährboden“ (ebd., S. 76). Die anschließend dargebotenen Gegenmittel zeugen von jenem dauerhaften „Kriegszustand“, der schon bei unserer Lektüre der religiösen Mundartdichtungen von WAGENFELD als Horizont aufgetaucht ist.

Der erste Kampfschauplatz bezieht sich auf die Abwehr des „Mammonismus mit all seinen Unterteufeln“ durch den >lebendig machenden christlich deutschen Geist<, wobei dem Autor wohl eine überkonfessionelle Perspektive seiner Kampffront vorschwebt. Die Fronten sind klar, die Herausforderung besteht keineswegs in einem gewaltfreien Diskurs: „Darum Kampf bis aufs Messer denen, die an der christlichen Grundlage unserer Kultur rütteln, die unserem Volke [...] die Religion nehmen und dafür in einer Weltanschauung mit religiösen Elementen¹¹⁸ einen Ersatz geben wollen [...]. Hie Christentum! Hie Antichristentum!“ Die Versdichtung „*De Antichrist*“ ist hier geradewegs zum politischen Programm geworden.

Die zweite Seite der Kampfmedaille bezieht sich auf das „Deutschsein“¹¹⁹ der Kultur: „Hie Deutschtum! Hie Internationalismus! – Das ist das andere Feldgeschrei.“ (ebd., S. 77) Auf „deutscher Grundlage“ aber soll „unsere Kultur in erster Linie Stammeskultur“ sein, und es verfügt das „Niederdeutschtum über besondere Stammeseigenschaften – die wert sind zum Wohle der Gesamtheit zur Höchstentwicklung gebracht zu werden“¹²⁰. Für WAGENFELD haben die Niederdeutschen „ein natürliches Recht darauf“, sich bei der „Neugestaltung Deutschlands“ auf der Grundlage ihrer Stammesart einzubringen, „denn ein Volk kann nur auf dem natürlichen Boden seines Volkstums wachsen“. WAGENFELD, der sich seit 1913 immer stärker zum Chefideologen der westfälischen Stammesideologie entwickelt hat, propagiert Vorstellungen nach Art von Julius Langbehn, Niedersachsen-Bewegung oder niederdeutscher Bewegung. Da „Rasse“ und Raum („Blut und Boden“) zentrale Elemente dieser Ideologie sind, halte ich es für nicht überzeugend, den ganzen Komplex wegen seiner angeblich christlichen Basis sauber vom völkischen Denken abzugrenzen.

Ein besonderer, geradezu religiös gefärbter Schauplatz ist der Kampf für die plattdeutsche Sprache: „Die Sprache ist der Ausdruck des Volksseele. Das Maß, wie ein Volk seine Sprache verliert, zeigt, wie weit es seine Seele verloren hat und damit sein Bestes. Rette deine Sprache – rette deine Volksseele! niederdeutsches Volk! Denk an die Vlamen!“ (ebd., S. 78) Die romantische „Volksseele“ ist Anfang des 20. Jahrhunderts aber schon längst kein rein geistiger Begriff mehr. Im Grunde steht WAGENFELD bereits im Fahrwasser einer biologistischen Sprachanschauung, wie sie dann zur Zeit des Faschismus in Münster ein Karl Schulte Kemminghausen als „Wissenschaft“ verkaufen will (Bürger 2011). Dem entspricht der zweite speziell niederdeutsche Kampfschauplatz, auf dem es um eine Abwehr der Fremden im Dienste einer „unverdorbenen Stammesart“ geht (ebd., S. 78f):

¹¹⁸ Ditt 2012 betrachtet die Wendung „Weltanschauung[en] mit religiösen Elementen“ im zeitgenössischen Kontext des Dichters als Hinweis auf Sozialismus und Kommunismus.

¹¹⁹ Die Aggressivität des hier von Wagenfeld proklamierten Kulturkämpfer-Deutschtums gehört keineswegs zu einem abgeschlossenen Geschichtskapitel. So soll z.B. das ehemalige CDU-Ratsmitglied Eckhard Rückl der Linken-Kreistagsabgeordneten Sabine Golczyk im niedersächsischen Landkreis Holzminden unlängst folgende „private“ Drohzeilen geschickt haben: „Es wird kommen, Ihnen und Ihresgleichen, den Undeutschen und [...] anderen Zerstörern deutscher Leitkultur, deutscher Geschichte, unserer Volkskraft und der Deutschen Jugend durch beliebige Glaubensrichtungen radikal und nachhaltig Einhalt zu gebieten“ (*CDU in Holzminden*, in: taz 26.4.2012. <http://taz.de/CDU-in-Holzminden/!92302/>).

¹²⁰ Im Originaltext wird dieses Postulat Wagenfelds zunächst als rhetorische Frage dargeboten und dann mit folgendem Vers unterstrichen: „Wo Isen ligg, wo Eeken waßt, / Dao waßt auk Lü, we daobi paßt! [Wo Eisen liegt, wo Eichen wachsen, / Da wachsen auch Leute, die dabei passen!]“ – Der Anklang an das Blutvergießen und Rache verherrlichende „Vaterlandslied“ (1812) des Frühnationalisten Ernst Moritz Arndt ist nicht zu überhören: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, / der wollte keine Knechte ...“

Man bedenke es, es ist nicht immer Fleisch von unserem Fleisch und Geist von unserem Geist, der auf unsere Dörfer, in unsere Marken verpflanzt wird. Stammesfremd, wesensfremd werden die Siedler zu oft ihrer Umgebung gegenüberstehen. Durch den Anbau von Kohle und Kartoffeln, durch den Bau eines Hauses auf niederdeutscher Scholle wird niemand zum Niederdeutschen. Da gilt's zu zeigen, wer stärker ist, das Alte oder das Fremde! Nur das Stärkere kann sich im Daseinskampf behaupten. [...] Augen und Ohren auf, daß man keine neuen Krankheitskeime einschleppt, daß nur solche Ansiedler im niederdeutsche Sprachgebiet seßhaft gemacht werden, die keine Gefährdung unseres Landvolkes, sei es nach der religiösen, sei es nach der völkischen Seite hin bedeuten würden.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

WAGENFELD, der schon 1913 [!] die Heimatfrage ausdrücklich als „Rassenfrage“ definiert hat, bleibt sich selbst hier treu.¹²¹ Sein Vokabular ist militant, im Einzelfall sogar sozialdarwinistisch. Der Krieg gegen das Böse in der Ferne ist zu Ende, jetzt muß der Kampf gegen die Fremden vor der eigenen Haustüre beginnen. „Noch gärt und brodelt es im deutschen Vaterlande“, aber es gibt bereits ganz praktische Voraussetzungen für den niederdeutschen Daseinskampf: neben der organisatorisch sich weiter entwickelnden Niederdeutschen Bewegung besonders den Westfälische Heimatbund, WAGENFELDS Hauptbetätigungsfeld. Die Heimatbe-

¹²¹ Wagenfelds „Heimatbund-Denkschrift“ von 1913, nachfolgend zitiert nach Ditt 2012, enthält folgende Passage: „Wenn aber die Heimatsache – sei es Heimatschutz, Heimatpflege oder Volkskunde und Volkssprache – nachhaltige Erfolge haben will, so ist unbedingt nötig, daß die weitesten Volkskreise bedeutend mehr, als bislang geschehen ist, für die Heimatfrage interessiert werden. Denn nur dadurch kann das Endziel aller Heimatbewegung erreicht werden: das Volk zu bewußter Heimatliebe zu erziehen. Das aber ist gerade hier in Westfalen um so dringender nötig, als für uns, die wir mit Eisen und Kohle dem Ansturm der Industrie ausgesetzt sind, die Heimatfrage letzten Endes nicht eine Frage des Hausbaues, nicht eine Frage der Landschaft, der Sitte, der Sprache an sich ist, sondern eine Rassenfrage, eine Stammesfrage. Das Slaventum und die Fremdlinge des Industriebezirkes bedeuten [den] Anfang einer neuen Völkerwanderung, die uns überrennen, unsere ganze völkische Art zugrunde richten wird, wenn nicht in jeden Volksgenossen das Heimat- und Stammesgefühl hineingehämmert und lebendig gehalten wird“. – Zur breiten Rezeption der „Rassenkunde“, der vorgeblichen „neuen Wissenschaft“, im Kaiserreich vgl. Aly 2011, S. 119-125.

wegung, ehemals eher eine elitäre Liebhaberei von gehobenen Bildungsbürgern, soll über eine popularisierte Stammesideologie zur Massenbewegung des Volkes werden mit dem Ziel: „Höchstentwicklung des einzelnen Gliedes zum Wohle des Gesamtorganismus [...], Höchstentwicklung unserer Stammesart, zum Heile Alldeutschlands! – Ein Lump, der nicht mittut!“ (ebd., S. 80) Die Tendenz ist zweifellos völkisch-kollektivistisch.

Bevor WAGENFELD sich als Heimatbund-Funktionär äußerst anbietend und dann auch via Parteibuch den westfälischen Nationalsozialisten zugesellen wird, deren Besonderheit ein zähes Festhalten an der besonderen „westfälischen Stammesart“ ist, verfolgt er seinen völkisch inspirierten Feldzug für Deutschtum, Stammesart und Heimat zunächst unter den Bedingungen der ungeliebten Weimarer Republik. Rainer Schepper hat auch für diese Zeit die menschenfeindlichen Vorstellungen des Dichters chronologisch dargestellt und kommt zu einem erschreckenden Fazit (Schepper 1990, S. 106f):

Im Oktober 1932, kurz vor der Schwelle des Dritten Reiches, machte sich der weiland plattdeutsche Verkünder der Bruder- und Menschenliebe, dem es >um die deutscheste aller deutschen Angelegenheiten, die Heimatbewegung< ging, daran, seine Vorstellungen vom hochwertigen und minderwertigen Menschen zu präzisieren: >nur geistig und körperlich gesunde Eltern können gesunden Nachwuchs zeugen, wie Deutschland ihn in schwerster Zeit mehr denn je braucht. [...] Das Volk interessiert sich nicht bloß für Rassefragen seines Viehs, sondern auch des Menschen, wenn ihm die nötige Einsicht und Aussicht vermittelt wird.< [...] Wir fassen bis hierher [1932] Wagenfelds Menschenbild zusammen: Neger, Kaffern und Hottentotten sind Halbtiere, Fremdtrassige sind Volksverderber und Schädlinge, Menschen in >Krüppel- und Idiotenanstalten<, in Fürsorgeheimen und Strafanstalten sind körperlich und geistig Minderwertige. Es ist jenes Menschenbild, das der Nationalsozialismus zur Errichtung seiner Ideologie vom Herrenmenschen und Untermenschen, zum Erlaß der Nürnberger Gesetze vom 16.9.1935, zur Euthanasie geistig und psychisch kranker Menschen, zum Kampf gegen alles >Artfremde<, zum Krieg gegen >Frankreichs Haß< und >Polens Gier< benötigte und benutzte.

Auch wenn der Ton in Karl Ditts neuer Wagenfeld-Studie deutlich nüchterner ausfällt, der Sache nach werden die Ausführungen Scheppers darin noch viel breiter belegt. Entscheidend ist der Blick auf die Kontinuität Wagenfeldscher Anschauungen vom Kaiserreich bis in den Faschismus¹²² hinein. Diese wird vom Dichter auch selbst betont (Belege: Ditt 2012): 1933 proklamiert WAGENFELD, der Westfälische Heimatbund habe es „nicht nötig >umzuschalten<, weil seine Arbeit stets im Sinne des neuen Reiches gewesen ist“. 1935 bekennt er für sich persönlich: „Mein Werk mündete ohne Transformation ins neue Reich“. 1937 schreibt er bezogen auf die höchste deutsche Zielbestimmung des deutschen Heimatschutzes im Dienste des deutschen Menschen: „Das Neue Reich brachte meiner Forderung die Erfüllung.“

Wie nun aber steht es um den „ernsten Katholiken“ KARL WAGENFELD? Dessen nationalistische Haßpropaganda 1914-1918 ist – auch im Kontext des national gleichgeschalteten Katholizismus im späten Kaiserreich – als extrem zu bewerten. Etwas anders als Rainer Schepper habe ich oben auch die Dichtung „*Usse Vater*“ von 1918 nicht als überzeugende Abkehr von der nationalistischen Kriegsideologie bewertet. Von Erschütterung und Umkehr angesichts des europäischen Leichenfeldes, wie es sie bei Katholiken in Deutschland ja durchaus gab¹²³, ist dann bei WAGENFELD nach Kriegsende auch nichts zu spüren. 1932 steht der

¹²² Vgl. als ein Beispiel für Wagenfeld-Rezeption unter dem Nationalsozialismus: Schulte 1939*.

¹²³ Schon im Juli 1917 profilierte sich Matthias Erzberger (Zentrum) als Friedenspolitiker und brachte dann zusammen mit dem Sozialdemokraten Philipp Scheidemann eine parlamentarische Friedensresolution auf den Weg. Im August des gleichen Jahres gründete sich ein Friedensbund katholischer Geistlicher. 1919 wuchs aus diesem Kreis heraus der Friedensbund deutscher Katholiken. Dies alles freilich geschah ohne Zustimmung der deutsch-katholischen Bischofsmehrheit, auf deren Anschauungen sich viel eher Katholiken wie Wagenfeld

Dichter noch immer auf dem Boden des deutsch-christlichen Militarismus und legt einen Aufruf mit germanischer Kriegstheologie vor, so daß der Katholik Bernhard Weber ihm zeitnah eine heidnische „Schwertgläubigkeit“ bescheinigt (Schepper 1990, S. 110-112).

Die drei großen religiösen Mundartwerke „*Daud un Düwel*“ (1912), „*De Antichrist*“ (1916) und „*Luzifer*“ (1920), auf deren hochproblematischen Charakter Renate von Heydebrand¹²⁴ schon vor 30 Jahren hingewiesen hat, bringen nicht nur nichts Besänftigendes oder Korrigierendes, sondern gehören zur dunklen Folie einer aggressiven Weltanschauung. In ihnen stoßen wir wieder auf Bausteine des häretischen „Deutsch-Christentums“. Es waltet auf weiter Strecke ein apokalyptischer „Platonismus“, in dem totalitäre Potenzen angelegt sind und dessen Urbilder geradewegs eine Vorlage für irdische Kriegsschlachten abgeben können. Die dualistische Metaphysik von Gut und Böse geht einher mit einer förmlich schon im Voraus vergifteten Menschenwelt und zementiert Feindbilder auf ewig. Ihr entspricht ein strenger, aber freudloser¹²⁵ und an der Oberfläche bleibender Moralismus, in dem es deutliche Hinweise auf eine nach innen gerichtete psychische Gewalttätigkeit gibt, ebenso aber auch Anzeichen für eine – über Projektionen – nach außen zielende Aggressivität. Wenn ich das Konzept des Moralismus bei WAGENFELD anhand seiner Dichtungen als permanenten „Kriegszustand“ umschreibe, so ist das durchaus auch als Hinweis auf eine Verflechtung dieses Komplexes mit seiner Kriegsideologie zu verstehen.

Zur Kehrseite der moralischen Kampfbereitschaft gehört allerdings der Fatalismus. Das Irdische ist im völkischen Weltbild verstrickt in Naturkreisläufe und tragisches Schicksal.¹²⁶

Auch in seinem bemerkenswerten Text „*De Här*“ (1924) weiß WAGENFELD dazu keine kulturellen bzw. zivilisatorischen Alternativen zu eröffnen. Fest steht, daß der Dichter den vermeintlichen Wert „Rasse“ als Vorgabe der „Mutter Natur“ betrachtet und in seinem Denken mit einem hohen Stellenwert versieht. Allein dadurch schon werden die abgründigen Widersprüche und das „Tragische“ in seiner Weltanschauung zu etwas Selbstgemachten. „Rasse“ oder „Volk“ können im Christentum ja nie als etwas Heiliges betrachtet werden. Hier muß man sich wirklich entscheiden, ähnlich wie der letzte Mensch in der Dichtung „*Luzifer*“. Entweder – oder, beides geht nicht.

Das biblisch grundgelegte christliche Ethos, das WAGENFELD an einigen Stellen durchaus zutreffend wiedergibt, betrachtet er offenbar mehr als Gegenstand der übernatürlichen Sphäre, als ein Ideal, das im Bereich des Natürlichen und gar auf den großen Schauplätzen der Geschichte nicht maßgeblich sein kann. Im Zweifelsfall nämlich entscheidet WAGENFELD sich auf dem Schauplatz der leibhaftigen Geschichte für seine „Rasse“, für seine „Stammesart“, für sein „Volkstum“ und für seine deutsche Nation, welcher die bösen Feinde Wohlergehen und Frieden einfach nicht gönnen. Gerade die überweltlichen Spekulationen des „plattdeutschen Laientheologen“ WAGENFELD verhindern nicht, daß er in der Frage des Weltkrieges den nationalistischen Propagandakomplex der Rechten kritiklos übernimmt: „teuflische Mythen“ hier wie dort. Wer die Widersprüche und Abgründe der Geschichte mit einem schlechten Platonismus in einen überweltlichen Himmel projiziert bzw. abschiebt, braucht

berufen konnten. – Betont sei, daß Erzberger zunächst ähnlich aggressive Kriegsziele wie die Alldutschen befürwortet hat (Missalla 1968, S. 37f, 43-45).

¹²⁴ Vgl. Heydebrand 1983, S. 128-131. – Das Resümee: „Die ausführliche Darstellung von Wagenfelds Weg und Werken sollte wegen einer darin greifbaren typisch westfälischen Konstellation darauf aufmerksam machen, wo ernster katholischer Konservatismus, namentlich wenn er sich in der Dichtung noch mit der symbolistischen wie expressionistischen Neigung zur allegorischen Abstraktion paarte, der Assimilation des biologisch-rassisch begründeten Heimat- und Volkstumsgedankens entgegenkam: in der Ungeschichtlichkeit des Denkens, die einer romantischen Idealisierung ausgewählter älterer Geschichtszustände Raum gibt. Sie sollte aber auch auf die Spannungen und Brüche hinweisen, die bei dieser Assimilation entstehen oder doch entstehen mußten: zwischen naturhaftem Schicksal und geschichtlicher Verantwortung aus christlicher Überzeugung.“ (ebd., S. 131)

¹²⁵ Ein Eros des Guteins, in dem das solidarische Leben nicht nur Verpflichtung, sondern auch gepaart mit Lebensfreude ist, kommt z.B. in den religiösen Mundartdichtungen von Wagenfeld nirgendwo zum Vorschein.

¹²⁶ Vgl. zu diesbezüglichen Stellen im Werk Wagenfelds: Heydebrand 1983, S. 129.

sich hier unten auf der Erde in seiner politischen Ideologie durch Jesus von Nazareth und den Ernstfall des Christlichen nicht dauerhaft beunruhigen zu lassen. Die Friedenspredigt von Papst Benedikt XV. stieß bei WAGENFELD auf taube Ohren, ja auf eindeutigen Widerspruch. Auch die sozialen Ambitionen des Dichters, in seinem Werk von Hochgesängen auf die „Liebe“ flankiert, sind mitnichten christlich. Sie laufen förmlich auf einen primitiven Stammes-Egoismus hinaus, denn „Fremde“ – auch als „Schädlinge“ bezeichnet – sollen ausgeschlossen werden.¹²⁷ Nicht die zum Schluß von „*De Antichrist*“ (1916) bemühte Weltgerichtsrede aus dem Matthäus-Evangelium, sondern ein völkisch verstandener „Gemeinnutz“ und die Marschroute eines „nationalen Sozialismus“ stehen im Hintergrund. Spezifikum des Christlichen ist jedoch eine Befreiung zur Uneigenützigkeit, also gerade auch eine Befreiung von Gruppenegoismus. Die Lehre von der Einheit des globalen Menschengeschlechts gehört zum Zentrum des Katholischen. KARL WAGENFELD ist keine rühmliche, sondern eine beschämende Gestalt des westfälischen Katholizismus. Auch wer Heimatarbeit betreibt, also im Dienste der Beheimatung der gegenwärtigen Menschen und der zukünftigen Generationen wirken möchte, kann sich den Dichter nicht zum Vorbild nehmen.

*



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

¹²⁷ Vgl. Ditt 2012, besonders auch die Aussage: „Wagenfelds Utopie einer Volksgemeinschaft setzte also bei der Förderung der Arbeiterschaft an. Ihm schwebte weniger die Verbürgerlichung als die Ausstattung der Arbeiter mit Grund und Boden, d.h. der landbesitzende und familiengebundene Arbeiterbauer als Idealtyp des Volksgenossen vor. [...] Bedürftige Personen, die seinen rassischen und kulturellen Vorstellungen nicht entsprachen, wollte er auf das Existenzminimum setzen.“ – Vgl. dagegen folgende, für Juden und Christen verbindliche Weisung aus dem Buch Levitikus (3 Mose) 19,33-34: „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott.“

6. Dokumentation I: Wibbelts Rückmeldung zum Manuskript „Usse Vader“

WAGENFELD hat eine Manuskriptfassung zu seiner Dichtung „*Usse Vader*“ (V.3) lange vor der Veröffentlichung AUGUSTIN WIBBELT vorgelegt und dessen Änderungsvorschläge vom 30. Juli 1917 auch z.T. in seinem endgültigen Text umgesetzt. WIBBELT, in diesem Fall priesterlicher Berater des jüngeren Dichters im Laienstand, will eine klare theologisch-philosophische Lösung der behandelten Problematik. Er geht also gleichsam mit der Großhirnrinde an die Sache heran, während ein wesentlicher Ausgangspunkt bei WAGENFELD ja eine Zerissenheit und Hilflosigkeit im Bereich der Gefühle (Haß) ist. WIBBELT gesteht ein, daß es einen objektiven, äußeren Gegensatz von Krieg und Christentum gibt.¹²⁸ Aber im Innersten der Persönlichkeit – also auf der subjektiven Seite – kann man den Widerspruch auflösen, „so daß man selbst die Werke des Hasses, die man verrichten *muß*, im Geist der Liebe verrichtet“¹²⁹. (Da stellt sich natürlich die Frage, was man mit solchem staats theologischen Neusprech nicht alles noch rechtfertigen könnte.) Der Krieg ist eine „grausige Blüte“ der Sünde, zugleich aber auch ein „Heilmittel für die verirrt Menschheit“, das „die Machtlosigkeit der Idole einer religionslosen Kultur und Ethik“ entlarvt. (Mit anderen Worten: Der Krieg ist hinsichtlich der „Kultursituation“ geradezu heilsnotwendig! Wie gut also, daß es hochreligiöse und zugleich hochethische Kriegspropagandisten wie WAGENFELD oder auch WIBBELT gibt.) Damit die Sache ganz perfekt wird, schlägt WIBBELT vor, in der Dichtung „*Usse Vader*“ die von ihm ersonnene „Lösung“ Gott selbst in den Mund zu legen. – Nachfolgend sei der von Hans Taubken veröffentlichte Brief AUGUST WIBBELTS auszugsweise dokumentiert (zit. Taubken 1994, S. 54-56; Unterstreichungen dort nach dem Original):

Verehrter Herr Wagenfeld!

Das Lob, das Ihrer neuen Dichtung verdienstermaßen zu spenden wäre, will ich beiseite lassen und gleich mit der Kritik anfangen. [...]

Es ist ein guter Gedanke, an der Hand des Vaterunser das Unchristliche zu zeigen, das objektiv im Kriege liegt. Es ist das Problem des Zwiespaltes zwischen Krieg und Christentum, das sich jetzt vielen schwer aufs Herz legt. Das Schneidende dieser Dissonanz führen Sie treffend und ergreifend aus, wird aber auch eine befriedigende Lösung des Problems gegeben? So weit ich sehe, suchen Sie die Lösung, indem Sie um Liebe beten, damit das Werk des Hasses, der Krieg, aufhöre. Das heißt aber mehr, das Problem praktisch beseitigen, als grundsätzlich lösen. Die Frage: Wie kann man Krieg führen und doch zugleich Christ sein (= das Vaterunser ruhig beten), ist nicht beantwortet. Einen Ansatz zur grundsätzlichen Lösung sehe ich in „Et kuem din Rik –“ Seite 14: „– in Härten binnen“. Der tatsächliche Gegensatz zwischen Christentum u. Krieg, der uns außen umstürmt, kann seine Lösung nur im Innern der Persönlichkeit finden, und es ist die schwere Aufgabe jedes e[rns]ten Menschen, daß er, äußerlich in das objektiv-unchristliche Kriegswesen hineingezwungen, diesen Gegensatz subjektiv als freie Persönlichkeit in sich selbst überwindet. Aber nicht bloß beten um Liebe und Frieden, sondern sich innerlich

¹²⁸ Was von vorherein nicht in Betracht kommt ist eine Sichtweise, der zufolge der Krieg in keiner Weise gottgewollt ist und eine Beteiligung daran, unter welchen Rechtfertigungen auch immer, nie gottwohlgefällig sein kann, sodaß also das Thema einer Verweigerung gegenüber dem Kriegsapparat für Christen auf der Tagesordnung steht. Behauptet wird stattdessen einfach: Gott läßt den Krieg zu, und dieser ist auch seine Prüfung für die Menschen. – Wibbelts Kritik, Wagenfeld erwarte eigentlich eine Auflösung des Konfliktes lediglich durch einen Wandel der äußeren Weltverhältnisse, und Wibbelts Drängen auf ein innerlich in der Person verankertes Ethos, sind an sich sehr berechtigt. Doch die so entwickelte „Alternative“ ist entsetzlich, denn allem voraus teilt Wibbelt mit Wagenfeld die unumstößlichen nationalen Kriegsdogmen.

¹²⁹ Ähnlich allerdings schon Augustinus, Martin Luther und dann sogar noch nach 1945 Helmut Thielicke (vgl. Bürger 2005*, S. 78f, 118).

über den großen Zwiespalt, der Gottes Zulassung und Prüfung ist, erheben, indem man sich vom Hasse nicht besiegen läßt, so daß man selbst die Werke des Hasses, die man verrichten muß, im Geiste der Liebe verrichtet. Könnte diese Lösung nicht schärfer herausgearbeitet werden? Der Platz dafür wäre besonders Seite 34, wo Sie Gott sagen lassen, daß nicht der Krieg, sondern die Sünde das Übel sei. Wenn Sie den Gegensatz so wenden würden, daß die Sünde spez. die Selbstsucht als Gegensatz der Liebe die Wurzel des Krieges, und der Krieg die grausige Blüte aus dieser Wurzel, die häßliche Erscheinung der Sünde sei und so zugleich ein Heilmittel für die verirrtte Menschheit, weil in dieser Ausgeburts ihres verkehrten Strebens das Streben selbst ad absurdum geführt wird. Die menschliche Selbstsucht muß bis zu dieser Selbstzerfleischung kommen und den Krieg gebären, damit sich zeige, daß sie den Tod im Schoße trägt, und damit zugleich die Machtlosigkeit der Idole einer religionslosen Kultur und Ethik sich erweise.

[...] Erstes Problem: Zwiespalt zwischen Christentum als Religion der Liebe und Krieg als Werk des Hasses – ein praktisch-psychologisches Problem. Zweites Problem: Gottes Idee (als Heiligkeit, Liebe, Gerechtigkeit) und die Zulassung des Krieges – ein metaphysisches Problem. [...]

Ich würde mir die Komposition etwa so denken:

Ich bete das Vaterunser und gebe bei jeder Bitte meinem Zweifel und meiner Zerrissenheit Ausdruck. Dies steigert sich in der 6. Bitte durch Hinzutritt eines neuen größeren Zweifels (2. Probl.) und führt mich in der 7. Bitte zu dem aufs Leidenschaftlichste gesteigerten Flehen um Befreiung von dem furchtbaren Kriegsübel, das mir die Seele verwirrt und das Bild Gottes verdunkelt. Da tritt Gott ein – ähnlich wie im Buche Job und zeigt mir, daß ich innerlich auch mit dem Kriege fertig werden muß, indem ich das wahre Übel überwinde [,] und [*Gott, Anm. P.B.*] rechtfertigt seine [*des Krieges, P.B.*] Zulassung, vor der alle Tagesgötzen zusammenstürzen. Von Herzen spreche ich dann das Amen. [...]



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

7. Dokumentation II: Eine Wagenfeld-Bibliographie 1914-1918



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Zur WAGENFELD-Bibliographie sei auf die einschlägigen Datenbanken im Internet verwiesen (LWA*; PBuB*), ebenso auf die im Netz abrufbare Findliste zum WAGENFELD-Nachlaß in der ULB Münster (Findliste Nachlaß Wagenfeld 2011*). Darüber hinaus ist, wenn auch z.T. unter Vorbehalten, die von Friedrich Castelle nach maßgeblicher Vorlage von Grete Wagenfeld, der Ehefrau des Dichters, vorgelegte Zusammenstellung „Das Schrifttum Karl Wagenfelds“ immer noch unverzichtbar (Festgabe Wagenfeld 1939, S. 25-64). Nachfolgend dokumentiere ich daraus die Einträge für die Jahre 1914 bis 1918, wobei ich einschlägige selbstständige Veröffentlichungen und offenkundige Falschangaben fortlasse (formale Inkonssequenzen und alle anderen Mängel dieser Bibliographie bleiben freilich bestehen). Für viele plattdeutsche Gedichte aus den Kriegslyrikbänden (s.o.) ergibt sich aus dieser Aufstellung z.B. auch die Möglichkeit, datierte Einzelveröffentlichungen zu ermitteln.

1914

- *Dütske Junge, dütske Mann*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 636 vom 10.8.1914.
- *Landsturm*. Plattdeutsches Gedicht: Hamburger Nachrichten Nr. 370 vom 10.8.1914. Abgedruckt auch in: Niedersachsen 19. Jg. (1914), Nr. 23-24.
- *An de Hiemmelspaort*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 640 vom 12.8.1914 (Vertont von Kuno Stierlin).
- *Jännsken sin Gebett*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 666 vom 22.8.1914.
- *Krüz-Solo giegen all*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 667 vom 22.8.1914.
- *Sunndag*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 669 vom 23.8.1914.

- *De Russen kuent*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 679 vom 27.8.1914.
- *De Jagd is laos*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 698 vom 2.9.1914.
- *Dütsk Patent*. Plattdeutsches Gedicht. Münsterischer Anzeiger Nr. 706 vom 5.9.1914.
- *Siegesklocken*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 716 vom 8.9.1914.
- *Twe Krüze*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 787 vom 4.10.1914.
- *He läwt*. Plattdeutsches Gedicht: Geschrieben Oktober 1914 [Hamburger Woche Nr. 51, 1915].
- *Drei Niedersachsen*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 835 vom 21.10.1914. Auch in: Coesfelder Zeitung vom 27.10.1914 abgedruckt.
- *Düwelswiärk*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 855 vom 19.10.1914.
- *Dat Leed*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 927 vom 25.11.1914.
- *De Slacht an'n Biärkenbaum*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 975 vom 12.12.1914.
- *De leste Zug*. Plattdeutsche Erzählung: Niedersachsen 19. Jg. (1914), S. 77.
- *Rüter Daud*. Plattdeutsches Gedicht: Niedersachsen 20. Jg. (1914/15), Nr. 1.
- *Vor 100 Jaohr (Kosaken)*. Plattdeutsch: Niedersächsisches Heimatbuch, Hildesheim, S. 201.
- *Volksmund und Gelehrte*. Aufsatz: Leuchtturm vom 1.3.1914.
- *April*. Hochdeutsch: Deutschland 5. Jg. (1914), März-Ausgabe, Nr. 3.
- *Vom Aberglauben im Münsterlande*. Aufsatz: Münsterische Heimatblätter Heft 5, Juni 1914.
- *Volkskundliche Sammelarbeit für die volkskundliche Kommission. Eine Bitte an alle Leser um Mitarbeit*. Aufruf: Münsterischer Anzeiger Nr. 475 vom 15.6.1914 („Heimatblätter“ Nr. 13).
- *Die Völkerschlacht am Birkenbaum*. Aufsatz zur Zeit: „Deutschland“, Essen.
- *Kriegsaberglauben*. Aufsatz: Westmünsterland, Dezemberheft 1914, S. 294. Auch in „Deutschland“, Essen 1914, abgedruckt.
- *Kosaken*. Hochdeutsch: „Deutschland“, Essen, Nr. 14.
- *Unser Wappentier im Volksmund*. Aufsatz: Niedersächsisches Heimatbuch, Hildesheim 1914, S. 85.

1915

- *Unserm Kaiser*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 69 vom 27.1.1915.
- *De Slacht an'n Biärkenbaum*. Übersetzung des im „Münsterischen Anzeiger“ Nr. 975 vom 22.12.1914 veröffentlichten Gedichtes ins Französische: Münsterischer Anzeiger Nr. 82 vom 31.1.1915.
- *De Daud von Ypern*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 114 vom 12.2.1915. Auch in „Die Hamburger Woche“ Nr. 17, S. 4 vom 28.4.1915 abgedruckt.
- *De Askedag*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 127 vom 17.2.1915.
- *De Vüegel*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 216 vom 20.3.1915.
- *De aolle Bur*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 222 vom 23.3.1915.
- *Nich mähr hassen*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 226 vom 24.3.1915.
- *Aosvüegel*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 236 vom 27.3.1915.
- *Paoskfüers*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 254 vom 4.4.1915.
- *Dütsk Gebett*. Plattdeutsches Gedicht: Die Hamburger Woche Nr. 14 vom 7.4.1915.
- *Maientied*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 337 vom 6.5.1915.
- *Judas*. Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 385 vom 25.5.1915.

- *Wie winnt.* Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 456 vom 20.6.1915.
- *Westfäölske Regimenten.* Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 458 vom 22.6.1915.
- *De Lindenbaum.* Plattdeutsches Gedicht. Juli 1915.
- *Amerika.* Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 557 vom 29.7.1915.
- *En Jaohr Krieg.* Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 567 vom 1.8.1915.
- *Fiefhunnert Jaohr!* Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 790 vom 20.10.1915.
- *De Welt is rund!* Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 805 vom 26.10.1915.
- *Uthaollen.* Plattdeutsches Gedicht: Niedersachsen 20. Jg. (1914/15), Nr. 20.
- *Vüörgesicht.* Plattdeutsches Gedicht.
- *Unfug mit dem Eisernen Kreuz.* Zeitbetrachtung: Münsterischer Anzeiger Nr. 440 vom 15.6.1915.
- *Soldat und Volksmund.* Aufsatz: Münsterischer Anzeiger Nr. 476 vom 28.6.1914 [1915?].
- *Schule, Fett und Petroleum.* Ein Aufruf: Münsterischer Anzeiger Nr. 806 vom 27.10.1915.
– Diesem überraschend erfolgreichen Aufruf zur Speisung bedürftiger Schulkinder folgte im April 1916 ein Aufruf mit der Bitte um weitere Spenden.
- *Zur Kartoffelfrage:* Münsterischer Anzeiger Nr. 845 vom 11.11.1915.

1916

- *En Draum.* Plattdeutsches Gedicht.
- *Helpt us! „Tremonia“* Dortmund vom 14.4.1916.
- *Twe Jaohr Krieg.* Plattdeutsches Gedicht.
- *Urlaub.* Plattdeutsches Gedicht.
- *Sitten und Gebräuche.* Aufsatz: Westmünsterland, Bocholt, 3. Jg., Heft 2, Februar 1916.
- *Erster Westfälischer Heimatbundtag.* Bericht: Westmünsterland, Bocholt, 1916, S. 221.

1917

- *Niederdeutsches Kleinhausgerät.* Aufsatz: „Westmünsterland“, Bocholt, Heft 12 vom 4.12.1917. Später in „Münsterischer Anzeiger“ Nr. 488 vom 24.10.1937 und in „Westfälischer Kurier“ Hamm Nr. 46 vom 14.11.1937 abgedruckt.
- *Weihnachtsbrief:* Champagne-Kriegs-Zeitung 3. Jg., Nr. 274, Weihnachten 1917.
- *Der Heimat Not.* Hochdeutsch: „Deutscher Kurier“ Berlin Nr. 361 vom 31.12.1917. Abgedruckt in „Am Herdfeuer“ (Beilage der „Westfälische Landeszeitung“, Münster, vom 25.9.1921) und in „Ewige Heimat“, Berlin-Leipzig 1935, S. 62. – In Blindenschrift. Studienanstalt für blinde Studierende, Marburg a.d.L., 27.1.1937.

1918

- *Hille Feiken.* Ein Wiedertäuferdrama (hochdeutsch): Uraufführung (im Stadttheater Münster am 5.4.1919).
- *De Lüse.* Plattdeutsch: „Deutscher Kurier“, Berlin, vom 12.1.1918 (Beilage „Niederdeutscher Kurier“, 2. Jg., Nr. 1).
- *Dat fünfte Jaohr.* Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 411 vom 1.8.1918.
- *Heimkehr der Unbesiegten.* Plattdeutsches Gedicht: Münsterischer Anzeiger Nr. 644 vom 25.11.1918.
- *Wenn das Heimatheer durchhält.* Flugblatt.

VI. Plattdeutsche Kriegsdichtungen des münsterländischen Priesters Augustin Wibbelt



Neben WAGENFELD ist AUGUSTIN WIBBELT (1862-1947) aus Vorhelm östlich von Ahlen der zweite sehr bekannte katholische Münsterländer, der zwischen 1914-1918 plattdeutsche Kriegsdichtungen in Buchform vorgelegt hat. Zwischen November 1906 und Mai 1935 wirkte er am unteren Niederrhein als Pfarrer der kleinen Kirchengemeinde Mehr bei Kleve. Hans Taubken, Bearbeiter der kritische Ausgabe der WIBBELT-Werke, urteilt auf der Grundlage des Briefwechsels zwischen WAGENFELD und WIBBELT: „Aus heutiger Sicht sind beide Autoren wohl als konservativ-national einzustufen“ (zit. Langhanke 2008, S. 191). Zur Neuausgabe der Kriegsgedichte und Feldpostbriefe von WIBBELT bemerkt er außerdem: „Für Wibbelt war der Weltkrieg ein >gerechter< Krieg, die Kämpfer waren >Helden<, die Deutschland vor den Franzosen, den Engländern und den Russen schützen mußten. Ohne daß Deutschland irgendjemandem etwas zuleide getan hätte, habe sich die Welt aus Neid gegen Deutschland verschworen. Daß der liebe Gott auf der Seite Deutschlands stand, war für ihn selbstverständlich; ebenso, daß die anderen mehr oder minder mit dem Teufel im Bunde standen. Leid und Not erschienen ihm als eine dem deutschen Volk von Gott auferlegte Prüfung. So entstand in den Gedichten und den Prosaschriften Wibbelts eine uns heute eigenartig anmutende Mischung von Kriegspropaganda, Humor und tiefempfundenen Mitgefühl“ (Wibbelt 2000, S. 5). Von AUGUSTIN WIBBELT liegen folgende selbstständige Mundartwerke mit Bezug zum Weltkrieg vor: „*De graute Tied: Kriegs-Gedichte*“ (Essen 1915); „*Kriegs-Braut: Plattdütske Feldpostbriefe*“ (Warendorf 1916) sowie der Roman „*Ut de feldgraoe Tied*“ (Essen 1918) mit den zwei Teilen „De graute Tied“ und „De swaore Tied“. Nach dem Krieg kehrt dann alsbald der vermeintlich „unpolitische Wibbelt“ zurück: „*In 't Kinnerparadies*“ (Warendorf 1919).

1. Die plattdeutsche Kriegslyrik (1914/15)

WIBBELTS plattdeutscher Kriegslyrikband ist zwischen September und November 1914 konzipiert und dann wohl noch vor Jahresende gedruckt worden: „De graute Tied. Kriegsgedichte in Münsterländer Mundart. Essen: Fredebeul & Koenen 1915“ (zwei unterschiedlich ausgestattete Editionen für Heimat und Front). Im Rahmen der „Gesammelten Werke“, die Prof.

Hans Taubken in Zusammenarbeit mit der AUGUSTIN WIBBELT-GESELLSCHAFT herausgibt, hat dieses Buch in neuerer Zeit ungekürzt Aufnahme gefunden, ergänzt durch vier Mundartgedichte nach verstreuten Veröffentlichungen des Jahres 1915 (Wibbelt 2000, S. 13-74). Zu den plattdeutschen Kriegsgedichten liegt ein gründlicher Beitrag von Claus Schuppenhauer vor, der detailliert die systematische Verleugnung der Kriegspropaganda durch spätere WIBBELT-Editoren und Ausdeuter, darunter sogar der >frühe Rainer Schepper<, belegt (Schuppenhauer 1988). Die Texte, die „ganz unzweideutige Züge von Nationalismus, Überlegenheitswahn und Feindeshaß“ zeigen, paßten einfach nicht in das Bild des unpolitischen Priesterdichters; sie wurden ein Dreivierteljahrhundert lang verschwiegen, zensiert oder gar pauschal als Zeugnis für die „edle Menschlichkeit des Dichters“ charakterisiert (ebd.). Schuppenhauers Kritik fördert zutage, was die katholischen Rezipienten in Westfalen nicht wahrhaben oder unterschlagen wollten.¹³⁰ Allerdings darf man in der Sammlung „*De graute Tied*“ dennoch nicht jene Bruchstellen übersehen, auf die Elmar Schilling in seinem Vergleich mit den Kriegsgedichten WAGENFELDS zu Recht aufmerksam gemacht hat (Schilling 2008).



Illustration zu einem Beitrag Wibbels im Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Die nachfolgenden Seitenangaben im Abschnitt beziehen sich stets auf die neue Werkausgabe (Wibbelt 2000). Eine erste inhaltliche Gruppe, bestehend aus 29 (bzw. 33) Gedichten, enthält explizite Propaganda. Besungen wird die Mobilisierung des ganzen Volkes: „Dat ganze Volk steiht Hand in Hand / [...] >Et gelt dat leiwe Vaderland<“ (S. 15: *O graute Tied!*). Das völlig unschuldige Deutschland wird haßerfüllt von der halben Welt bedroht, muß sich „Mann för Mann“ in einem „heiligen Sturm“ wehren und darf angesichts der Opfer durchaus wie Christus um seinen Freund Lazarus trauern (S. 19: *De hillige Sturm*). Der Erzengel Michael ist der exklusive deutsche Heerführer, der den Deutschen im großen Krieg die Fahne voranträgt und bis zum „schönen Sieg“ die Feinde in den schwarzen Abgrund schmeißt (S. 21: *Sünste Michael!*). Die liebe Ehefrau mit dem Kind soll froh sein, daß ihr in den Krieg ziehender Liebster ein richtiger Mann ist, der nicht weint und mit seinen beiden Fäusten draufhauen wird, bis die Feinde sich nicht mehr regen und kein Sterbenswörtchen mehr sagen (S. 22: *Guttgaohen!*).

¹³⁰ Vgl. z.B. auch die unglaublich verzerrende Wiedergabe des Textbefundes in: Foerste 1987, S. 195-197.

Einen wehrtüchtigen strammen Bräutigam zu haben, der kein „Krüppelkrut“ ist, das soll auch die Soldatenbraut über den verschobenen Hochzeitstermin leicht hinwegtrösten (S. 24: *Min leiwe Wicht!*). Von allen Seiten stürzen sich die Feinde – wilde Wölfe, schwarze Raben und „en giäll Gewüorm“ (gelbes Gewürm) – auf das allein dastehende Deutschland: „Haoll trü met dinen Broder stand!“ (S. 25: *Von allen Sieden*). Das erste Werk des Krieges als Schmied ist ein eiserner Ring der Einigkeit um Deutschland (S. 26: *De Krieg äs Smett*). Auch der Großvater mahnt zum Strammstehen wider das fremde, falsche Volk (S. 27: *Beßvaders Raot*). Drei deutschnationale Kaisergedichte gehören zur Sammlung (S. 28-30): Mit religiösem Kaiserkult nennt der Dichter den Herrscher „starker Held“ und bekennt: „Din Waort is waahr“ (*Use Kaiser*).¹³¹ Der Kaiser fordert zum Beten in den Kirchen auf, und an diesem einen Wort schon kann Gott in ihm seinen treuen Knecht erkennen (*Dat Kaiserwaort*). Doch ebenso ermahnt der Kaiser zu einem Dreschen, bei dem nicht Schweiß, sondern Blut fließt: „För us dat schoine schiere Kaorn, / För iähr dat lierige Strauh [Für uns das schöne, reine Korn, / Für sie das leere Stroh]“ (*Dat annere Kaiserwaort*). – Die Belgier sind ein Volk, das Gott verlassen hat und deshalb auch von Gott verlassen wird: nur fünf Mütterchen und ein Dutzend Kinder sind Sonntags in der belgischen Kirche; doch da treten plötzlich 250 deutsche Soldaten treu zur Messe ins Gotteshaus ein, singen Stein und Bein, und am Ende kommen dem alten belgischen Priester ob solcher Gottesverehrung der Deutschen die Tränen (S. 33: *De Sunndagsmiß*). – Ein nahezu homoerotischer Ton klingt an in zwei Kriegsgedichten über junge Soldaten: Ein Siebzehnjähriger, Kind und Mann zugleich, lang und schlank wie eine Weidenrute, mit blanken Augen im Gesicht und schon Kriegsheld mit eisernem Kreuz, liegt dem Dichter ganz besonders am Herzen: „Dat du mi, o leiwe Daut, / Düssen nich bedröwst!“ (S. 34: *Siebbenteihn Jaahr*). Ein junger Leutnant trägt einen Säbel mit nie bleichendem Glanz und einen unverwelklichen Kranz um den Helm: „So junk du bis, du bis en Held, / Vull Maneskraft un Mot, / Du geihis vöran, un wenn et gellt, / Du giffs din raude Blot.“ (S. 55: *De Leutnant*)

Das falsche Lügen-England, das die deutsche Freundschaft ausgeschlagen hat, sich als Welt-ausbeuter an fremdem Schweiß fett saugt und mit Kugeln vom Teufel schießt, soll – „Här-guatt“ – gerechte Vergeltung erhalten (S. 35f: *England*). Plattdeutsch-westfälische Kriegerart ruft: „Män drup! Alloh!“ (S. 37: *Westfaolenart*). Eine pechschwarze Sündenflut voller teuflischer Feinde mit frechem Lügen-Übermut geht über die Welt (S. 39: *De Sündflot*). Esoterische Botschaften gibt es für die Trauernden des Krieges: Die Rosenkranz betende Mutter kann ihrem sterbenden Sohn auf dem Schlachtfeld über weite Entfernung hin das letzte Trostwort und einen leichten Tod schenken¹³² (S. 40f: *De leste Söcht*). – Parapsychologische bzw. telepathische Phänomene werden offenbar als Vergewisserung einer höheren, übersinnlichen Welt geschätzt. – Durch alles Blut des Kriegsgrauens geht heimlich ein Engel, der Lachen, Heilung und Wärme verbreitet (S. 42: *De Engel*). Da es nach den Glocken für Siege in Belgien nicht mehr so mühelos weitergeht, bereitet WIBBELT mit Durchhaltepropaganda die Menschen auf einen Sieg vor, der mit viel Blut und Tränen bezahlt werden muß (S. 45: *Et is kin Kinnerspiell!*). Ein neunjähriges belgisches Kind soll dem deutschen Soldaten ein Glas Wasser reichen, doch es schießt ihm durch die Hand: „Dautstiäcken moß ick nu dat Wicht – / Ick konn’t nich – ne – nu könn’k et vlicht [Totstechen mußte ich nun das Mädchen – / Ich konnte es nicht – nein – nun könnte ich es vielleicht]“ (S. 47: *Dat Wicht*). Der deutsche Soldat kümmert sich rührend um einen Jungen und ein kleines Mädchen aus einer französischen Familie, deren Mutter krank und deren Vater fort ist – ja, er teilt sogar sein Brot mit den Kindern (S. 49: *De Wiährmann*). Auch ein plattdeutsch variiertes „Ich hatte einen Kameraden“ gibt es in der Sammlung (S. 54: *Min Kameraod*). Für das legendäre deutsche Kriegsschiff „Emden“ hat WIBBELT eine Lobes- und Rachehymne geschrieben (S. 57: *De Emden*).

¹³¹ Vgl. dagegen etwas zurückhaltender: Wibbelt 1918b, S. 16.

¹³² Das „Thema“ dieses Gedichtes wird in Wibbelts plattdeutschen Kriegsroman ausführlich entfaltet (Wibbelt 1956, S. 132-141).

Auch der arme kleine Knecht, der als Waise schon früh sein eigenes Brot verdienen mußte, ganz unbedeutend ist und jetzt im Feld keine Liebesgaben von Angehörigen daheim erhält, setzt sein Leben in die Waagschale (S. 61: *Dat arme Knechtken*). Der Heldenmythos von „Unseren Besten“, die überall vorangehen und oft als Erste fallen, darf nicht fehlen (S. 62: *De Besten*). Der Tod der vielen treuen Deutschen in Belgien, Frankreich und Rußland ist nicht umsonst; mit dem Morgenrot bringt der Tod neues Leben (S. 63: *'t is nich ümsüß*). Die Freude über Sieg und Wiedersehen wird schon vorweggenommen (S. 64: *Wenn ji wierkummt!*). Das Gedicht *Tedeum* (S. 66-68) ist eine Hilferuf an Gott, weil die Menschen „es“ ohne ihn nicht erzwingen können: Genau besehen geht es jedoch nicht etwa um einen Schrei nach Frieden, sondern um eine Vorwegnahme der Siegesglocken und des Orgelspiels zur großen Dankandacht anlässlich des Sieges (der eigentliche Tedeums-Text, der nach der ersten Strophe folgt, enthält allerdings nur indirekte bzw. verschlüsselte Bezüge zum Kriegsthema¹³³).

Alle in der neuen Werkausgabe hinzugefügten Gedichte aus Einzelveröffentlichungen sind Propaganda (S. 69-72): Deutschland erringt einen Sieg nach dem andern, doch das ist den Feinden wohl noch nicht genug (*Is't noch nich nog?*). – Prof. Hans Taubken hat im Gespräch mit mir allerdings geltend gemacht, man könne diesen Text auch als kritische Frage an die Kriegsführenden in Deutschland auffassen. – Obwohl Rußland das große Volk hat und England das viele Geld, wird vor aller Welt das Wunder eines deutschen Sieges geschehen (*En Wunner*). Die endgültigen Siegesglocken werden läuten, auch wenn wir noch nicht wissen wann (*Et kümp*). Das alte Jahr 1915 wird ob Elend, Jammer und Leid zu Unrecht verachtet, denn es hat ja ebenso Kraft gegeben und sein Blut birgt >auch heilige Glut<, einen Lohn, den dann erst das Neue Jahr einheimsen wird (*Dat aolle Jaohr* [1915-1916]).¹³⁴

Ein zweiter Kreis von zwölf Gedichten aus der Sammlung „De graute Tied“, in denen – oft „unkommentiert“ – Kriegsangst, Sorge um die Soldaten und Trauer um die Toten ins Blickfeld rücken, darf wohl kaum als kriegskritisch bewertet werden. Zur staatsstreuen Kriegsseelsorge an der Heimatfront gehören eben auch die Vorbereitung auf große Leiden und die Begleitung der Trauer (bedrückende Stimmungsbilder könnten nur in einer Sammlung, die auch eine explizite politische Kritik und Anklage des Krieges enthält, subversive Wirkung entfalten). Mit der Erinnerung an einen Grabstein von 1870 greift WIBBELT zurück auf eine Zeit, in der die westfälischen Katholiken als Neupreußen oft wirklich noch antimilitaristisch dachten, sich in der Trauer um die Gefallenen nicht durch patriotische Phrasen zähmen ließen und die Botschaft „De Krieg is daut“ gerne für immer geglaubt hätten (S. 16f: *Unner 'n Liekensteen*).¹³⁵ Doch der Krieg war nicht tot; blitzartig ist er wieder da, frißt Menschen und Brot, bringt Not und Tränen: „Dat ganze Liäben is verstellt“ (S. 18: *De Blitz*). Mit der Eisenbahn rollt das „junge, frische Blut“ mit gutem Mut hinein in Not und Tod; der Zug rollt mit Getöse den Eltern über das Herz (S. 23: *De Isenbahn*). Papst Pius X., der sich im Übrigen sehr um modernistisch abweichende Katholiken und wenig um Angelegenheiten einer friedlichen Völkerwelt gekümmert hat, scheint bei WIBBELT von Gott durch einen gnädigen Tod von schweren Lasten befreit worden zu sein (S. 31: *Pius X.*). Sein Nachfolger Benedikt XV. trägt den richtigen Namen, den Segen ist bitter nötig: „Wu kummt de Völker wier tosammen“? (S. 32: *Benedikt XV.*). – Im Einklang mit fast dem ganzen deutschen Katholizismus wird WIBBELT die Botschaften dieses Friedenspapstes jedoch nie verstehen oder auch nur sachgerecht wiedergeben; dies bestätigt auch der Befund in seinem plattdeutschen Kriegsroman (s.u.). – Die schöne Septembersonne trägt, denn >hinten in dem unglückseligen Land< gibt es Mord und Brand: „Verännert is de ganze schöne Welt“ (S. 38: *Von wieden*). Große, fremde Vögel

¹³³ Nicht überprüft habe ich mögliche Bezüge des Textes zu Wibbels „Das große Tedeum“ aus seinem hochdeutschen Kriegswerk „Die große Volksmission Gottes“ von 1914.

¹³⁴ Vgl. ähnlich: Wibbelt 1956, S. 195.

¹³⁵ Im plattdeutschen Kriegsroman sagt ein Vater allerdings zu seinem Sohn: „Ick häff mi Siebbenzig dat iserne Krüüs hahlt, un dat moß du mi auk metbringen, Junge, süß sall di der Deibel hahlen.“ (Wibbelt 1956, S. 50)

am Himmel mit unbeweglichen Schwingen könnten kommen und Tod bringen (S. 44: *De frümnden Vügel*). Ihre Sorge um vier Söhne trägt eine Mutter jeden Morgen in die Kirche; da fallen zwei von ihnen kurz nacheinander: „Soll mi nu de leiwe Här / Wull de beiden annern laoten?“ (S. 46: *Moderhiätt*).¹³⁶ Über einen ihm persönlich bekannten Soldaten schreibt WIBBELT nach der Trauernachricht: „Ick kann mi gar nich denken, / Dat he nich wierkaim“ (S. 48: *Bi Fournes*)¹³⁷. Seit Wochen wartet eine Ehefrau vergeblich auf Post von ihrem Mann, der in Frankreich kämpft: „De Träönen sind mine bittre Kost“ (S. 51: *Ümmer no nich*). Die schwarze Frau, eine Todesbotin, geht Tag für Tag von Haus zu Haus, und wo sie anklopft, verschwindet das Lachen für lange Zeit: „Äs Guott et will!“ (S. 52: *De swatte Frau*). Ein kleines Mädchen¹³⁸, das den Vater so sehr vermißt, betet Tag für Tag, daß Gott vom Himmel her die weiße Taube mit einem Friedenszweig auf die Erde schickt, wie es ihm die Mutter verheißen hat; ein von dieser Haltung beeindruckter Erwachsener, vielleicht der Dichter selbst, verspricht dem Wicht mutig bzw. leichtfertig: „Dann kümp’t auk, kleine Mus!“ (S. 65: *Dat witte Düwken*).



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

In einer dritten Gruppe von nur sechs Gedichten kommt es nun aber in der Sammlung „De graute Tied“ doch zum Bruch mit dem üblichen Repertoire der Kriegspropaganda. Im Gedicht „Bedenk!“ (S. 43) erfolgt eine Mahnung wider die Entmenschlichung des Gegners; auch der

¹³⁶ Passend zu diesem Gedicht gibt es folgende Passage in Wibbelts Lebenserinnerungen: „Wenn ich in meinem Lindenschatten saß, hörte und fühlte ich die dumpfen Schläge der Geschütze, und sie machten mir das Herz schwer. Noch schwerer wurde mir das Herz, wenn ich bald zu dieser, bald zu jener bangenden Mutter gehen mußte, um ihr mitzuteilen, daß ihr Sohn gefallen sei. Einmal mußte ich zum dritten Male mit einer solchen Trauerbotschaft zu derselben Mutter; da schaute sie mich mit angstvollen Augen an und sagte: >Sollte mir Gott wohl den vierten, den letzten lassen<“ (zit. Wibbelt 1956, S. 683).

¹³⁷ Vgl. speziell zu diesem Text: Pilkmann-Pohl 1991.

¹³⁸ In der Kinderkriegspredigt der Zeit gibt es ein Beispiel dafür, daß man Mädchen oder Jungen vorhielt, durch ihre Eitelkeiten oder ihr Fluchen seien sie mitschuldig am Kriegstod (Missalla 1968, S. 53). Dergleichen hat Wibbelt – zumindest in seinen plattdeutschen Texten – nicht aufgegriffen. Das Gedicht „Dat witte Düwken“ zeugt von seinem Mitfühlen mit einem Kind, das sich in Trostphantasien flüchtet.

im Blut liegende Feind ist ein Menschenkind, hat eine Mutter, die um seinen Tod weint, und eine Braut, die drüben in England Tränen vergießt:

't is nich lutter Lumpenpack,
Wat us do de Tiänne wiß.
't is nich lutter Lumpenpack –
Un wenn't auk von England is.

Wat do ligg in Blot un Sweet,
Guott, et is en Menskenkind!
Un üm sinen Daut, well weet,
Of nich auk ne Moder grint.

Ächter't griese Meer, well weet,
Sitt verlaoten sine Brut.
O de Träönen brennt so heet!
Glück un Leiwe, alles is ut.

Im Text „*De Krieg äs Künink*“ (S. 50) verweigert sich der Dichter jeglicher Sinnproduktion zugunsten des Krieges: Der „König Krieg“ trägt eine Krone von Leichengebein, sein Thron ist ein Leichenstein, seine Zepter ist eine scharfe Eisenklinge, sein Purpurmantel besteht aus Blut und Feuer, sein Regiment kennt kein Recht, nur das Gesetz der Not, und sein einziger Knecht ist der Tod. – Das Gedicht „*Dat gröttste Elend*“ (S. 53) möchte man fast als wehrkraftzersetzend einstufen: tagelang bleibt ein Verwundeter halbtot liegen, wird nicht gefunden, kann sich nicht bewegen, ist den Fliegen, der Hitze und dem Durst völlig ausgeliefert; man darf es sich gar nicht vorstellen, sonst zerbricht einem das Herz. – An anderer Stelle wird ein Soldat bei einem nächtlichen Wachdienst an der Front Zeuge, wie in der Ferne tausende russische Soldaten unter unvorstellbaren Todesschreien in einem Mooregebiet untergehen und ertrinken: „Ick denk min Liäben an düsse Nacht“ (S. 58f: *De Russensump*).¹³⁹ Im Gedicht „*In'n Stacheldraht*“ (S. 60) geht es um zwei feindliche Soldaten, die sich bei einem Sturmangriff im Stacheldraht nahe am Schützengraben der Deutschen wie Fliegen im Spinnennetz verfangen haben: einer von ihnen hängt tot herab, der andere bewegt sich noch lange und schreit Tag und Nacht. Hier allerdings verdirbt ein entschuldigender Schlußkommentar den „subversiven“ Ansatz: „Wenn wi helpen wullen – o Guott! / Dann schüötten us iähre Kame-raoden daut.“ – Die „Totenwache“ eines Pferdes zwischen den feindlichen Schützengräben bietet ein Bild völliger Trost- und Sinnlosigkeit (S. 56: *Tüsken de Schützengriäbens*). Ein solches Gedicht könnte vielleicht auch in einer pazifistischen Mundartanthologie Aufnahme finden.

Die Schwerpunkte in WIBBELTS plattdeutscher Kriegsliteratur sind eindeutig. Es überwiegen die propagandistischen Titel (65 %) und Texte mit Leidens- und Trauerbeschreibungen, die der kriegerischen Sinnstiftung nicht notwendig entgegenstehen (23 %). Nur eine kleine Textgruppe (12 %) enthält Ansätze zu einer subversiven Anklage des Krieges. Wer mit Blick auf diese wenigen Gedichte dem Autor universelle Menschenfreundlichkeit auch unter den Bedingungen des Weltkrieges bescheinigen möchte, sollte die im nächsten Abschnitt vorgestellten Beiträge nicht verschweigen.

¹³⁹ Vgl. dagegen z.B. die Freude über viertausend tote Russen, von der Wagenfeld süffisant in einem Nebensatz berichtet (Wagenfeld 1917a, S. 24).

2. Die plattdeutschen Feldpostbriefe (1916/17)

Auf einen harmlosen frühen Mundartprosateext WIBBELTS zum Krieg aus der Heimatzeitschrift „Westmünsterland“ vom November 1914 sei vorab wenigstens kurz hingewiesen. Es handelt sich um die kleine Erzählung „*Well sall't iähr seggen?*“ (Wibbelt 1914). Der Bauernsohn Henrich Kleikamp ist im Krieg „gefallen“. Patriotischer Trost hilft da wenig: „De Bref was von Henrich sinen Hauptmann un was Luowes vull: Henrich wör sin besten Unneroffzeer west un wör fallen äs en Held – ach Guott, dat was alles gutt un schön, owwer he was daut.“ Niemand auf dem Hof bringt es über das Herz, der alten Großmutter die Nachricht vom Tod ihres Enkels, an dem sie mit ganzem Herzen hängt, zu übermitteln. Der Pastor soll dies übernehmen. Indessen weiß die fromme Beßmoder durch einen Blick in die Zeitung längst Bescheid. Die Verwicklungen werden nicht zum humoristischen Schwank ausgebaut, doch der konsultierte Pfarrer kann sich eines kurzen Schmunzels nicht ganz erwehren.

Nach viel zustimmender Resonanz auf einen plattdeutschen Soldatenbrief für die vom Jesuiten Hermann Ackermann herausgegebene Paderborner Zeitschrift „Am Lagerfeuer“ vom April 1915 hat WIBBELT ab Ende 1915 insgesamt 21 plattdeutsche Feldpostbriefe verfaßt, die der Warendorfer Verleger Leopold nach Einzeldrucken auch in zwei Sammelbänden unter dem Titel „Kriegs-Braut“ (1916/17) – Kriegsbrot – noch einmal veröffentlicht hat.¹⁴⁰ Das Konzept: vorwiegend humorvoll-unterhaltsam und nicht konfessionsgebunden sollen die Briefe sein.

Schon der „Lagerfeuer“-Brief (Wibbelt 2000, S. 77-79) von 1915 fordert die westfälischen Soldaten auf, draufzuhauen, so daß die Späne nur so fliegen und die Feinde das völlig schuldlose Deutschland für ewige Zeiten in Ruhe lassen. Das „gründliche Verdreschen“ besonders der Engländer steht mit der Bewahrung eines „christlichen Herzens“ ganz im Einklang. WIBBELT will seine kleinen Erstkommunionkinder auffordern, ihre heilige Kommunion den Soldaten „aufzuopfern“, und deutet – offenbar ist er da Fachmann – ein baldiges Kriegsende an. Im Übrigen: Keiner soll Plattdeutsch mit Englisch in Verbindung bringen, das wäre beleidigend (vgl. ebenfalls S. 83: „Hillig is auk use Moderspraok“).



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

¹⁴⁰ Vgl. die Ausführungen von Hans Taubken in: Wibbelt 2010, S. 7-12. Wibbelts erster plattdeutscher Feldpostbrief ist vermutlich Ende Dezember 1915 erschienen. Wagenfelds zuerst in der Warendorfer „Heimatglocke“ – beim gleichen Verleger – abgedruckte Feldbriefe in münsterländischer Mundart haben spätestens mit dem 5.12.1915 eingesetzt (Findliste Nachlaß Wagenfeld 2011*).

Im ersten Feldpostbrief (S. 84-86) vermittelt der Autor Siegeszuversicht, denn es kämpfen ja plattdeutsche Westfalen beinahe in der ganzen Welt. Damit das Heimweh nicht gar zu groß wird, sollen „Graute Bauhnen met Speck“ als Thema ausgespart bleiben.

In Nummer 2 (S. 87-89) erzählt WIBBELT auf peinliche Weise von Kriegskrüppeln, die vernügt sind und schließlich beim Einsatz ihres Lebens ja auch „bloß en Been“ verloren haben. Getadelt werden Wirtshausdiskutanten, die ihre Religion bewahrt wissen wollen und – zu WIBBELTS Ärger – gar auf das Gebot der Feindesliebe hinweisen.¹⁴¹ Langes Nachsinnen nach Art von christlichen Pazifisten nützt nichts. Man braucht die Feinde – zumal das einfache fremde Volk – nicht zu hassen, aber man soll eben tüchtig draufschlagen. Wenn der Gegner allerdings verwundet ist oder sich ergibt, muß man ihn als Menschen oder gar als „armen Kameraden“ behandeln.¹⁴²

Diese zusammengebastelte „christliche“ Kriegsethik wird, wie in Nummer 3 vom Autor mitgeteilt, von einem sauerländischen¹⁴³ Soldaten offenbar als noch zu zahm empfunden (ganz ohne „Vernien“ – Gift – kann man den Krieg nicht bestehen). In dieser Ausgabe geht es um vier Anklagen (S. 90-93): 1. Die abscheulichen Lügen der Feinde, die Deutschland in der ganzen Welt schlecht machen wollen (diese Lügen werden aber zerbersten wie das Vieh, das sich überfressen hat). 2. Der Kriegseinsatz der „Willen Völker ut Afrika un Asien“ – >Schwarze, Braune, vielleicht auch Schwarzbunte und Schwarz-Weiß-Karrierte< – auf Seiten der Feinde. Seine rassistischen Ausführungen bemäntelt der Autor mit einem angeblichen Schutz des schönen Werks der christlichen Missionare, das hier kaputt gemacht werde.¹⁴⁴ 3. Der teuflische Plan der Engländer, die Deutschen über Seeblockaden aushungern zu lassen. 4. Das Schiebergeschäft der profitgierigen Kriegsgewinnler im eigenen Volk, denen man ins Gesicht spucken sollte (aber: >in jedem schönen Garten gibt es auch Raupen<). Die Bauern, die sich vielleicht einige kleine Sünden zuschulden kommen lassen, sind jedoch nicht verantwortlich für dieses große Verbrechen.¹⁴⁵

In Nummer 4 (S. 95-96) warnt der Dichter – unter Berufung auf den >alten Schulten-Anton< – vor einem vorzeitigen Ende des Krieges. Erst müssen die Feinde dauerhaft niedergeworfen sein, sonst nützt der schönste Sieg nichts. Der Krieg kann also noch etwas dauern; die Soldaten sollen – für Frau, Kinder, Vater und Mutter – Heimweh, Langeweile und Überdruß als >ganze Kerle< aushalten. Mit einer Frau daheim hat man im Feld mehr Mut, Jösken Bauhnenkamp hat sogar vor seiner Einberufung noch schnell im Handumdrehen geheiratet. Alle müssen das Leidenskreuz tragen, solange wie es eben Gottes Wille ist. Doch das „Huskrüs“, das Hauskreuz mit dem Regiment der Frau, erscheint dem Dichter als das schwerste Leidenskreuz von allen!

In der Folgenummer 5 (S. 97-99) sieht WIBBELT sich genötigt, auf eingesandte Protestbriefe von Frauen einzugehen (durchweg aus der Stadt, nicht vom Lande, wo die gottwohlgefällige Verteilung der Geschlechterrollen noch intakt zu sein scheint). Seine frauenfeindlichen Anmerkungen zum „Hauskreuz“ rückt er nun zurecht durch ein Lob des tapferen Frauleutevolkes in Deutschland, das Männerarbeit übernimmt, Feldpakete schickt, Verwundete pflegt

¹⁴¹ Da sagt einer: „Et is en Düwelskraom, man kümp tolest met sine Reljon utenanner. Wi häfft doch alle lährt, dat man kinen Mensken hassen draff, sogar de Fiende nich.“ (Wibbelt 2010, S. 87)

¹⁴² Dies entspricht in etwa den Weisungen von General Hindenburg nach der deutsch-russischen Schlacht von Tannenberg (vgl. Aly 2011, S. 154).

¹⁴³ Im Kontext dieser Zuschrift gibt es ein sehr freundliches Urteil über Sauerländer: „De Suerlänners sind famose Käls, se häfft en klüftigen Kopp un könnt iähr Waort maken. Wi Mönsterlänners sind von Hus ut en lück stief un unbehöplick von dat Klutenpatken, de Suerlänners sind swank un krebzenig von dat Klaien in de Biärge; un se häfft en schön Land, besonnens schön to’t Bekieken.“ (Wibbelt 2010, S. 90)

¹⁴⁴ Man könnte hier freilich auch anmerken, daß die leibhaftige Begegnung mit der „abendländisch-christlich-europäischen Zivilisation“ bei den „missionierten Afrikanern“ vielleicht genauso abträglich für die Glaubwürdigkeit des Christentums ist wie die gängige kolonialistische Gewaltpraxis der „christlichen Europäer“ auf dem afrikanischen Kontinent.

¹⁴⁵ Etwas kritischer behandelt wird die Rolle der Bauern im Kriegsroman, z.B.: Wibbelt 1918b, S. 250, 253f.

und in der Kirche betet. Tadel erhalten jedoch jene Frauen, die selbst in Kriegszeiten durch unschickliche Kleidermode für Skandale sorgen und sich – vor allem in den Städten – in närrischen Kostümen lächerlich machen.¹⁴⁶



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Bilder vom Schützengraben vermittelt WIBBELT in Nummer 6 (S. 100-102). Er freut sich darüber, daß die Soldaten wacker draufschlagen, wenn's drauf ankommt, und auch das Beten nicht vergessen. Doch am meisten hat er Spaß daran, daß die Krieger sich in ihren Frontlöchern mit Reinlichkeit, Bildern, Zierrat, Inschriften und sogar Blumen so häuslich einrichten. Denn: >Es ist so recht deutsch, wenn man überall [...] auf Ordnung und Ordentlichkeit sieht. Gerade das hat uns Deutsche so weit gebracht in der Welt und macht uns stark auch im Krieg.< Ein richtiger Kerl läßt sich nicht unterkriegen und übt sich in positivem Denken: >Es könnte noch schlimmer sein und soll wohl wieder besser werden.< An sich ist der heimattreue Deutsche mehr für die Gemütlichkeit und nimmt lieber den Pflug als den Säbel in seine Hand. Gerade deshalb aber dreschen die >westfälischen Eichen< mit aller Macht dazwischen, damit der Krieg ein baldiges Ende findet: >Laßt euch nicht unterkriegen. [...] Wer den längsten Atem hat, gewinnt!<

In Nummer 7 (S. 103-105) wird die unbändige Osterfreude eines Sieges über die Feinde in Gedanken vorweggenommen. Aber noch ist Karwoche. Während sonst aus Eiern junges Leben kommt, bringen die >eisernen Ostereier< des Krieges Tod. Die Heimat tut durch eifrige Kriegsaneihen ihr Bestes, aber da gibt es auch die Geizigen. Mit diesen sollte man verfahren wie mit jenem „Itzig“, der unter die Räuber fiel, sein Goldstück aus der Westentasche verschluckte und dann vom Räuberhauptmann mittels eines Brechmittels seinen Schatz

¹⁴⁶ Die Klage gegen „Ausschreitungen der weiblichen Kleidertracht“ („eng anschließend“, den „französischen Koketten nachgeöffit“ und entsprechend von Unsittlichkeit zeugend) war Bestandteil der katholischen Kriegspredigt und wurde auch von den Bischöfen, zuvorderst von Michael von Faulhaber betrieben (Missalla 1968, S. 55, 75-77). Die kriegsbedingten Sorgen des männlichen Klerikerbundes waren also wirklich sehr umfassend.

doch abgenommen bekam. – Im Einklang mit rechten Kriegstreibern der Zeit wird hier also eine jüdenfeindliche „Anekdote“ erzählt.¹⁴⁷ – Einen eingesandten Vorschlag, alle Frauen feldgrau einzukleiden, hält WIBBELT nicht für praktikabel. Wie die Männer sonst als kleine Freuden ihr Bier und ihren Tabak haben, sollen die Frauen ruhig etwas bunten Stoff und ihre Tasse Kaffee behalten. Mit Blick auf starke Kriegsfrauen erinnert WIBBELT sogar daran, daß die Frauen die Apostel hinsichtlich der Treue am Kreuz übertroffen und dann die ersten Osterzeugen waren.

Auf entsprechende Zuschriften hin lehnt der Dichter es in Nummer 8 (S. 106-108) ab, sich als Heiratsvermittler zu betätigen. Das Freien bekommen die meisten wohl ohne fremde Hilfe hin. Aber Heiratsratschläge werden erteilt, denn wenn man einmal falsch verehelicht ist, kann man die eigene Frau ja schlecht aufhängen. Man soll auf der Suche nicht nach dem Geld bzw. der Mitgift gucken, aber die Braut muß ein gutes Mädchen, körperlich gesund [!], verständig bei der Hausarbeit und in der Küche, zum Gemüt des Mannes passend, aufmunternd wie ein Lachtäubchen, beharrlich und sparsam – jedoch nicht geizig – sein. Solche Mädchen findet man allerdings nicht auf Tanzveranstaltungen, bei der Kirmeß oder im Kino, sondern sonntags in der Kirche.

In Nummer 9 (S. 109-111) lobt WIBBELT, daß der Krieg die in Eigenart, Sprache und Tradition so verschiedenen deutschen Volksstämme nahe zusammenbringt (Deutschland zeichnet sich gerade durch diese Vielfalt aus und steht wie ein Steinblock zusammen). Etwas will er aber doch sticheln: Die Rheinländer können besser tanzen als die Westfalen, aber das ist eine brotlose Kunst. Die Westfalen sollen auf ihre >natürlich angeborenen Sprache< [!], ihr ernsthafteres Wesen und die Reichtümer ihrer Landschaft etwas halten und dabei die anderen Stämme achten: „Westfaolen sall liäben! / Ganz Dütskland doniäben.“

In Nummer 10 (S. 112-114) soll vom Teufel die Rede sein, zunächst humoristisch (ein münsterländischer Bauer begegnet dem schwarzen Diener eines Grafen und hält den Mohren für den Teufel). Aber der Teufel spielt ein großes Spiel in der ganzen Weltgeschichte. Er sitzt allerdings nicht unten im Schützengraben (daß dort die Menschen sich gegenseitig das Blut abzapfen, ist zwar irgendwie höllisch, läßt sich aber nun einmal nicht ändern). Er sitzt vielmehr oben auf weichen Regierungssesseln und sorgt dafür, daß der Satan England seiner Art gemäß arme Völker wie Serbien oder Belgien für seinen eigenen Vorteil verführt und mißbraucht. Ein richtiger Deutscher hat auch vor dem Teufel keine Angst, ob dieser in Paris, Italien, Freimaurerlogen oder Rußland seinen Stuhl stehen hat. Er widersteht standfest, wie es Albrecht Dürers Bild „Ritter, Tod und Teufel“ zeigt. Der Dichter will aber nicht gesagt haben, alle Menschen in den feindlichen Völkern wären Teufel, denn jeder Mensch trägt einen Teufel und einen Engel in seiner Brust.

In Nummer 11 (S. 115-117) machen wir Bekanntschaft mit Groffkamps Moder, die den Krieg für eine Sache der Preußen hält, von der Zugehörigkeit zu einem Gebilde mit Namen „Deutschland“ nicht viel weiß, sich vom Eisernen Kreuz ihres Sohnes nicht sonderlich beeindruckt läßt, der eigenen Familie einen >Heldentod für das Vaterland< gerne ersparen möchte und sich noch ganz französisch mit „Adjüs“ verabschiedet.¹⁴⁸ Kurzum: WIBBELT führt die noch nicht militarisierte alte Mentalität des katholischen Westfalen als Gegenstand der Belustigung vor. Aber dann findet er doch einige freundliche Worte für Moder Groffkamps Blicke auf die >kleinen Dinge des Lebens< – wie z.B. Flöhe bei den Soldaten: „Hurrah is kin däglick Braut.“ Die allgemeine Kriegsbegeisterung hat offenkundig sehr nachgelassen. Die Männer an der Front sollen sich wacker halten ...

¹⁴⁷ Vgl. dazu weiter unten die Ausführungen zu jüdenfeindlichen Klischees bei der Darstellung von Gestalten in Wibelts Kriegsroman, die sich der materiellen und ideellen Unterstützung der vaterländischen Kriegsanstrengungen verweigern.

¹⁴⁸ Als Zeugniss zum sehr ernst gemeinten „Krieg gegen das Fremdwort“ auch im Münsterland vgl. Francke 1914.

Nach seinen früheren Brautschau-Ratschlägen für die jungen Soldaten will WIBBELT in Nummer 12 (S. 118-121) auch den schon verheirateten Ehemännern einen eigenen Feldpostbrief widmen. Der Autor stellt den eigenen Standpunkt, der zugleich auch der Heiligen Schrift entspreche, unmißverständlich klar: Der Mann muß das Hausregiment haben, ist das das Haupt der Familie und soll über die Frau Herr sein. Doch mit diesem Regierungsauftrag sind auch Pflichten der Fürsorge verbunden. Mit einem freundlichen Wort kann man oft mehr erreichen in der Familie als mit Poltern. Man soll den Frauen, die übrigens nicht klüger, sondern nur schlauer als die Männer sind, in kleinen Dingen ihren Willen lassen und dann im Großen alles bestimmen. Die Ehemänner sollen aber nicht ständig ausgehen, wenn die Frauen bis in die Nacht hinein noch Strümpfe stopfen. Die Frauen sollen in ihrem Küchenreich ungehindert walten und, wo ein Mann zu schwach ist, notgedrungen ruhig auch mal die Hosen anziehen. Dieser Feldpostbrief ist reich an frauenfeindlichen Mundartziten. Er zeigt, daß kriegsbedingte Veränderungen im Verständnis der Geschlechterrollen ein Thema sind.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Nummer 13 (S. 122-124) ist ein Brief über Sterben und Tod, ein besonders peinlicher Brief: Wir alle sind nur Staub und Asche und tun gut daran, es zu bedenken. WIBBELT lobt die Frontsoldaten, weil sie ihre Kameraden so anständig und mit einem Kreuz auf dem Grab beerdigen. Er will wissen, daß die Soldaten anfangs von dem vielen Sterben ganz angegriffen sind, dann aber mit der Zeit – ähnlich wie Seelsorger, Ärzte oder Totengräber – das >richtige Maß< im Umgang mit dem Tod finden. Wie verschieden sich die Menschen auf den Tod vorbereiten, davon weiß er aus der eigenen Seelsorgepraxis einige Beispiele anzubringen. Seine Trost Worte an die Soldaten, die alles ertragen wollen, wenn sie nur wieder heimkehren können, lassen sich etwa so zusammenfassen: >Warum solltet, da doch die meisten überleben, gerade Ihr bei den Gefallenen sein? Schmeiß deine Sorge darum auf den lieben Herrgott! Bedenke, daß früher oder später für jeden einmal die Stunde des Abschieds kommt! Falls Ihr fallt, seid gewiß, daß wir in Deutschland für eure Familie mitsorgen!<

Nummer 14 (S. 125-128) ist der vaterlosen Kriegszeit bzw. den Kindern daheim gewidmet. Die nunmehr wieder eingesetzten alten Lehrer sorgen schon für die richtige Zucht. Anders als

auf dem Lande gibt es in den Städten aber doch die Gefahr einer Verwilderung der Kinder. Die Väter im Krieg jammern zudem nach ihren Kleinen. WIBBELT schreibt das nicht, um den Soldaten das Herz schwer zu machen, sondern um sie daran zu erinnern, wie reich sie doch sind mit ihrem Nachwuchs. Im Krieg gibt es Gelegenheit, diesen Reichtum auch bewußt zu erfassen, und außerdem leuchtet ja ein heller Stern der Hoffnung auf das Wiedersehen. Die Väter müssen Kinder innerlich stärken, das ist wichtiger als das Geld. Wer sonst die Kindererziehung den – vielfach zu gutmütigen – Frauen allein überlassen hat, kann für die Zeit nach dem Krieg andere Vorsätze fassen. Im Übrigen: Für die wackeren Soldaten, die noch unverheiratet und ohne Kinder sind, wartet als Lohn des Kriegsdienstes eine wackere Braut.

In Nummer 15 (S. 129-131) geht es um die „Nerven“: die Nervenankfälle der alten Jungfern, das nervöse „Pastörken von Holldrup“ und um den Ernstfall. Doch die Westfalen haben eben starke Nerven, und deshalb verläßt sich WIBBELT auf >seine Soldaten<. Im Krieg – bei Dauerbeschuß und langen Schützengrabeneinsätzen – kann aber der stärkste Mann es mit den Nerven zu tun bekommen. Auch der westfälische Soldat, der nicht besonders anfällig ist für die *nervöse* Variante, kann da von der *Melancholie* befallen werden. Folgende Rezepte verordnet WIBBELT als Seelsorger: 1. Festes Vertrauen auf Gott, der ja alles und jedes bestimmt, ganz gleich was die Feinde im Schilde führen. 2. Ein fest entschlossener Wille, wie er besonders den westfälischen Dickköpfen entspricht. 3. Der Einsatz eines zum Eulenspiegel tauglichen Kameraden in der Kompanie, denn solche aufmunternden Gestalten sind mit Gold nicht zu bezahlen und sollten einen eigenen Orden bekommen (>nichts ist besser für die Nerven als Humor<). – Zum Schluß berichtet der Dichter von einem humorlosen und verbitterten Soldaten, der in einer anonymen Zuschrift zu den Feldpostbriefen anmerkt, „dat Papier wör viell to düer för sück dumm Tüg“ (das Papier wäre viel zu teuer für solch dummes Zeug). WIBBELT rechtfertigt sich und ist spürbar beleidigt: >Ich will euch doch nur ein bißchen aufmuntern [...]. Wenn euch das nicht gefällt, kann dieser Brief meinetwegen der letzte sein.<

Durch andere Zuschriften sieht sich der Autor in Nummer 16 (S. 132-135) dagegen ermutigt, weiterhin „dumm Tüg“ zu schreiben. Es zähle zu den geistlichen Werken der Barmherzigkeit, andere zum Lachen zu bringen (WIBBELT will aber [trotz Psalm 2,4] als Dogmatiker wissen: Gott selbst habe das Lachen nicht nötig, während der Teufel nicht lachen könne). Der in Ausgabe 15 zitierte Kritiker könne ja ernstere Sachen lesen, die er selbst, der Dichter, außerdem auch zu bieten habe. Nun geht es um eine Zugfahrt des Dichters, mit dankbarem Nachsinnen über die Soldaten, die den Feind außer Landes halten, mit einem Nickerchen, Träumen von Schweinemast, Mettwurst und Sauerkraut und schließlich mit dem Zusammenstoß mit einer alten „Juffer“ im Abteil. Die Reise nutzt der Bauerpastor, der sonst von seinem jetzt >im Felde stehenden< Küster die Haare geschnitten bekommt und nicht >wie ein Russe< herumlaufen möchte, auch zum Besuch beim Friseur. Der Haarschneider scheint ein christlicher Philosoph zu sein und stellt sehr kritische Fragen zum Krieg: „Wu is dat müglik – so’n Krieg! Wi häfft doch alltomol so ungeheier viell Kultur! [Wie ist so ein Krieg noch möglich – wir haben doch allzumal so ungeheuer viel Kultur!]“¹⁴⁹ >Na<, meint WIBBELT, >vielleicht gibt es zu viel Kultur und zu wenig Religion<. Der Haarschneider wirft aber ein, daß sich so ein grausamer Krieg gar nicht mit der Religion verträgt („Nao mine Meinunk verdrägg sick de Krieg un erst rächt so’n grusamen Krieg üöwerhaupt nich met de Reljon“) und weist sogar auf die Bergpredigt hin. Jetzt kommt unser „Bauernpastor“ WIBBELT aber in Fahrt: Wir sollen geduldig, nicht aufbrausend sein – das schon. Aber der biblische Rat zum Hinhalten der anderen Backe sei keineswegs wörtlich zu verstehen, denn sonst „hädde de leiwe Här dat auk söwst daohen, äs he vör Gericht stonn und de fräche Juden-Polzei em up de Backe slog [... denn sonst hätte der liebe Herr Jesus das auch selbst getan, als er vor Gericht stand und die freche *Juden-Polizei* ihm auf die Backe schlug]“. – Erneut also kommt ein antisemitischer

¹⁴⁹ Der Sache nach folgt der Friseur der Einschätzung von Papst Benedikt XV., der den Krieg als „Selbstmord des zivilisierten Europa“ bezeichnet hat.

Anklang ins Spiel. – Wer für seine Hausgenossen – Frau, Kinder, Land und Volk – angesichts der Feinde nicht – militärisch – Sorge tragen will, der sei kein Christ, ja nicht einmal wert, daß ihn die Sonne bescheint. Trotz dieser ganz kostenlosen Predigt und Christenlehre im Friseurstuhl muß der Dichter seinen Haarschnitt – offenbar wider Erwarten [!] – doch bezahlen (mit 50 Pfennig): „De Mann verstonn sick nich bloß up deipe Gedanken, he verstonn sick auk up’t Geschäft.“ Obendrein hat der Dichter noch wider Willen duftendes Haarwasser verpaßt bekommen, und solche Hoffart schickt sich doch wirklich nicht für einen Geistlichen.

In Nummer 17 (S. 136-139) kommt noch einmal die aus Ausgabe 11 schon bekannte Moder Groffkamp zu Wort. Sie stört den Dichter beim Mittagsschlaf und berichtet, daß ihr Sohn, nach Gefangennahme eines ganzen Bataillons Russen nun auch das Eiserne Kreuz erster Klasse bekommen habe. Er werde immer größtenwahnsinniger und wolle sogar das Fliegen lernen. Wie solle sie ihn da, angesichts des Flugvermögens, Sonntags noch vor dem Wirtshausgang zurückhalten können. Außerdem bringe er womöglich ein >schwarzbuntes Fraumensch< mit nach Hause, denn in seinen Briefen schreibe er von einer „Konstanza“ [rumänische Stadt] und von einer „Do-brudscha“ [bulgarische Region].

In Nummer 18 (S. 140-143) lehnt WIBBELT es ab, bei allen möglichen Anfragen (Umgang mit Schulden, Haushälterinnen oder englischer Kriegsstrategie) wie ein allwissender Professor Antwort zu geben. Auf das ihm angetragene Thema der oft in schlechtem Ruf stehenden Schwiegermütter will er aber mit Lebensratschlägen reagieren: 1. Die Schwiegermütter sind die Großmütter der eigenen Kinder, und die Oma hat man als Kind selbst doch auch lieb gehabt. 2. Dem Vater steht zwar der Stock des Erziehers zu, doch die Oma darf die Rolle der Gutheit beanspruchen. 3. Früher gab es die kluge Einrichtung der „Leibzucht“ (Altenteil eines Bauernhofes). 4. Oft sind die ungeduldigen jungen Frauen Schuld an Konflikten, die im Haushalt sofort alles umschmeißen und viel zu viele >neue Moden< einführen wollen. 5. Etwas Aufmerksamkeit für die Schwiegermutter bewirkt oft schon Wunder. 6. Wenn außerdem manche alten Leute auch wirklich brummig sind, so kann man doch das Brummen einfach überhören und daran denken, wie man das Brummen der Alten nach ihrem Tod vermissen wird. – Und schließlich: „Wenn Ji giegegen de Fiende fast staoht äs ne Mür, dann is dat auk för de Aollen“! Über die hier munter drauf los geplauderten Ratschläge des Familientherapeuten WIBBELT kann man nur staunen.

In der Einleitung zu Nummer 19 (S. 144-147) erzählt WIBBELT, daß nun in seiner 500-Seelen-Gemeinde schon das vierte Eiserne Kreuz zu vermelden ist und alle stolz sind. Die deutschen Soldaten seien nun einmal so wacker, auch wenn die Ausländer sich abschätzig über die vielen Ordensverleihungen auslassen. Mag auch mal einer zu Unrecht geehrt werden, so gibt es doch manchen, der die Auszeichnung gleich doppelt verdient hätte. – Kernstück der Ausgabe ist die >wahre Geschichte< über die Hühner von Schulten-Moder. Seitdem einer von ihren Söhnen gefallen ist, will der Gatte ihr Gemüt etwas aufhellen. Deshalb legt er heimlich immer gekaufte Eier in die Hühnernerster hinzu. Schulten-Moder, deren ganzer Stolz der Hühnerstall ist, kann die Tüchtigkeit ihrer Hennen gar nicht genug loben. Aus diesem rührenden Stück, das noch einige komische Verwicklungen aufweist, zieht der Dichter folgende Moral: >Wir müssen einander in schwerer Zeit gegenseitig Wohltaten erweisen und aufmuntern, denn die anderen Völker gönnen uns ja keine Freude. Die Welt soll sich noch wundern, was das deutsche Volk aushalten kann!<

Nummer 20 (S. 148-151) beginnt mit der abgedroschenen Floskel, es helfe alles nichts, man müsse durchhalten. Der Kaiser habe es zwar gut gemeint, >aber was ist zu machen, wenn die anderen nicht wollen<. Schuld am langen Krieg tragen die Engländer, die alle andern Feinde an der Leine führen. So hat es Mester Hiärmen allerdings schon länger kommen sehen. Der Mester ist ein großer Erfinder¹⁵⁰ und hat – der Theorie nach – drei brennende Zeitfragen gelöst: 1. Die Energiefrage wird durch Elektrizitätsgewinnung aus dem Meer gelöst. 2. Die

¹⁵⁰ Die Gestalt des „Erfinders“ Mester Hiärmken taucht dann auch in Wibelts Kriegsroman auf (z.B. Wibel 1918b, S. 252).

Ernährungsfrage wird durch die direkte Gewinnung von Nährstoffen aus der Erde gelöst, eine Aufgabe für die Fach-Chemiker. 3. England wird durch große Wurfmaschinen besiegt, mit denen Soldaten und Waffen auf die britische Insel gelangen. – Ob die Leser im Schützengraben diesen eigensinnigen Humor wohl wirklich nachvollziehen konnten?

In der letzten, hochpolitischen Nummer 21 (S. 152-155) geht es um Kriegszielpolitik und Friedensbedingungen. Mester Hiärmken hat nämlich einen Brief aufgesetzt an den US-amerikanischen Präsidenten Wilson, der sich als „Mester un Magister för de ganze Welt“ aufspielt und angeblich gerne ein Ende des Krieges hätte. Die entsprechende Note soll folgende Friedensbedingungen enthalten: 1. Wilson muß sofort aufhören, den Feinden Deutschlands Kanonen zu verkaufen. 2. Deutschland muß seine Kolonien wieder haben und auch einige Stücke von Belgien und Frankreich bekommen. Für Spanien, Österreich, Ägypten und die Türkei sind ebenfalls Gebietsgewinne vorgesehen. 3. US-Amerika muß den Krieg bezahlen, weil es mit seinen Rüstungslieferungen den Tod deutscher Soldaten ermöglicht und Blutprofite eingefahren hat. Derweil soll England, das die eigentliche Kriegsschuld trägt, seine Knechte – wenigstens Frankreich und Italien – ausbezahlen, damit diese nicht völlig ruiniert werden. WIBBELT ist sich nicht sicher, ob er diese „Note“ wirklich mit dem Kirchensiegel versehen und abschicken soll. Er fragt die Soldaten nach ihrer Meinung. – Danach ist es zu keiner Ausgabe der plattdeutschen Feldpostbriefe mehr gekommen.

3. Der plattdeutsche Kriegsroman „Ut de feldgraoe Tied“ (1918)

1918 erscheinen bei Fredebeul & Koenen in Essen die beiden Teile von WIBBELTS plattdeutschem Kriegsroman „*Ut de feldgraoe Tied*“ in festem Einband.¹⁵¹ Dieser Roman ist das letzte große plattdeutsche Erzählwerk des Autors. Die Erstausgabe von 1918, deren Drucklegung man mit Blick auf die kriegsbedingte Papierknappheit wohl kaum als Selbstverständlichkeit ansehen kann, enthält keine Erläuterungen bzw. Worterklärungen. Schon 1925 bringt der Verlag Fredebeul & Koenen eine Neuauflage, wiederum in zwei Bänden, heraus (es gibt also auf Seiten des Lesepublikums zweifellos Interesse an dem Werk). Danach wird der Roman „*Ut de feldgraoe Tied*“ erst wieder 1956 aufgenommen in Band V der von Pater Josef Tembrink besorgten „Gesammelten Werke“ WIBBELTS (Wibbelt 1956):

Jos. Tembrink hat als Herausgeber bei dieser Gelegenheit jedoch stillschweigend sechs Kapitel des Kriegsromans ganz fortgelassen.¹⁵² Folgende Kapitel fehlen aus dem ersten Teil: „*XXIII. Auk en isern Krüs*“ (Wibbelt 1918a, S. 225-236), worin zwei Jugendliche, Thero Surinks und Stoffer Smachten, sich einen großen Spaß daraus machen, die Verleihung einer Sonderausgabe des „Eisernen Kreuzes“ an den Dorfmusikus Theröken Sprink, der sich musikalisch um das Vaterland sehr verdient macht, zu inszenieren; „*XXIV. De Slacht inn Hollbrook*“ (ebd., S. 236-246) über ein nächtliches Gefecht der männlichen Dorfjugend von Bisterlah und von Holldrup, in welches auch die Kapläne der beiden „verfeindeten“ Ortschaften hineingezogen werden. – Vier Kapitel sind aus dem zweiten Teil herausgestrichen worden: „*I. Paosk-Füer*“ (Wibbelt 1918b, S. 1-14) über zwei konkurrierende Osterfeuer [mit einer sehr ernsten Einleitung zum Krieg im Licht des Karfreitags]; „*II. De beiden Finken*“ (ebd., S. 14-28) über den alten Fink, einen glühenden Ver-

¹⁵¹ Beide Teilbände des Romans weisen im mir vorliegenden Druck der Erstausgabe eindeutig die Jahreszahl 1918 auf. Allerdings meint Siegbert Pohl, der erste Teil sei schon 1917 erschienen, der zweite Teil dann im letzten Kriegsjahr 1918 (Pohl 1962*, S. 33).

¹⁵² Auf diesen Sachverhalt hat mich Dr. Werner Beckmann aufmerksam gemacht; die Kapitelstreichungen gehen nicht auf die Ausgabe von 1925 zurück (kontrolliert von Prof. Hans Taubken). Bei Tembrink entfallen im *Inhaltsverzeichnis* die Ziffern, die den Kapiteln in der Erstausgabe auch dort vorangestellt sind. – Leider habe ich für meine Romanauszüge und entsprechend für fast alle nachfolgenden Quellenangaben zunächst Tembrinks Ausgabe von 1956 zugrundegelegt – und dann erst nachträglich die Erstausgabe zur Hand genommen.

ehrer der Hohenzollern und des Generals Hindenburg, und seinen auf Heimaturlaub weilenden Sohn, der von Dörken Smachten als Freier nur eine vertröstende Antwort erhält; „X. *De Slacht bi Hahnemanns*“ (ebd., S. 116-129) über eine vom Kaplan organisierte Werbeveranstaltung für Kriegsanleihen¹⁵³, die in Hahnemanns Saal in eine handgreifliche Schlacht zwischen Patrioten und treulosen Kriegsskeptikern mündet – wobei die „Ketzer“ einen Verlust der in Kriegsanleihen angelegten Gelder prophezeien; „XXI. *Pastoral-Konferenz*“ (ebd., 250-261) über einige unrühmliche Praktiken in der bäuerlichen Welt [minderwertige Getreideablieferungen; Wucherpreise; illegales Schlachten], das Stadt-Land-Gefälle bei der Ernährungslage und einen Konferenzvortrag für die Geistlichkeit über „Die Unterbringung von Industriekindern auf dem Lande“. – Bei all diesen Streichungen sind überwiegend „humoristische Passagen“¹⁵⁴ betroffen, und es läßt sich kein eindeutiges ideologisches Zensurkonzept erkennen (vielleicht gehen die Kürzungen sogar auf Vorschläge des Dichters selbst zurück¹⁵⁵). Es entfallen aufgrund des Rotstifteinsatzes z.B. gleichermaßen kritische Gedanken zum modernen Krieg (Wibbelt 1918b, S. 1f), der rückblickend nicht sehr vorteilhafte Hinweis auf eine Aufforderung der deutschen Bischöfe an alle Kirchenvorstände, mit ihrem flüssigen Vermögen Kriegsanleihen zu zeichnen (ebd., S. 122), und Mitteilungen über unehrliche Bauern (ebd., S. 250-254). Gleich zu Beginn des zweiten Bandes kommt es aufgrund der Streichungen auch zu einer abgeänderten „Überleitung“. Ob J. Tembrink, der über seine Eingriffe keine Rechenschaft ablegt und dessen Edition nach einer solchen Vorgehensweise für die Literaturwissenschaft wohl als maßgebliche Quelle nicht mehr in Frage kommt, auch sonst in den Text der beibehaltenen Kapitel eingreift, konnte ich im Rahmen dieser Arbeit nicht überprüfen.

Getrud Schalkamp vermittelt 1933 den Inhalt der beiden Bände in folgender Form (Schalkamp 1933, S. 10):

„Diese Erzählung [...] spielt im Weltkrieg und zeigt, wie er von ferne seinen Schatten über das friedliche Dörfchen Bisterlah und seine wackeren, treudeutschen Bewohner wirft, und wie diese, Krieger sowohl wie Daheimbleibende, an der großen Zeit erstarken und mit ihren Aufgaben wachsen. In allem Kummer und Schmerz über die Not des Vaterlandes und den Tod teurer Anverwandter ist es das Heimatgefühl, das sie hebt und trägt und das manche Gestalt, vor allem Threse Lünink, über sich selbst ins allgemein Menschliche hinauswachsen läßt. Threse, eine herbe, stolze Frauengestalt mit tiefem Gemüt, hat zweimal ihren Jugendgeliebten, einen reichen Schulzensohn, abgewiesen, da sie als Tochter eines kleinen Kötters in der stolzen Bauerfamilie nicht willkommen ist. Als aber ihr Geliebter als Krüppel aus dem Kriege zurückkehrt und körperlich und seelisch ihrer Stütze bedarf, da ist ihr Stolz gebrochen, und freudig-ernst neigen die beiden sich ihrem späten Glück. [...] das ganze Dorf fast lernen wir kennen und lieben. Aber auch die Schwächen seiner Landsleute übersieht Wibbelt nicht. Besonders scharf stellt er die heraus, die sich die Kriegsnot zu selbstischen Vorteilen zunutze machen“.

Ob diese – sehr pathetische – Zusammenfassung wirklich angemessen ist, wollen wir nachfolgend überprüfen. WIBBELT hat „*Ut de feldgraoe Tied*“ als Pfarrer einer 500-Seelen-Ge-

¹⁵³ Die offensive Bewerbung der Kriegsanleihen war Bestandteil der deutschen katholischen Kriegspredigt 1914-1918: Missalla 1968, S. 110-112.

¹⁵⁴ Eine gewisse Abneigung gegenüber allzu humoristischen Anteilen des Romans könnte man vielleicht aus folgender Anmerkung des Editors J. Tembrink herauslesen: „Vor den ganz großen Gestalten [des Romans], den ganz guten Menschen [...], schweigt ehrfürchtig der laute Humor, umspielt sie aber mit freundlich hellem Schimmer, dem Glanz ihrer inneren Schönheit.“ (Wibbelt 1956, S. 685)

¹⁵⁵ Bezüglich der Streichungen des Editors Jos. Tembrink rät Prof. Hans Taubken mir zu einer vorsichtigen Bewertung, „denn es gibt ein Schreiben von Anna Aulike, der Nichte und Erbin des Dichters, demzufolge sie dem Pastor in den letzten Lebensjahren alle seine Werke vorgelesen habe und er bestimmt habe, was weggelassen könne“ (E-Mail vom 4.4.2012).

meinde im kleinen Dorf Mehr am Niederrhein geschrieben. Erzählt wird im Roman jedoch die Geschichte des *münsterländischen* Dorfes „Bisterlah“ (Bisterloh) und seiner Bewohner während des ersten Weltkrieges. Im Untertitel wird der Roman auch ausdrücklich als „En Vertellsel ut'n Mönsterlane“ bezeichnet. Es stellt sich die naheliegende Frage, ob der Dichter denn vom Niederrhein aus ein „typisch münsterländisches“ Zeitbild über die Kriegsjahre zu zeichnen vermochte. Stand er – über Besuche und Briefwechsel – in so engem Kontakt mit seiner Geburtsheimat, daß dies möglich gewesen wäre? Bezog WIBBELT einige Anregungen vielleicht auch aus der Lektüre regionaler Medien (Zeitschrift „Westmünsterland“¹⁵⁶, Lokalpresse, Feldpost-Periodika etc.)? Auf jeden Fall begegnen wir den Fiktionen eines Dichters mit münsterländischer Biographie, der als praktizierender Seelsorger die Kriegsjahre miterlebt und unter anderem einen ausgedehnten Briefwechsel mit Soldaten¹⁵⁷ führt. Das „Typische“ ist aufs Ganze gesehen weniger raumbezogen-westfälisch, sondern bezieht sich in erster Linie auf das *katholische Milieu*. Eine hochdeutsche Fassung des Romans würde Lesern in ganz unterschiedlichen katholischen Landschaften viele Identifikationsmöglichkeiten geboten haben.



¹⁵⁶ Vgl. z.B. daraus: Pesch 1914, S. 242f („Stimmungsbild“ zur Mobilisierung und Abfahrt der Soldaten).

¹⁵⁷ Pohl 1962*, S. 33 schreibt, die Feldpost-Projekte hätte dem Dichter „einen fast unübersehbaren Briefwechsel“ eingetragen.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Die Titel der beiden Teilbände – „De graute Tied“ und „De swaore Tied“ – deuten bereits an, daß nach dem hochgestimmten Patriotismus, den die allgemeine Mobilisierung mit sich bringt, bald schwere Schicksale das Dorfleben bestimmen werden. Das Eigentümliche des Romans besteht darin, daß WIBBELT trotz des denkbar traurigen Themas keineswegs auf jenen „nicht bezwingbaren Humor“ verzichten will, den ihm Tembrink später nachdrücklich bescheinigt (Wibbelt 1956, S. 684). Im Roman ermahnt der alte Pastor seinen jüngeren Konfrater: „Halten Sie sich den Pessimismus vom Leibe!“ (ebd., S. 346) Auch lustige Feldpost von Frontsoldaten findet das Wohlgefallen des Dichters (vgl. ebd., S. 169, 184). Für die Mischung humoristischer und ernster Heimatnachrichten auf Platt während des ersten Weltkrieges gibt es übrigens Parallelen in einem sauerländischen Feldpostperiodikum (daunlots 49*), bei dessen Texten man sich zuweilen auch an WIBBELTS (zeitlich späteren) Roman erinnert fühlt.

Die Ambivalenzen bewegen sich jedoch nicht nur im Spannungsfeld von Humor und Ernst. Im Roman begegnen wir zwei charakterlich ganz unterschiedlichen Seelsorgergestalten, dem alten Dorfpfarrer und seinem „industriellen Kaplaon“ (ebd., S. 35-43). Der Kaplan ist ein patriotischer Heißsporn, der gerne – lieber heute als morgen – auch selbst in den Krieg ziehen würde und besonders bei den jungen Gemeindemitgliedern beliebt ist, während der Pastor den Älteren mehr zusagt (ebd., S. 198). Er ist der unermüdliche Aktivist und Organisator, der die jungen Leute für die „große Zeit“ begeistert und die ganze Gemeinde zum Wohl des Vaterlandes einzuspannen versteht: Organisation des musikalischen Patriotismus, Soldatenbetreuung, Einrichtung einer „Fahnenfabrik“, Liebesgabenversand für die Front, Betätigung als heimatlicher Kriegsdichter (ebd., S. 126, 173, 178), Werbung für Kriegsanleihen („Kriegsanleihe oder Fegefeuer!“¹⁵⁸) etc. Von einem blutjungen Freiwilligen aus der Gemeinde zeigt er sich tief beeindruckt: „Die Knaben stehen auf und beschämen uns Männer.“ (ebd., S. 118) Ein angeblicher Kriegsinvalid wird von ihm nach der Sonntagsmesse vor aller Augen als Simulant enttarnt (ebd., S. 298).

¹⁵⁸ Vgl. Wibbelt 1918b, S. 116-122; bes. S. 120.

Der alte Pfarrer schüttelt zwar hier und da über die unkonventionellen Methoden des Kaplans mit dem Kopf, ist aber durchaus sehr einverstanden mit diesem kriegsertüchtigenden Aktivismus. Als reifer Seelsorger bringt er selbst jedoch anderes ein: sein Zuhören, Mitfühlen und Beten. An der Seite der Trauernden fällt sein Blick stärker auch auf die Abgründe des Krieges. Schon beim allgemeinen Hurra-Patriotismus zur Mobilmachung, der allerdings mehr die Jungen als die Alten befällt, sorgt er sich ernsthaft um die Zukunft der Familien mit Kindern (vgl. ebd., S. 30, 35, 46). Der Kaplan ist in theologischen Fragen eher rational, vielleicht sogar etwas „modernistisch“ angehaucht; der alte Pfarrer ist offener für das Irrationale bzw. für übersinnliche Phänomene. Der Kaplan steht ein für eine lebensfrohe katholische Leutekultur, aber junge Frauen in unziemlich-modischer Kleidung würde er gerne an der Kommunionbank zurückweisen.¹⁵⁹ Der alte Pfarrer stimmt dem Modeurteil des jüngeren Konfraters an dieser Stelle zwar zu, wehrt jedoch mäßigend einen Skandal im Kirchenraum ab (ebd., S. 199: die Zeit der öffentlichen Kirchenzucht ist vorbei). Es gibt in politischen bzw. patriotischen Fragen allerdings keinerlei Meinungsverschiedenheiten zwischen dem alten und dem jungen Seelsorger! Wir haben es mit einem eingespielten Priestergespann zu tun, das sich – gerade im Krieg – aufgrund der jeweiligen Persönlichkeits- bzw. Mentalitätsunterschiede ideal ergänzt. WIBBELT selbst ist zur Zeit der Niederschrift nicht mehr der unermüdliche Industriekaplan der Duisburger Jahre von 1899 bis 1906, aber er ist – mit seinen 55 Jahren – auch noch kein altersschwacher Pastor. Die beiden zentralen Priesterfiguren des Romans enthalten wohl auch etwas von seiner eigenen Persönlichkeit (bzw. den Selbstbildern seiner Biographie). Sie verkörpern Spannungen oder sogar Gegenpole in ihm selbst.

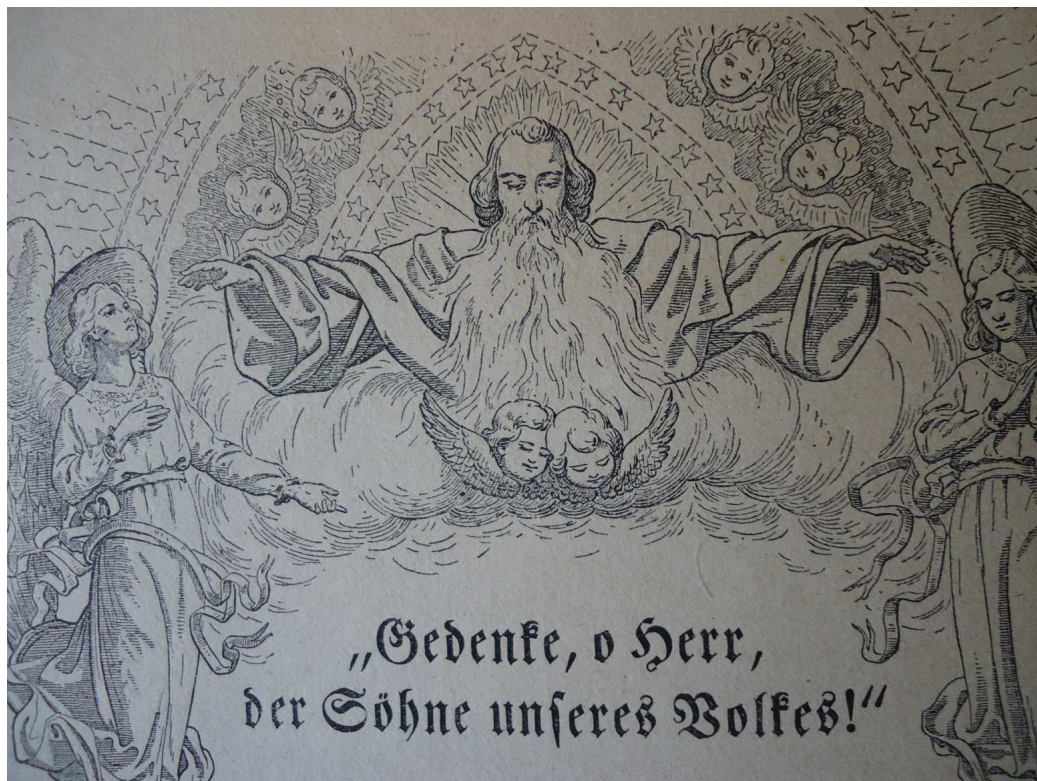


Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

¹⁵⁹ Damit steht der junge Geistliche in Einklang mit der zeitgenössischen bischöflichen Kriegspredigt, in welcher die Bekleidung des weiblichen Geschlechtes als ernsthaftes Thema behandelt wurde (Missalla 1968, S. 55, 75-77).

Das reichhaltige Personal des Romans umfaßt alle Schichten und Generationen des Dorfes. Das katholische Milieu ist intakt, jedoch – wie im wahren Leben – nicht frei von Spannungen. Zu den Vorbildgestalten – J. Tembrink nennt sie die „ganz guten Menschen“ – gehören Honoratioren wie der alte Pfarrer und der Vorsteher Bauer Schulte Wierup senior, aber auch kleine Leute wie die fast heiligmäßige „Braohms Moder“ oder Threse Lünink, die einen Kotten bewirtschaftet. Die hellen Figuren sind fromm, traditionsverwurzelt, patriotisch, einsatzbereit, gemeinschaftsorientiert und duldsam im Leiden. Die schlechten Charaktere weisen sich durch materialistische Gesinnung, egoistische Vorteilnahme und fehlenden Patriotismus bzw. Schwarzmalerei hinsichtlich des Kriegsverlaufs aus. Dazu gehört z.B. Peter Sierp, der bezüglich des Krieges mit keiner guten Meinung ausgestattet ist: „Watt segg Ji? Dauscheiten? Ja, dat is dat erste, wat se doht in 'n Krieg. Krieg is nicks anners äs Dauscheiten.“ (Wibbelt 1956, S. 21-23) Ähnlich denkt der „fosse Kraomer“, ein wahrer Hochverräter: „Ick laot mi nich up de Slachtbank föhern äs en Ossen.“ (ebd., S. 62) Für die Gegenposition steht der junge Schulte Wierup ein: „Wenn de Küenink mi röpp unner siene Fahn – för 't Vaderland, dann röpp mi de leiwe Häer, un dann gaoh ick.“ (ebd., S. 25; vgl. ebd., S. 85) Ebenso vorbildlich ist Mester Hiärmken: „Wi haut se alle in de Panne [...]. Do föhrt Dütskland in de niee Tied harin, in de graute Tied, owwer et geiht düör Blot un Gloom. Gott help ues – wi mött't jä winnen!“ (ebd., S. 75)



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Auf fast alle Bereiche, die in einer kleinräumlichen Geschichtsschreibung für die Zeit des ersten Weltkrieges zu berücksichtigen wären, richtet WIBBELT im Roman sein Augenmerk, Details wie eine Renaissance der Leinengewinnung durch Flachsverarbeitung und die Beschaffenheit von Ersatzstoffen der Kriegsökonomie eingeschlossen; aber auch politische, weltanschauliche und religiöse Grundsatzfragen werden thematisiert:

(1) *Gerüchteküche und „Spionageabwehr“*: Vor allem in der Frühzeit des Krieges gab es tatsächlich an sehr vielen Orten Gerüchte über einen nahen Einmarsch von grausamen Feinden oder – wohl nach entsprechenden Medienmeldungen – dörfliche Selbsthilfeaktivitäten zur Abwehr feindlicher Spione (Formierung einer Bürgerwehr aus Vereinen, Straßensperren mit

Kontrollen etc.).¹⁶⁰ WIBBELT behandelt solche Begebenheiten in einem eigenen, humoristisch gefärbten Kapitel (ebd., S. 94-205).

(2) *Geschlechterrollen – Bedeutung der Frauen*: Im ersten Krieg werden auf fast verwaisten Höfen und in Fabrikhallen vermeintlich naturgegebene Rollenverteilungen aufgebrochen, was im Endergebnis zur Beschleunigung der Frauenemanzipation führt (1919 erhalten in Deutschland die Frauen dann erstmals das Wahlrecht). Diese ganze Entwicklung kann freilich nicht im Interesse des reinen Männerbundes in der römisch-katholischen Kirchenleitung sein, welcher dem weiblichen Geschlecht eine eindeutig dienende, untergeordnete Stellung zuweist.¹⁶¹ Anders als noch in den plattdeutschen Feldpostbriefen¹⁶², in deren Rahmen es offenbar zu heftigen Protesten auf thematische „Frauenbeiträge“ des Dichters gekommen ist, bietet WIBBELT im Roman keine ausdrücklich positiv verstandenen Anklänge an frauenfeindliche Sprichwörter oder Redewendungen.¹⁶³ Die Frauen packen im Roman z.T. wie richtige Mannsbilder an; besonders Threse Lünink verkörpert diesen Typus der starken Frau, der sich allerdings auch durch eine Abscheu vor allen männlichen „Drückebergern“ auszeichnet und den Verlust von gefallenem Angehörigen heroisch trägt (ebd., S. 29, 55, 67, 216, 280-283, 315-317, 430). Skeptisch äußert sich zu der ganzen Entwicklung, bei der die Frauen jetzt schon als Eisenbahnschaffnerinnen fungieren und die man hinterher vielleicht nicht mehr rückgängig machen kann, allerdings der Küster (ebd., S. 344). Zumindest aus dem Chorraum der Kirche will dieser die Frauen ganz heraushalten. Der alte Fink bekennt indessen: „Sietdem Dörken in 'n Huse is, haoll ick auk viell von de Wichter; miene Ansichten häfft sick dorin ännert.“ (ebd. S. 446) Ich vermute, daß hinter diesem Zitat auch ein Lernprozess bzw. eine veränderte Sichtweise des Dichters steht. Die Leistungen der Frauen, die z.B. auch bei WAGENFELD nachdrückliche Würdigung finden, sind einfach nicht mehr zu leugnen; die Zeit der Duldung von klerikaler Frauenfeindlichkeit scheint außerdem abzulaufen. – Die Themen „Brautsuche von Soldaten“ und „Kriegsheirat“ nehmen im Roman erwartungsgemäß viel Raum ein.

(3) *Zwangsarbeit und Kriegsgefangene*: Im Roman kommt auch der Einsatz von Kriegsgefangenen zur Sprache (ebd., S. 290f). Die Franzosen sind auf den Höfen viel zu sehr hinter den Mädchen und Mägden her. Die an sich gutmütigen Russen „fressen“ leider wie die Wölfe. Die Engländer sind bequem bei der Arbeit und zeichnen sich durch mangelnde Folgsamkeit aus. Nur sehr wenige Kriegsgefangene lassen sich sonntags in der Kirche sehen, namentlich auch die Franzosen fehlen. Ein paar Mal sind Schotten mit ihren Röcken ins

¹⁶⁰ Vgl. dazu (ebenso zu anderen Themen einer regionalgeschichtlichen Behandlung des ersten Weltkrieges) auch meine Ausführungen im Weltkriegskapitel der in Fußnote 4 dieser „daunlots“ angekündigten Arbeit.

¹⁶¹ Vgl. z.B. die Predigt „Die deutsche Frau im Krieg“ des katholischen Feldgeistlichen G. Stipberger über weibliche Reinheit und Dienstbarkeit (Leicht 1918, S. 142f): „Du deutsche Frau im heiligen Krieg, / Sei du des deutschen Volkes Sieg! – Deine Standhaftigkeit ist den Kämpfern Triumph. In den Kriegen der alten Germanen warteten die Frauen am Rande des Schlachtfeldes und entflammten Mut und Kraft ihrer Männer und Söhne, drängten wohl auch Fliehende wieder zurück in die Reihen der Streitenden.“ Die Frauen werden in dieser Predigt durchweg von den Männern ausgehend in ihrer Funktion definiert. – Frauen, die männliche „Weichlinge“ zurechtweisen oder zum Heldentum anspornen, gibt es auch in Wibbelts Kriegsroman.

¹⁶² Vgl. zur Kontroverse mit Leserinnen: Wibbelt 2010, S. 95-99 und (mit eher „frauenfreundlichem“ Tenor) S. 103f. – Ebd., S. 106-108 und 118-121 findet man wieder Belege zu Wibbelts konservativem, z.T. autoritärem Frauenbild und – trotz der vorangegangenen Leserproteste – lustvolle Bezugnahmen auf die „plattdeutsche Frauenfeindlichkeit“.

¹⁶³ In der Erstausgabe findet man gleichwohl folgende unglaubliche Aussage des alten Fink über die Frauen: „Wenn wi se män ganz missen können, dat wör't Beste. Ick häfft üöwer düssen Punkt mankst met Mester Hiärmken küert, dat is en kloken Mann, un de meint, de Wietschopp der Chemie de kaim vlicht no so wiet, dat wi ne Familje gründen können aohne Fraulüde.“ (Wibbelt 1918b, S. 28) – Geradezu futuristisch wird hier also eine gentechnologische Menschenzeugung ohne weibliche Eizelle anvisiert, um das männliche Geschlecht von den Frauen ganz unabhängig zu machen. Das ist natürlich augenzwinkernd gesagt, aber auf so einen Einfall muß man erst einmal kommen.

Gotteshaus gekommen, aber der Pastor ist froh, als sie dann dort nicht mehr erscheinen. – Zu solchen unterschiedlichen Charakterisierungen der Kriegsgefangenen nach Nationen könnte WIBBELT z.B. auch durch einen Beitrag aus der heimatbewegten Monatsschrift „Westmünsterland“ angeregt worden sein, in der 1914 u.a. zu lesen war: „Die gefangenen *Engländer* stehen in schroffem Gegensatz zu den Franzosen. [...] Sie trugen ihr übermütiges, selbstbewußtes und teils freches Wesen auch in der Gefangenschaft zur Schau. Mit diesem Gesindel und Gelichter, das den Abschaum der englischen Nation darzustellen scheint, muß natürlich anders umgegangen werden, sonst werden die Burschen gemein frech.“ (Körner 1914, S. 236) In Bisterloh hat man übrigens die „Witten“ lieber als die „Swatten“: „... et sall nu auk swatte Englänners un Franzosen giebben. Met wat för 'n Pack sick uese Jungens doch nich harümslaohen mött't!“ (Wibbelt 1956, S. 161f) In Rußland gibt es außerdem >zweibeinige Wölfe<, die Schnaps saufen (ebd., S. 278).

(4) *Kriegswucher und Schieberhandel*: Gegenüber WIBBELTS früheren Feldpostbriefen zeigt sich im Roman eine etwas kritischere Sicht der bäuerlichen Welt und die weniger starke Betonung eines moralischen Stadt-Land-Gegensatzes. Im Krieg ist Menschenfleisch wohlfeil, aber alles andere Fleisch wird teuer (ebd., S. 65). In seiner Neujahrspredigt 1916 gibt der alte Pastor in einem Nachtrag über den „Kriegswucher“ zu, daß sein anfänglicher Glaube an eine Besserung der Menschen durch den Krieg ihm trügerisch erscheine und er nun – nicht nur bezogen auf die großen Städte, sondern auch beim Landvolk und in der eigenen Gemeinde – ein Sinken der Moral befürchte: „Moses hat in der Wüste das Goldene Kalb zerschlagen und zu Staub zermalmt, aber heute steht dieser Götze wieder auf dem Altar, und mehr als die halbe Welt liegt vor ihm zu Füßen. [...] Wie eine Seuche ist ein häßliches Laster über unser Volk gekommen, die Habsucht und Geldgier, und vergiftet die Herzen. [...] Die Feinde draußen werden uns nicht besiegen; aber im Lande selbst hat ein böser Feind sein Haupt erhoben“ (ebd., S. 344f).¹⁶⁴ Manche Bauern liefern z.B. gezielt Getreideausschuß ab und verlangen wucherische Spitzenpreise.¹⁶⁵ Es gibt eine auffällige Häufung von Notschlachtungen bzw. von geschlachteten Schweinen mit acht Beinen und zwei Köpfen. Allerdings bewegt sich manches in einer moralischen Grauzone; sogar Drüke, die Haushälterin des alten Pastors, nimmt für Raffinessen bei der Nahrungsbeschaffung das „Fegefeuer“ in Kauf.¹⁶⁶

(5) *Die unpatriotischen Kriegsgewinnler als „Judas“-Typen*¹⁶⁷: Personifizierte Bösewichter sind im Roman die christlichen Dorfgenossen Peter Sierp und der „fosse Kraomer“ (ebd., S.

¹⁶⁴ Hier gibt es also schon ein Modell für die spätere „Dolchstoßlegende“. Außerdem klingt der kulturpessimistische Kampf gegen „Mammonismus“ und „Materialismus“ an, der übrigens schon im Kaiserreich oftmals auch antisemitisch gefärbt war.

¹⁶⁵ Vgl. dazu die Erstausgabe: Wibbelt 1918b, S. 250-254, wo u.a. das Hungergefälle zwischen Stadt und Land auch aus der Perspektive der Stadtbewohner beleuchtet wird.

¹⁶⁶ Vgl. Wibbelt 1918b, S. 254.

¹⁶⁷ Den „Judas“-Komplex, der wirkungsgeschichtlich in einem antisemitischen Zusammenhang steht und in Westfalen etwa auch mit der symbolischen Menschenverbrennung im Osterfeuer (z.T. bis heute!) einhergeht, können wir hier nicht ausführlich darstellen (vgl. in Kürze meine Studie zu „Judenbildern in der sauerländischen Mundartliteratur“ in dem schon in Fußnote 4 angekündigten Werk). – In der platdeutschen Propagandalyrik zum ersten Weltkrieg von Hermann Wette (Wette 1914, S. 19f) und Karl Wagenfeld (Wagenfeld 1915, S. 14-20, 31) werden die Feinde als „Judas“ bezeichnet, wobei Wagenfeld u.a. das „materialistische England“ im Visier hat. Judas zählt für Wagenfeld, so in „*De Antichrist*“ 1916 (Wagenfeld 1954/1983, S. 82), zweifellos zu den Verdammten. Doch obwohl er in den 1930er Jahren ein letztes Werk über den „Ewigen Juden“ plante, spielt die Judas-Gestalt in seinen religiösen Versen keine zentrale Rolle. – Die kaisertreuen deutschen Bischöfe lehnen in ihrem Hirtenbrief vom November 1917 „nicht nur die Idee von der Volkssouveränität und das >Schlagwort von der Gleichberechtigung aller Stände< kategorisch ab, sondern sie verwahren sich auch gegen einen Frieden >als Judaslohn für Treubruch und Verrat am Kaiser<, denn Gott habe >unseren Herrschern von Gottes Gnaden den Herrscherstab in die Hand gelegt<.“ (Neumann 1995*, vgl. Missalla 1968, S. 96f.) Der Paderborner Erzbischof Lorenz Jaeger predigt dann 1942 in seinem Fastenhirtenbrief, wie schon an anderer Stelle zitiert, das feindliche Rußland sei „auf Judas aufgebaut“ und die Menschen dort seien „fast zu Tieren entartet“.

204, 379-389, 460-462), deren unpatriotische Haltung WIBBELT dem Leser unter Verwendung judenfeindlicher Klischees vermittelt.¹⁶⁸ Bauer Peter Sierp ist >ein kleines verdrehtes Männchen mit einem richtigen Habichtsschnabel im dünnen, stoppeligen Gesicht<, in Handelsangelegenheiten „slauer äs de slaueste Jude“ und bereit, für „diätig Sülwerlinge“ (dreißig [Judas-]Silberlinge) das ganze Vaterland zu verkaufen (ebd., S. 21-23, 165). Sein Preiswucher beim heimlichen Butterverkauf und seine Geschäfte mit dem „fossen Kraomer“ bleiben freilich nicht ungesühnt.

Der rothaarige Krämer („fosse Kraomer“), der sich im Krieg durch kriminelle Schiebergeschäfte regelrecht zum Großkaufmann entwickelt, verleiht auch Geld auf landwirtschaftliche Grundstücke und nutzt so die Notlage einer Familie, deren Vorstand im Felde steht, gewissenlos aus (ebd., S. 301-310). Auch auf ihn gemünzt heißt es in einem Tadel, es wäre besser noch, man ginge zu dem >ersten besten Juden< als zum „fossen Kraomer“ (ebd., S. 307). Um das Bild noch zu ergänzen, muß man an dieser Stelle unbedingt auf die Erstauflage zurückgreifen: Der fosse Kraomer hält nicht viel vom Eisernen Kreuz und ist auch glücklich, daß ihm der damit verbundene Kreuzweg erspart bleibt.¹⁶⁹ Meister Hiärmken entgegnet ihm, daß nach dem Kreuzweg auch der Ostermorgen komme; er, der „fosse Kraomer“, soll aber ruhig die breite Straße gehen, auf der auch der >rothaarige Judas< in sein Verderben gegangen sei.¹⁷⁰ In der dörflichen Saalschlacht nach einer Versammlung zum Thema „Kriegsanleihen“ steht ausgerechnet dieser „fosse Kraomer“ für England ein; und schließlich wird ihm von Meister Hiärmken entgegengehalten, er sei >im Geldverdienen klüger als der durchtriebenste Jude<.¹⁷¹ Der „Judas“-Typus Kraomer verkörpert im Buch die („englische“ bzw. „jüdische“) Krämerseele, die ehrliche Handarbeit scheut und – statt eigener bäuerlicher Arbeit – lieber andere Abhängige auf erschlichenem Grundbesitz die Landwirtschaft besorgen läßt.¹⁷² – Der Kaplan von Bisterloh weiß übrigens bei seinen patriotischen Bittgängen in den Häusern das kleine >Scherflein der Witwe< passend auszulegen: „Die Juden haben allzeit viel Geld“ (ebd., S. 156).

(6) *Landaufenthalte von Stadtkindern*: Durch die Kirche werden Landaufenthalte von mangelernährten Stadtkindern organisiert (ebd., S. 433-444). Die Seelsorger sehen sich in diesem Zusammenhang allerdings mit allerlei Schwierigkeiten konfrontiert. Am Rande klingt auch die Sorge an, daß die Stadtkinder einfach nur als billige Arbeitskräfte angesehen werden könnten. Anfänglich gibt es Sprachprobleme, aber schon bald können die Kinder aus der Stadt Platt verstehen, und einige fangen sogar an, selbst plattdeutsch zu sprechen.

(7) *Der Krieg als „Missionar“ und die Abgründigkeit der religiösen Sinnstiftung*: In der Großkirche verband man mit dem Kriegsbeginn zunächst große Hoffnungen auf eine „reli-

¹⁶⁸ Vgl. dazu eine Parallele in Wibbelts Feldpostbriefen: Wibbelt 2010, S. 103-105.

¹⁶⁹ Den Hinweis des mit Eisernem Kreuz geschmückten Karl Fink, der Herrgott sei ja auch den Kreuzweg gegangen, hält der fosse Kraomer für hochmütig (Wibbelt 1918b, S. 23), eine sehr bedenkenswerte Position.

¹⁷⁰ Wörtlich: „... dann kümp de Ostermuorgen. Ower för di is dat nicks, Kraomer, haoll du di män an den breeden Wäg, den de fosse Judas gaohen is. Wat doröchter kümp, bruk ick di nicht to seggen.“ (Wibbelt 1918b, S. 23) – „Ob Judas der Erz-Schelm einen rothen Bart habe gehabt“, das sah der judenfeindliche Haßprediger Abraham a Sancta Clara (1644-1709) nicht als erwiesen an; doch er wollte sicher wissen, daß Judas „klein von Statur“ war.

¹⁷¹ Vgl. dazu Wibbelt 1918b, S. 125-128. – Der zitierte Vorwurf des Meister Hiärmken lautet im Original so: „Ji wiett’t nicks von de Weltgeschichte un sind so dumm in düssen Punkt äs Bauhnenstrauh, wenn Ji auk in’t Geldverdeinen klöker sind äs de dördrieppenste Jude.“ (Wibbelt 1918b, S. 128)

¹⁷² Vgl. dazu folgenden Dialog zwischen dem Krämer und seiner Frau (Wibbelt 1956, S. 381): „Frau, de Buern verdeint viell in düsse Tied, owwer giegen ues könnst se alle nich an. Wenn wi wullen, dann können wi nu all den schönsten Buernhoff kaupen.“ „Dat doh wi owwer nich“, saggt de Knieptange, „we willt de Buern leiwer söwst arbeien laoten.“

giöse Erneuerung“ bzw. auf eine kirchliche Renaissance¹⁷³. WIBBELTS Dorfpastor ermahnt alle einziehenden Soldaten zum Sakramentsempfang und teilt der Gemeinde mit, daß von nun an jeden Freitag ein Kreuzweg für die Soldaten in der Kirche gebetet wird (ebd., S. 49). Der Krieg waltet wie ein Missionar und sorgt für den täglichen Meßbesuch (ebd., S. 166f). Der Krieg vermag es, Menschen in wilde Tiere zu verwandeln, und kann, besonders mit Blick auf technologische Neuerungen wie dem Maschinengewehr, als Teufelswerk betrachtet werden; doch ebenso holt der Krieg auch das Gute aus den Menschen heraus (ebd., S. 180, 223). So gilt schließlich am Silvesterfest, daß ein Blutjahr zugleich auch ein Segensjahr sein kann (ebd., S. 195).¹⁷⁴

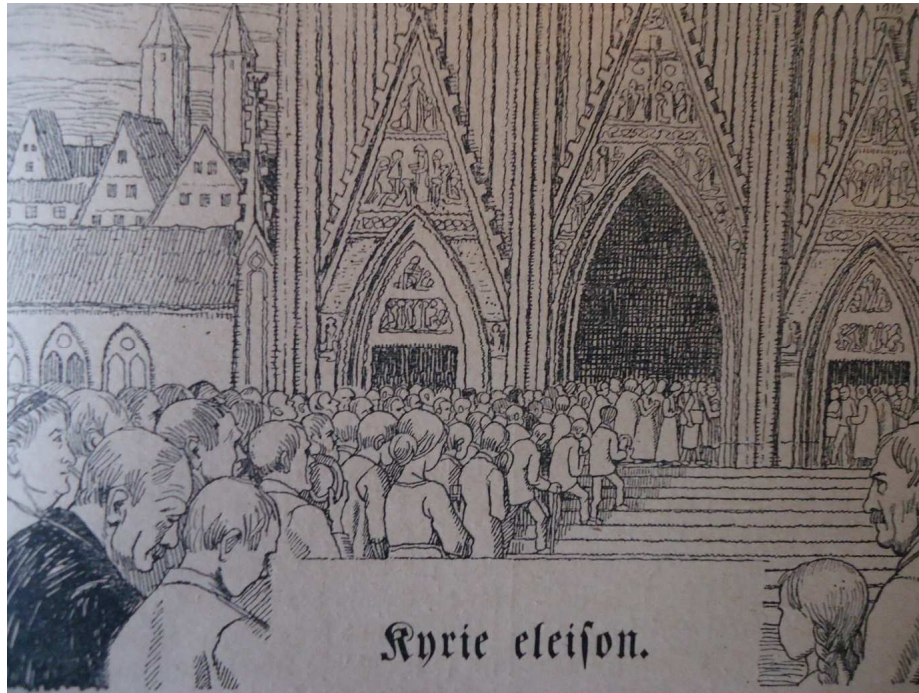


Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Die Kirche bestärkt die Gläubigen im festen Glauben an Gebetserhörungen (ebd., S. 197). Doch wie ist es dann möglich, daß eine Frau aus Bisterloh, die unentwegt betet und täglich kommuniziert, ihren Mann im Krieg verliert? (ebd., S. 258-268). Auf diese Frage weiß auch der alte Pastor nur mit einem Hinweis auf die Unerforschlichkeit von Gottes Ratschlag zu antworten. Doch einer solchen Tröstung des Priesters kann sich die verzweifelte Kriegswitwe nicht wirklich ergeben. Sie stürzt sich in die „Kuhle“ (und wird dennoch mit einem christlichen Begräbnis bestattet¹⁷⁵).

An dieser Stelle weint der alte Pfarrer, doch für ihn gibt es ja noch eine andere, „mystische“ Dimension, zu der selbst der Kaplan keinen Zugang hat. Braohms Moder vertraut ihm an, daß sie in der Nacht, in der ihr Sohn gefallen ist, eine wundersame Reise auf das ferne Schlachtfeld gemacht hat (ebd., S. 132-141). Sie konnte in jener „geheimnisumwitterten Nachtwan-

¹⁷³ Vgl. dazu auch folgende Feststellung in einem Text von 1914: „De Kiärk was vull von Lüde. Siet dat et Krieg was, wor viell mähr biätt't, un et wören jeden Muorgen twee, drei Riegen an de Kummionbank.“ (Wibbelt 1914, S. 269)

¹⁷⁴ Vgl. ähnlich schon im Gedicht „Dat aolle Jaohr [1915-1916]“ (Wibbelt 2010, S. 71f).

¹⁷⁵ Für die Zeit des Romangeschehens darf man diesen Umgang mit dem Begräbnis einer Selbstmörderin im katholischen Kontext wohl als modern bezeichnen.

derung“ (J. Tembrink) – „telepathisch“ – ihren Sohn in der Todesstunde trösten.¹⁷⁶ Es gibt sogar materielle Beweise dafür. Der Rosenkranz, den sie in jener „Traumnachtreise“ dem toten Sohn an der Front in die Hände gegeben hat, ist wirklich nicht mehr da. An ihrem Taschentuch ist auch ein Blutfleck von der Brust des Verstorbenen zu sehen. Als der Priester ihr die Trauernachricht offenbaren will, weiß Braohms Moder aufgrund ihrer nächtlichen Begegnung mit dem sterbenden Sohn schon längst Bescheid. – Auch an anderen Stellen des Romans wird deutlich, daß der alte Pfarrer einem offenbar begründeten Glauben an „Irrfahrten der Armen Seelen“, an das „Wiederkommen von Verstorbenen“ und an wundersame Vorboten des Todes anhängt (ebd., S. 351-353). Im Licht einer tiefenpsychologisch inspirierten Theologie wird man hier nicht gleich mit dem Kopf schütteln müssen. Man kann die entsprechenden Passagen aber auch sehr kritisch bewerten. Nachdem sich die Fürbitten-Propaganda, die anfänglich im Krieg die Kirchen füllt, angesichts der endlosen Totenmeldungen als absurd erweist, verlegen sich die Geistlichen oder auch verzweifelte Gläubige auf übersinnliche Wunderphänomene, die gänzlich irrational sind. Hinsichtlich einer theologischen Rechenschaft ist man durch solche „Gotteserweise“ allen Kalamitäten, die sich nicht zuletzt aus der eigenen Kriegspredigt ergeben, entronnen.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Auch spezifisch deutsch-katholische Glaubensbilder, wie wir sie schon bei WAGENFELD und sogar beim Protestanten WETTE kennengelernt haben, tauchen im Roman auf. Im Kapitel „Sünde Klaos“ (ebd., S. 324-329) steht es außer Frage, daß der Himmel „pro-deutsch“ gesonnen ist: Erzengel Michael weiß zu berichten, daß die Engländer mit dem Giftgas angefangen haben und die Deutschen es dann [„nur“] wacker nachmachen.¹⁷⁷ Sogar die Engel singen in

¹⁷⁶ Vgl. dazu einen früheren Text aus der plattdeutschen Kriegslyrik: Wibbelt 2010, S. 40f. – Zu „Wibbels Schilderungen übernatürlicher Vorgänge“ vgl. auch die, freilich völlig unkritischen, Ausführungen in: Foerste 1987, S. 126-130. – Im Roman gibt es z.B. auch das frühe Sterben eines sehrisch begabten Kriegswaisen.

¹⁷⁷ Reizgase, wie sie wohl zuerst von den Franzosen eingesetzt worden sind, galten als noch vereinbar mit der Haager Landkriegsordnung. Mit Giftgasen (Chloreinsatz) überraschte hingegen zuerst das deutsche Militär seine

den höheren Sphären: „In der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!“ Der >gute Schächer< aus dem Evangelium und Rupprecht, der Knecht des heiligen Nikolaus, haben von der Muttergottes eine feldgraue Uniform und Waffen vom Erzengel Michael bekommen. Sie kämpfen jetzt auf der Erde gegen Russen, Engländer und Franzosen. Der heilige Petrus schämt sich derweil, daß er bei den >falschen Italienern< begraben liegt.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

(8) *Glockeneinschmelzung für Kriegszwecke*: Das Läuten der Glocken für die ersten Siege des deutschen Heeres zu Kriegsbeginn wird im Roman wie ein religiöses Ereignis beschrieben (ebd., S. 89). Entsprechend gilt es dann im weiteren Verlauf auch als gebührend, dem Kaiser zu geben, was zum Gotteshaus gehört. Auf Mariä Himmelfahrt 1917 werden die Kirchenglocken von Bisterloh, die z.T. bis in die Gründungszeit der Ortskirche zurückreichen, für Kriegszwecke abgeholt (ebd., S. 463-474). Der tieftraurige Pastor sagt in seiner Predigt über die beiden Glocken, die auf die Märtyrer Pankratius und Margaretha getauft sind: „Mögen sie sich im harten Kriegsdienste so stark erweisen wie diese beiden [heiligen Patrone] im blutigen Streit für ihren Glauben; und mögen sie uns zum Siege helfen, wie diese beiden gesiegt haben.“ Die frühchristliche Gewaltlosigkeit¹⁷⁸ wird hier also kurzerhand ganz umgedeutet – bzw. auf den Kopf gestellt – zugunsten der Kriegsgewalt; aus duldenden Märtyrern ohne Waffen werden streitbare Soldaten. Tante Minna, die Haushälterin des Kaplans, meint allerdings über die Glocken: „Et is owwer doch truerig, dat dat wiggede Wiärks to Mord un Dautslagg bruukt wäern sall. [Es ist aber doch traurig, daß das geweihte Werk für Mord und Totschlag benutzt werden soll.]“ Die Antwort des Kaplans: „... si still! Ji Fraulü'e verstaobt dat nich. De Krieg is auk ne hillige Saak för ues, un et is ganz in Uorder, dat de Hilligen harunnerstieg un ues helpet. [... sei still! Ihr Frauleute versteht das nicht. Der Krieg ist auch eine heilige Sache für uns, und es ist ganz in der Ordnung, daß die Heiligen heruntersteigen und

Gegner; auch der von der Römischen Kirche 2004 seliggesprochene österreichische Kaiser Karl I. beteiligte sich im Oktober 1917 an dieser Form der chemischen Kriegsführung gegen Menschen.

¹⁷⁸ Vgl. zu Gewaltverzicht und Kriegskritik in der frühen Kirche vor der sogenannten konstantinischen Wende: Bürger 2005*, S. 71-92.

uns helfen.]“ Die „Glockenlieder“, die WIBBELT für dieses Kapitel gedichtet hat, zeugen wieder von der Widersprüchlichkeit des Dichters: Die arme Welt versinkt im Blut; die Heiligen sollen Beistand leisten für den „hilligen Sieg“.

(9) *Die Darstellung des Papstes im Roman*: Nach dem Tod von Pius X. wurde am 3. September 1914 Papst Benedikt XV. Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl. Dieser Friedenspapst, von General Ludendorff als „Franzosenpapst“ beschimpft, beschwor bereits am 8. September 1914 in seinem Rundschreiben „Ubi primum“ sowie in seiner Antrittsenzyklika vom 1. November 1914 alle Glieder der Kirche und die Regierenden, das Blutvergießen im Interesse der menschlichen Gesellschaft einzustellen. In seiner berühmten „Exhortatio“ vom 28. Juli 1915 verlangte Benedikt XV. erneut kategorisch ein Ende der „entsetzlichen Abschlachtere“. 1916 regte der Vatikan eine Garantie zur Wiederherstellung Belgiens an. Es folgte der friedenspolitische Appell Benedikts XV. vom 1. August 1917. Das Friedensprogramm des Heiligen Stuhls, dem der deutschnationale Kölner Kardinal Felix Hartmann¹⁷⁹, ein Münsterländer, gar keine kirchlich-religiöse Verbindlichkeit beimessen wollte, beinhaltete sehr klare Rahmenbedingungen (z.B. Rückgabe besetzter Gebiete, Verzicht auf Gebietsabtretungen, Schaffung eines Völkerbundes mit einer Schiedsgerichtsbarkeit, Überwindung des Krieges als eines Mittels der Politik).

Interessant ist nun im Kontext der kriegsbejahenden deutsch-katholischen Nationalkirchlichkeit, wie WIBBELT in seinem plattdeutschen Kriegsroman auf den Papst zu sprechen kommt. Zunächst mutmaßt er über den Antimodernistenpapst Pius X., der sich gegenüber den friedenspolitischen Herausforderungen seiner Zeit völlig ignorant verhalten hatte, dieser sei zu gut für diese Welt gewesen und wohl an zerbrochenem Herzen gestorben¹⁸⁰ (ebd., S. 166). Hernach zeigt der Dichter den „Hilligen Vater in Rom“ – jetzt wohl schon Benedikt XV. – als einen alten Mann, der das Elend auf dem Erdkreis sieht, seine armen Kindlein bedauert und pauschal zur Buße aufruft (ebd., S. 196).¹⁸¹ Gegen Ende des Romans erscheint der Urquell des Krieges immer noch wie eine unergründliche schwarze Wolke, die Gottes Angesicht verhüllt; der „Hillige Vater in Rom“ liegt derweil auf den Knien und betet (ebd., S. 445).¹⁸² Schließlich zeigt sich der alte Pfarrer von Bisterloh besorgt um den Papst: Der Heilige Vater meint es nur gut, aber man meint es nicht gut mit ihm; vielleicht wird der Petersplatz gar bald von >wildem Volk< gestürmt werden (ebd., S. 468).¹⁸³ Die Strategie des Dichters ist offen-

¹⁷⁹ Hartmann kommentierte, der Papst habe als völkerrechtlicher Souverän, nicht aber als oberster Hirte der Katholiken zum Krieg friedenspolitisch Stellung bezogen, so: Wikipedia.org [Eintrag: Dè le début]. – Vgl. zu Felix Kardinal Hartmann, der ein Vertrauter Kaiser Wilhelms II. war: <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoentlichkeiten/H/Seiten/FelixKardinalvonHartmann.aspx>

¹⁸⁰ Mit dieser Einschätzung folgt Wibbelt freilich einer Deutung des Papstnachfolgers Benedikt XV. („Exhortatio“ vom 28. Juli 1915).

¹⁸¹ Wörtlich: „Do stonn en aollen Mann met drei gollne Kronen up von sienen Stohl, keek üöwer de wiede Welt un saog nicks äs Elend. Ganz witt stonn he vüör de swatte Wiährwolk, un de Sturm greep harup un trock an den Mantel, de in lange Faollen von siene Schullern faoll. De aolle Mann büörde beide Arms in de Höchte un raip: >Miene laiwen Kinner, miene armen Kinner, wat ligg Guotts Hand swaor up juen Nacken! Duket ju vüör em un doht Buße, dat de Barmhiättigkeit kümp un de Gerechtigkeit de Roh' ut de Hand nimp!< – Dat sagg de Hillige Vater in Rom.“ (Wibbelt 1956, S. 196)

¹⁸² „De Hillige Vater in Rom lagg up de Knei, haoll de Arms krüüswiese utspannt un biädde. De Friäden an Guotts Thron pock den grönen Twieg faster, keek no buoben un wull fleigen – de dunkle Wolk lagg still up Guotts Angesicht, un de gröne Twieg sank lankam dahl.“ (Wibbelt 1956, S. 445) Offenbar ist es Gott, der noch keinen Frieden will. Numinose überirdische Vorgänge, nicht menschliche Verantwortung für die eigene Geschichte, stehen hinter dem Grauen. Ein Geschichtsverständnis, das sich deutlich von den Vorstellungen Wagenfelds unterscheidet, ist für mich nicht auszumachen.

¹⁸³ „Un dann häfft ick no eene graute Suorge. Wenn ick aobends so ganz alleen in de Stuowe hier sitt un naodenk üöwer den Weltlaup, dann kümp mi de Hillige Vater in Rom in den Sinn. He meint et so guett – owwer se meint et nich guett met em. Wat häfft se em Fallen stellt! Un wat no kümp, is nich aftokieken – mi dücht dann mankst, ick seih dat wille Volk all üöwer'n Petersplatz stürmen – ick sin vüör Jaohren söwst daor west –, stürmen un spölen äs en graut Water giegegen den Felsen, un dat stigg ümmer höchter harupp – wat sall he no beliäben!“ (Wibbelt 1956, S. 468)

kundig. Er verwandelt den friedenspolitisch höchst regsamen *Akteur* Benedikt XV. in ein bemitleidenswertes *Opfer* und einen ganz unpolitischen frommen Beter, der den Krieg irgendwie als göttliches Strafgericht versteht, zur Buße aufruft und sich ohnmächtig auf den Boden wirft. Da WIBBELT die Friedensinitiativen des Papstes sowie dessen konkrete Anklagen, Forderungen und völkerrechtlichen Vorschläge seinen Lesern gegenüber mit keiner Silbe vermittelt, entsteht – um es krass auszudrücken – das Bild eines alten „gutmütigen Trottels“ auf dem Papststuhl, der selbst von listigen Feinden bedroht ist und unser Mitgefühl verdient.¹⁸⁴



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

(10) *Politische Kriegsdeutungen*: Gleich bei der Abschiedspredigt für die einberufenen Soldaten von Bisterloh heißt es im ersten Romanteil: „... an diesem Krieg sind wir unschuldig“ (ebd., S. 48).¹⁸⁵ Später trägt der Küster sein Unverständnis über den Verlauf des Krieges vor, weil die Deutschen trotz all ihrer Siege noch immer nicht Gewinner sind: „Wi siegt un siegt un könnt den Krieg doch nich winnen – se willt ues nich äs rächt glaiben, dat wi siegt. Et is grade, äs wenn man Karten spielt un hät alle Trümpfe in de Hand un mäck siene Saak guett; owwer man hät en Falskspieller giegegenöwer sitten.“ (ebd., S. 354) Der Küster hat also den Verdacht, daß auf der Gegenseite ein >Falschspieler< mitmischt. Mester Hiärmken meint hingegen bezogen auf den U-Bootkrieg, daß Deutschland viel zu rücksichtsvoll ist und außerdem die zivile Reichregierung unter Bethmann-Hollweg den richtigen Weg von General Hindenburg hintertreibt: „... et is uesen aollen dütsken Feihler, dat wi to bedenklick un to rücksichtsvull sind. [...] Hindenburg spannt de Piärde vüör an, dat is richtig, Bethmann de spannt se nu ächter an, dat is verkatt.“ (ebd., S. 377) – Die faktische Umwandlung des Kaiserreiches in ein Militärregime ohne parlamentarische Kontrolle wird also gutgeheißen. – Zu den

¹⁸⁴ Die beiden plattdeutschen Papstgedichte (Wibbelt 2010, S. 31f) vermitteln keine andere Linie.

¹⁸⁵ Vgl. ähnlich in der Erstaussage auch: „Der Kaiser hat den Krieg nicht gewollt!“ (Wibbelt 1918b, S. 16)

schlimmsten Feinden gehören die USA („Dat sind de Geldllü’e“) und ihr sogenannter Präsident Wilson, der sich wie ein Schulmeister aufführt (ebd., S. 378).¹⁸⁶

Die Botschaft des ganzen Romans richtet sich wohl auch an Frontsoldaten, deren abgründige Erfahrungen allerdings nicht allzu detailliert zur Sprache kommen sollen.¹⁸⁷ Wenn man aus der Kriegshölle heraus einmal für kurze Zeit wieder ins Paradies der Heimat gelangt, geht man hernach mit neuem Mut wieder an die Front (ebd., S. 425). Das Schlußkapitel endet mit einem herrlichen Sonnenuntergang im Oktober 1917; der Ausgang des Krieges ist noch ungewiß.

Während Siegbert Pohl das Buch „Dat veerte Gebott“ von 1913 für den „besten plattdeutschen Roman“ WIBBELTS hält (Pohl 1962*, S. 32), betrachtet Pater Josef Tembrink den Kriegsroman als „die reifste und tiefste Frucht seiner Erzählkunst“ bzw. als das „reifste und tiefste Werk des Dichters“¹⁸⁸. Zuvor heißt es schon 1933 in der Dissertation von Getrud Schalkamp: „Wibbelt hat mit diesem Werk [*Ut de feldgraoe Tied*] wohl das Tiefste und Beste seiner Dorfgeschichten geschaffen.“ (Schalkamp 1933, S. 10) Ohne Zweifel ist „*Ut de feldgraoe Tied*“ gut geschriebene plattdeutsche Unterhaltung. Drei Auflagen bis 1956 sowie Übersetzungen ins Niederländische und in die twentische Mundart zeugen von Publikums-gunst. Ich selbst habe das Buch als „Studienlektüre“ keineswegs nur pflichtgemäß zur Hand genommen. Der Autor versteht es, seine Leser für das Geschick der Romanfiguren zu interessieren und an den Fortgang der dörflichen Geschichten zu fesseln.

Tembrink möchte den Roman, die Sprache und „Charakterisierungskunst“ WIBBELTS lobend, vor allem als Zeugnis der Menschlichkeit und des katholischen Glaubenslebens würdigen: „Dem Dichter geht es dabei nicht um das Politische, sondern nur um das *Hintergründige* dieser grauenerregenden Zeit, um das *Menschliche* in dieser Zeit übermenschlicher Not. [...] hier zeigt sich, daß das ganze Dorfleben getragen und durchformt wird vom katholischen Glauben, von der Taufgnade, die in allen wirkt, die guten Willens sind“ (ebd., S. 686; mit ähnlichem Tenor: Foerste 1987, S. 160f.). Eine solche Präsentation des Werks führt in die Irre frommer Wunschbilder. Der Roman ist mitnichten unpolitisch und nur glaubensstark, sondern in manchen Teilen Zeitzeugnis einer Abkehr des deutschen Katholizismus von der Botschaft Jesu – zugunsten der nationalistischen Ideologie. AUGUSTIN WIBBELT bleibt hier den Linien seiner plattdeutschen Kriegssyrik und Feldpostbriefe durchaus treu, auch wenn die explizit propagandistischen Kriegsbotschaften nun – verstreut in einem großen Erzählwerk – mehr „versteckt“ bzw. z.T. weniger eindeutig sind und stärker unter dem Gesichtspunkt der „schweren Zeit“ vermittelt werden. Ambivalenzen des Dichters und Widersprüchlichkeiten seines Werks dürfen in einer sachgerechten Interpretation nicht bequem aufgelöst werden zugunsten derjenigen Seite, die einem selbst genehm erscheint. Die durchkomponierte Aufteilung in gute und ketzerische Bisterloher sowie die auch sonst im Gesamtwerk anzutreffende Verächtlichmachung des christlichen Pazifismus lassen ebenfalls keine Deutung zu, nach welcher WIBBELT eben nur zeitgenössische Stimmungsbilder – und nicht etwa eigene Anschauungen – darbietet.

¹⁸⁶ Wilsons wegweisende friedenspolitische und völkerrechtliche Vorstellungen, denen er selbst freilich nach Kriegsende nicht treu geblieben ist, wurden für Deutschland erst nach Erkenntnis einer unweigerlich kommenden Niederlage interessant.

¹⁸⁷ Bezeichnend sind folgende Sätze des jungen Karl Fink: „Well dat metmakt hät in Masurien, de hät en Blick in de Höll smieten. Dat is kin Krieg mähr, Vader, dat is Slächterie. Laot us vanaabend wat anners küern.“ (Wibbelt 1918b, S. 18)

¹⁸⁸ Wibbelt 1956, S. 684 und 688. – Zu Tembrinks völlig unkritischer Würdigung des Romans vgl. ebd., S. 683–688.

4. Und der „hochdeutsche Wibbelt“?



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Hans Taubken betrachtet die Aufgabe, den Dichter AUGUSTIN WIBBELT unter besonderer Berücksichtigung der zahlreichen hochdeutschen Veröffentlichungen als *homo politicus* zu untersuchen, als „eine der dringlichsten Desiderate der Wibbelt-Forschung“ (Wibbelt 2000, S. 5). Es versteht sich von selbst, daß in einer umfassenden wissenschaftlichen Untersuchung zu WIBBELTS Kriegs-Engagement, die hier freilich nicht durchgeführt werden kann, die äußerst zahlreichen *hochdeutschen* Beiträge, die in der Bibliographie (Taubken 1996; Taubken 1997, S. 16-20) auftauchen, berücksichtigt werden müßten. Zur Einordnung des Dichters innerhalb des politischen Katholizismus wären zudem seine – namentlich nicht gezeichneten – Beiträge aus dem kirchlichen „Ludgerus-Blatt“ (1891-1896) zu sichten, ebenso tausende Beiträge in der Wochenschrift „Die christliche Familie“ (1914-1939).

Die Liste allein der *selbstständigen* hochdeutschen Schriften mit Kriegsbezug ist so beachtlich, daß man sich mit Blick auf das Gesamtwerk fast fragen muß, wie ein Priester im Amt in nur vier Jahren nebenher überhaupt so viele Veröffentlichungen auf den Weg bringen kann (Taubken 1996, 26-31): 1914: „Die große Volksmission Gottes - Ein ernster Mahnruf in schwerer Zeit“; „Weine nicht! Ein Wort des Trostes an die Hinterbliebenen der gefallenen Krieger ...“; „Aus der Tiefe - Kriegsgebete ...“; „Kriegsbrief an die Kommunionkinder“; „Weihnachtsbrief an die Soldaten im Felde“; „Neujahrsbrief an die Soldaten im Felde“. – 1915: „Passionsbrief an die Soldaten im Felde“; „Soldatenspiegel“; „Osterbrief an die Soldaten im Felde“; „Pfingstbrief an die Soldaten im Felde“; „Herz-Jesu-Brief an die Soldaten im Felde“; „Rosenkranzbrief an die Soldaten im Felde“; „Kriegsbrief an das Deutsche Volk“; „Kriegsbrief an die deutschen Frauen“; „Kriegsbriefe I. Sammlung“; „Kriegsandacht“; „Verzage nicht!“ (u.a. „Ein Wort der Aufmunterung an die verstümmelten Krieger“); „Memento - Erwägungen und Gebete zum Troste“; „Ein Heimatbuch – Worte des Trostes und der Ermahnung“. – 1916: „Schutzengel-Kriegsbrief an die Kinder“; „Fastenbrief an die deutschen Soldaten“; „Eucharistischer Brief an die deutschen Soldaten“; „St. Josephs-Brief an die deutschen Soldaten“; „Armenseelentrost“. – 1919: „Trost in Trübsal - Gebete und Betrachtungen für die Tage der Bedrängnis“.

Der sich hier aufdrängende Verdacht, daß AUGUSTIN WIBBELT 1914-1918 wohl zu den führenden Kriegsseelsorgern an der „deutschen Heimatfront“ gehört haben muß, wird auch genährt durch den Umstand, daß er mit zwei Beiträgen in dem für alle deutschsprachigen Diözesen gedruckten Erbauungsbuch „Sankt Michael“¹⁸⁹ von 1918 vertreten ist und in diesem Werk auch die angefügte „Kriegschronik der Familie“ auf jeder Seite mit Versen von WIBBELT versehen ist. Allerdings sind die Beiträge, worauf mich Hans Taubken aufmerksam macht, aus anderen Schriften des Dichters übernommen worden. WIBBELTS Text „*Des Deutschen Volkes Schutzpatron*“¹⁹⁰ (Leicht 1918, S. 11) eröffnet zusammen mit dem Schlachtenlied „Sankt Michael“ von Pfarrer Ottokar Kernstock das Eingangskapitel „Sankt Michael“, welches die besonders für WAGENFELD so bedeutsame nationalistische Anschauung vom deutschen Erzgelfürst an Gottes Thron und die Deutung der Geheimen Offenbarung auf deutsches Kriegshandwerk hin in erschreckender Weise vermittelt. Sankt Michaels Kriegsdienst ist Gottesdienst¹⁹¹, er führt das deutsche Heer ins Feld und ist zugleich Seelenführer der gefallenen Soldaten. Allerdings sichert sich der Dichter im Vergleich mit seinen Mundarttexten (z.B. Wibbelt 2000, S. 21) dogmatisch besser ab, indem er die letzten beiden Punkte in Form eines Gebetszitates und durch Verweis auf fromme Tradition vermittelt. – In WIBBELTS „*Gebet für einen Angehörigen im Felde*“¹⁹² (ebd., S. 92f) heißt es u.a.: „O Herr, [...]; wenn Du aber in Deiner Unerforschlichkeit beschlossen haben solltest, daß er [der Angehörige im Krieg] sein Leben hingeben soll für die heilige Sache des Vaterlandes, so gewähre ihm einen schmerzlosen Tod in Deiner Gnade, Du barmherziger Gott!“

*

Siebzehn Millionen Tote und 21 Millionen Verwundete des ersten Weltkrieges waren nach 1918 immer noch kein Grund zum Umlernen für ein neues Handwerk (Jesaja 2,4). Hernach wurden Hitlers Kriege erneut von den Bischöfen beider Konfessionen in Deutschland – den deutschnationalen Militaristen Bischof Clemens August Graf von Galen¹⁹³ in Münster eingeschlossen – unverdrossen gutgeheißen. Das Episkopat stellte den katholischen Gläubigen die

¹⁸⁹ Die Einleitung des Buches stammt von dem sehr schwatzhaften Rottenburger Bischof Paul Wilhelm Keppler, einem Förderer des völkischen Antisemiten und „Niederdeutsch-Ideologen“ Julius Langbehn (vgl. Missalla 1968, S. 78, 83 u.a.). Sie offenbart ziemlich unverhohlen den eigennütziigen, kirchenpolitischen Hintergrund des katholischen Kriegseingagements 1914-1918: „Wir [Katholiken] sind nicht Deutsche zweiter Güte, Vaterlandsfreunde zweiter Klasse.“ Nahezu sämtliche Bischöfe werden als Mitarbeiter des Werks aufgeführt.

¹⁹⁰ Entnommen aus: Augustin Wibbelt: Soldatenspiegel. M.-Gladbach: Kühlen [1915].

¹⁹¹ Auch im Werk „Sankt Michael“ liest man von K. Faustmann: „Wer also in einem Kriege pflichtgemäß die Waffen trägt, ist eingefügt in die Pläne des ewigen Weltregierers, ... ist ein Werkzeug der Vorsehung“ (zit. Missalla 1968, S. 130). Ein G. Koch predigte als Katholik gar in seinem Buch „Gottes Schlachtfeld“: „Wenn wir dem Staat gehorchen, gehorchen wir Gott, denn Gott hat den Krieg befohlen.“ (zit. ebd.)

¹⁹² Entnommen aus: Augustin Wibbelt: Aus der Tiefe. Kriegsgebete, daheim und im Felde zu beten. M.-Gladbach: Kühlen [1914]. – Mir liegt eine Mitteilung vor, derzufolge das erstmals 1917 erschienene Werk außerdem auch noch Wibbelts „*Das große Tedeum*“ enthält (entnommen aus: Augustin Wibbelt: Die große Volksmission Gottes. Ein ernster Mahnruf in schwerer Zeit. Warendorf: J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung [1914]). Dieser mutmaßlich auf „Sieg“ zielende Text ist jedoch in den mit vorliegenden Auflagen (Leicht 1917 & 1918) nicht zu finden.

¹⁹³ In den 1980er Jahren bereits wollte ein Ehepaar aus Frankreich den mutigen Münsterischen Oberhirten mit einer Biographie ehren und wurde dann durch Einblicke in die deutsch-nationalistische bzw. militaristische Seite des Vorbildes tief enttäuscht (vgl. Sandstede-Auzelle/Sandstede 1986). Aus tiefster Überzeugung wünschte Bischof Galen für Hitlers Krieg den Sieg. In seinen berühmten Lamberti-Predigten (1941) hatte von Galen (vielleicht wirklich unter Lebensgefahr!) unerschrocken gegen den „Euthanasie“-Massenmord an Behinderten opponiert und diesen als Tor zur Tötung aller „Unproduktiven“ (z.B. der versehrten Kriegsheimkehrer) beschrieben. Der junge Katholik Ferdinand Vodde, wie Galen aus Dinklage stammend, verteilte (ebenfalls unter Lebensgefahr) Abschriften dieser Predigten unter Wehrmachtssoldaten an der Ostfront. Als Bischof von Galen in einer persönlichen Begegnung davon erfuhr, rügte er Vodde äußerst scharf: Das sei Wehrkraftzersetzung, und dazu seien die Hirtenschreiben nicht gedacht! (Dies hat Prof. Fritz Janssen, ein Studienkollege des Priesters Ferdinand Vodde, mir mitgeteilt.)

Beteiligung am Hitlerkrieg *fast ausnahmslos* als Christenpflicht und den Hitler-Eid als bindend dar. Das berüchtigte Handbuch des Führer-Verehrers Erzbischof Conrad Gröber beschwor die „asiatische Unkultur“.¹⁹⁴ Es empfahl im Vorwort einen völkisch-germanisch und antisemitisch begründeten Vernichtungskrieg gegen den „Bolschewismus“; unter dem Stichwort „Völkerfriede“ wurde gelehrt: „Der übertriebene Grundsatz >Nie wieder Krieg< [ist] eine Utopie“ und „Festhalten am Frieden um jeden Preis ist unsittlich“. Diesmal wird sich die Lawine der Kriegstoten auf über 60 Millionen Menschen vervielfachen.



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Das alte Lied wurde also aufs Neue gesungen. Auch AUGUSTIN WIBBELT hat sich im zweiten Weltkrieg wieder mit „Ermutigungen“ an die Frontsoldaten gewandt. Das folgende hochdeutsche Gedicht ist – wohl auf Vermittlung von CHRISTEL SCHULTE KRUDE¹⁹⁵ hin – am 23. Oktober 1943 in der Geseker Zeitung erschienen (Wibbelt 1943):

Ein neues Lied
Augustin Wibbelt

Tapfres Volk von Geseke,
Wie ich aus den Briefen seh'!
In der Ferne, ungemessen,
Wird die Heimat nicht vergessen.

Auch die Heimat, wie Ihr wißt,
Ihre Söhne nicht vergißt,
Immer bleiben wir die alten,
Wollen treu zusammenhalten.

¹⁹⁴ Vgl. Gröber 1937 (das Vorwort sowie die unglaublichen Ausführungen in vielen Handbuchartikeln: Vaterlandsliebe, Volk, Völkerfrieden, Nation, Vererbung, Eugenik ...).

¹⁹⁵ Vgl. zu ihr: Bürger 2010, S. 610f.

Eurer Heimat liebes Bild
Strahlt Euch wie ein Stern so mild,
Und so kommt es, daß Euch allen
Unsere Bilder so gefallen.

Unsere Zeitung bringt sofort,
Was passiert ist, gleich nach dort.
Und Ihr seht, noch steht das Städtchen,
Und es leben noch die Mädchen.

Hei, die Ernte war famos,
Und die Freude doppelt groß,
Weil für jeden Ernteritter
Ward gewährt ein ganzes Liter.

Auch die Schule will nicht ruhn,
Will für unsre Front was tun.
Und so sammeln all die Putten
Kräutertee und Hagebutten.

Schreibt nur, wenn Euch etwas fehlt,
Und kein Wunsch sei uns verhehlt;
Schreibt an die Soldatenmutter,
Deren Herz so weich wie Butter.

Eure Lieben um die Wett'
Opfern gern das letzte Fett,
Eltern, Schwestern, Anverwandte
Bis zur allerletzten Tante.

O, die Heimat, alt und neu,
Bleibt Euch ewig ewig treu;
Drum so müßt Ihr nicht verzagen,
Und was schwer ist, wacker tragen.

Ob der Feinde viele sind,
Nur wer aushält, der gewinnt.
Nur wer aushält, der wird siegen,
Laßt Euch ja nicht unterkriegen.

Der dies Lied gesungen hat,
War vor langer Zeit Soldat!
Wann denn? Fragt Ihr wohl verwundert,
War im vorigen Jahrhundert.¹⁹⁶

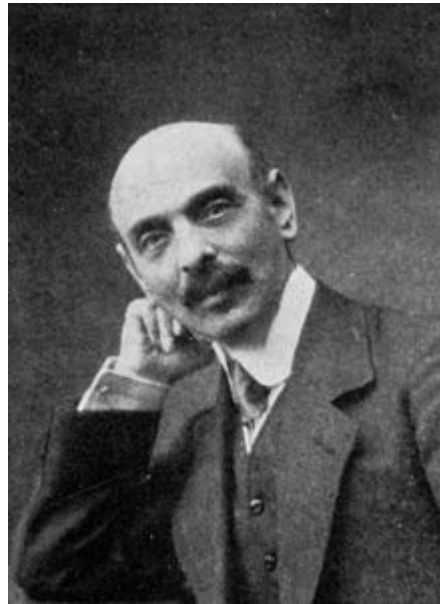
Sechzig Jahre ist es her,
Da marschiert er mit Gewehr;
Hat jetzt „Achtzig“ auf dem Rücken –
Doch er geht noch nicht mit Krücken.

¹⁹⁶ Vgl. zu Wibbelts eigener Militärdienstzeit 1884/85: Pohl 1962*, S. 20-24.



Umschlag des auflagenreichen römisch-katholischen Hausbuches „Sankt Michael“, dem zahlreiche Illustrationen in dieser „daunlots“-Ausgabe entnommen sind. Die Graphik verweist auf die Kriegsmithologie vom „deutschen Erzengel“ (Leicht 1918).

VII. Nachtrag: Ein plattdeutsches Kriegswiegenlied (1914) von Eli Marcus



Im September 1914 ist in der Monatsschrift „Westmünsterland“ ein plattdeutsches Kriegswiegenlied des Münsterischen Mundartdichters ELI MARCUS¹⁹⁷ (1854-1935) erschienen, das ich hier in einem Nachtrag dokumentieren möchte (Marcus 1914):

Westfaolenmoders Weigenleed

Von E. Marcus, Münster

Schlaop mien Junge, schlaop mien Kind,
Dien Vader trock in'n Krieg;
Düör'n Buschk weiht köhl de Aobendwind,
Lütt, äs wenn Weesenkinner grient;
Ao Här gief us den Sieg!
Schlaop mien Wilm, ik mott noch spinnen,
Datt giff wittet, weeket Linnen,
Datt sik usse Vader frei'
Susala, dusala, eia popei.

Usse Piärd, den brunen Hans,
Den halden se us weg,
De mott auk met in'n Kuegeldanß,
De dräg en Rieder met ne Lanz',
Wu usse Naober säg.
Süh, mien Wilm, ik will nich grienzen,
Us sall't Glück wull noch maol schienen,
Blief wi män bineen, wi drei
Susala, dusala, eia popei.

¹⁹⁷ Vgl. zu diesem Autor: LWA*; Weiß 1989; Voloj 2001; Marcus 2003.

Schlaop mien Kind[,] wär' stuer un graut,
 De Tied iss hellschken schwaor,
 Män giff et auk nu drüge Braud,
 Dat mäk de Baken rund un raut
 Un diene Augen klaor.
 Mott'k de bunte Koh verkaupen,
 Müet wi auk in Holschken laupen,
 Dat iss uss ganz eenerlei
 Susala, dusala, eia popei.

Keim de Russ' in't Land harin,
 Wat wäör'n wi alle arm,
 De Russ', well Schüer un Hüser brennt,
 Well Kinner muord't, well Wiewer schänd't;
 Ao Leiwähr, Di erbarm'!
 Schlaop die graut un lähr di wehren,
 Wilm, datt du kanns met mascheeren,
 Kümp maol wier en Kriegsgeschrei
 Susala, dusala, eia popei.

Schlaop mien Junge, schlaop mien Kind,
 Dien Vader trock in'n Krieg.
 Wenn't noch so viele Fiende sind,
 Et mott so sien, datt wi gewinnt,
 De Här giff us den Sieg!
 Vader helpt den Kaiser siegen,
 Sall dat isern' Krüz wull kriegen,
 Wat en Stolt un wat ne Frei'
 Susala, dusala, eia popai!

Noch 1913 war von diesem Dichter ein Lyrikband „*Sonnenblomen – Dichtungen in der Mundart des Münsterlandes*“ erschienen. Während des ersten Weltkrieges kommt es nach Ausweis der einschlägigen Bibliographien zu keinen selbstständigen Veröffentlichungen, insbesondere nicht zum Druck von selbstständigen Kriegsdichtungen des Autors. Erst für 1920 wird wieder ein plattdeutsches Fastnachtsspiel „*De Suohn*“ von ihm verzeichnet. Einer breiten Öffentlichkeit bietet der aktuelle Wikipedia-Eintrag folgende Informationen über ELI MARCUS an (Wikipedia.org – Stand vom 26.4.2012):

Nachdem sein Sohn Ernst (Unteroffizier, Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse und der Friedrich August-Medaille in Silber) am 25. Juli 1917 im Ersten Weltkrieg gefallen war, gab Eli Marcus die Schuhhandlung auf und wandte sich dem Antiquitätengeschäft (An- und Verkauf wertvoller Altertümer und neuer Kunst) zu. Durch die Novemberrevolution 1918 in seinen Idealen erschüttert, zog sich Eli Marcus, der als deutscher Patriot und überzeugter Preuße den Wandel der Zeit mit Sorge betrachtete, immer mehr aus der Öffentlichkeit zurück.

Ob dieses Deutungsangebot zur Biographie wirklich zutrifft? ELI MARCUS war Jude und seit 1893 Mitglied des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“. Die Hoffnung vieler jüdischer Bürger im Kaiserreich, aufgrund ihres patriotischen Einsatzes im Weltkrieg endlich als rundherum gleichberechtigte Staatsbürger geachtet zu werden, wurde bitter enttäuscht. Schon

während des Krieges lebte trotz des „Burgfriedens“ die antisemitische Agitation auf¹⁹⁸, und nach Kriegsende kam es zu einer Radikalisierung der jüdenfeindlichen Hetze. Falls es 1918 – neben der Trauer um den toten Sohn (Voloj 2001, S. 103) – eine politische Enttäuschung oder gar Erschütterung bei ELI MARCUS gegeben hat, so ist es kaum denkbar, daß diese Hintergründe dabei keine Rolle gespielt haben sollten.

Das frühe Kriegsgedicht „*Westfaalenmoders Weigenleed*“ (1914) von ELI MARCUS ist ein hilfreicher Vergleichstext, der sich vom Großteil der in dieser Studie gesichteten Dichtungen deutlich unterscheidet. Der Tenor ist rundherum national: Trotz der schweren Zeit will die Wiegenliedsängerin nicht weinen; ihr noch kleiner Sohn soll lernen, sich zu wehren, für den Fall, daß noch einmal ein Krieg kommt; die Russen geraten als Frauenschänder und Kindermörder ins Blickfeld; der „Här“ [Herrgott] wird >uns< ganz gewiß den Sieg geben; freudiger Stolz auf das Eiserne Kreuz liegt in Sichtweite ... Es fehlen jedoch in diesem Text der wahnhaft Nationalismus¹⁹⁹, wie er uns in der Kriegssyrik von WETTE, WAGENFELD und WIBBELT begegnet ist, und auch jeglicher Anklang an Haßpropaganda.

Die Kenntnisnahme von Texten dieser Art sollte uns zur Vorsicht mahnen, damit wird nicht voreilig eine allgemeine „Haß-Norm“ für die literarischen Kriegsproduktionen 1914-1918 annehmen. Das Pochen auf Gottes Beistand für deutsche Krieger und für einen Sieg der – angeblich – gerechten deutschen Sache, dergleichen war wohl wirklich Gemeingut in der Gesellschaft. Doch müssen Vorstellungen dieser Art eben nicht zwangsläufig in Haßgesänge und Propagandatraktate für einen totalen Sieg – mit schier grenzenlosen Leichenbergen – münden. Das illustrieren z.B. auch folgende Schlußstrophen aus einem unveröffentlichten hochdeutschen Weihnachtsgedicht, das Kanonier FERDINAND SCHULTE²⁰⁰, seinerzeit katholischer Küster in meinem Heimatdorf Eslohe, seiner Familie 1917 von der Westfront aus zugeschickt hat (Kopie der Handschrift: CHRISTINE KOCH-MUNDARTARCHIV):

Doch Vater ruft aus welscher weiter Ferne[:]
Wenn ich auch steh in Feindesland[,]
Im Geiste bin ich bei euch in der Stunde[,]
Und hier steh ich in Gotteshand.

Gott wills, daß ich hier draußen schütze
Die Heimat und den deutschen Rhein[,]
Daß ungestört den Weihnachtsbaum kann tragen
In's deutsche Haus das Christkindlein.

Doch knieet nieder bei der Weihnachtskrippe
Und betet zu dem Gotteskind,
Daß Mut und Kraft es spend dem deutschen Krieger[,]
Bis alle guten Willens sind.

¹⁹⁸ Zu Kriegsbeginn war Antisemitismus im Kaiserreich offiziell unerwünscht gewesen. Doch schon ab dem Kriegswinter 1915/1916 verstärkten die Antisemiten ihre Kampagnen; angesichts ausbleibender „Kriegserfolge“ wollte man die Suche nach Sündenböcken im Sinne der eigenen Ideologie lenken. Am 11. Oktober 1916 wurde per Erlaß sogar eine „Judenzahlung“ an der Front angeordnet (auch der linke Zentrumsmann Matthias Erzberger forderte am 19.10.1916 eine nach Konfessionszugehörigkeit unterscheidende Erfassung des Kriegspersonals). Walter Rathenau hatte schon im August des gleichen Jahres geschrieben: „Je mehr Juden in diesem Kriege fallen, desto nachhaltiger werden ihre Gegner beweisen, daß sie alle hinter der Front gesessen haben, um Kriegswucher zu treiben. Der Haß wird sich verdoppeln und verdreifachen.“

¹⁹⁹ Das Wort „deutsch“ taucht z.B. kein einziges Mal auf.

²⁰⁰ Vgl. zu Ferdinand Schulte: Bürger 2010, S. 612f.

VIII. Ausblick



Illustration aus dem katholischen Kriegsbuch „Sankt Michael“ (Leicht 1918)

Es wäre verlockend, an das Ende dieser Arbeit ein vergleichendes Resümee zu stellen und etwa die Frage zu beantworten, wie denn KARL WAGENFELD und AUGUSTIN WIBBELT zueinander stehen. Erschreckende Gemeinsamkeiten in den Dichtungen der beiden liegen offen zutage, es lassen sich aber auch Unterschiede ausmachen (WIBBELTS vereinzelt Ansätze zu einem *universellen* Mitleiden erscheinen mir glaubwürdiger, und an die Haß-Exzesse des jüngeren Dichterkollegen reicht er wirklich nicht heran; das Kriegsthema wird bei ihm außerdem nicht zur „Weltanschauungsdichtung“ ausgebaut²⁰¹). Sollte man die Differenz lediglich auf den mehr pastoralen Stil zurückführen, dem sich ein Priesterdichter wie WIBBELT wohl verpflichtet fühlt? Oder gibt es auch eine belegbare Differenz im Weltanschaulichen und Politischen, die von grundsätzlicher Art ist? Diese Frage ist auf der Basis der von mir herangezogenen Darstellungen beim Kriegskomplex nicht zufriedenstellend zu klären. Wer unter kritischem Anspruch historisch forscht, wird demütigt. In diesem konkreten Vergleichsfall wäre z.B. eine vollständige Kenntnis auch des hochdeutschen Kriegsschrifttums von WIBBELT Minimalvoraussetzung für ein verantwortliches Urteil. WIBBELTS „Verbesserungsvorschläge“ zu WAGENFELDS „*Usse Vader*“ von 1918 (Taubken 1994, S. 55f) laufen auf eine *theo-logische* – scholastische – Auflösung des Abgrundes zwischen Christentum und Krieg hinaus. Was ist fürchterlicher, WIBBELTS Konstruktion eines innerlich ganz überzeugten und angeblich gottgewollten Hineingehens des Christen in diesen äußerlich verstandenen Abgrund – nur eben mit einer Verrichtung der objektiven „Werke des Hasses“ [!] im subjektiven „Geist der Liebe“ – oder WAGENFELDS Eingeständnis des eigenen Hasses und des Unvermögens, das Vaterunser weiterhin zu beten?

²⁰¹ Vgl. dazu z.B. folgende vielsagende Strophe aus Wibbelts „kräftigem“ Glückwunschgedicht zum 65. Geburtstag von Wagenfeld: „Laot du den Daut un Düwel laupen, / De Antichrist is auk no fähn; / Wi willt us erst en Slaopdrunk kaupen / Un stille waachten up de Stähn.“ (zit. Taubken 1994, S. 59) – Der Dichtung „*De Antichrist*“ hat Wibbelt 1916 freilich ein „hohes Lob“ gespendet (vgl. ebd., S. 54).

An anderer Stelle sticht ins Auge, daß etwa zwischen WETTE und WAGENFELD trotz der Konfessionsverschiedenheit vielfache Übereinstimmungen in Bilderwahl, Tonart und Aussage auszumachen sind. Es liegt nahe, den gemeinsamen völkischen Dunstkreis der beiden Autoren dafür verantwortlich zu machen. Der Protestant KARL PRÜMER wiederum ist zwar ein äußerst aggressiver „plattdeutscher Krieger“, aber es fehlen bei ihm doch jene wahnhaft sakralisierten Haßorgien, die bei WAGENFELD zweifellos auch aus einer maßgeblich vom „Teufel“ mitbestimmten religiösen Metaphysik hervorgehen. Man weiß bei PRÜMER, woran man ist. Er redet nicht um den heißen Brei herum, sondern spricht hauptsächlich von Wirtschaftsinteressen. Nun will aber auch dieser Anhänger des höchsten, nämlich vaterländischen Ideals die Engländer >wie Ratten ersäufen< und andere Feinde wie Unkraut behandelt wissen.

Während des ersten Weltkrieges hat man sich in Kreisen der „Niederdeutschen“ offenbar durchaus als Kriegsprofiteur betrachtet. In der jungen Weimarer Republik sah man sich dann aber in der Defensive und blies – im Fall von WAGENFELD mit unverhüllter Drohrhetorik – zum Kampf für das Niederdeutschtum. Rückblickend konstatiert Ende der 1920er Jahre Conrad Borchling (Borchling/Quistorf 1929, S. 11f.):

„Zwar von der eigentlichen Kriegsdichtung hat nicht eben viel die Jahre des Krieges überlebt; aber der bald einsetzende lebhafte Austauschverkehr zwischen der Front und der Heimat hat auch viel gute niederdeutsche Literatur ins Feld gebracht. Besonders als dann der Schützengrabenkrieg einsetzte, wurde das Verlangen nach heimatlichen Büchern, heimatlichen Aufführungen und Vorträgen, heimatlicher Predigt, immer stärker. Das Allerförderlichste für die niederdeutsche Sache wurde es aber doch, daß in den Schützengräben und in den einzelnen niederdeutschen Regimentern das Plattdeutsch*sprechen* wieder Boden gewann; gar mancher, der sich der Mundart längst entwöhnt hatte, kehrte freudig zu ihr zurück; und auch mancher Hochdeutsche paßte sich der neuen Umgebung gern an. Besonders bei den in Flandern stationierten Truppen war der Wert des Plattdeutschen für die Verständigung mit den Einheimischen unverkennbar; vlämisches Volkstum und vlämische Literatur traten gerade dem Niedersachsen leicht näher. [...] Durch den Ausgang des Krieges war Niederdeutschland wieder ganz auf sich selbst gestellt, aber das durch den Krieg gesteigerte Kraftgefühl des niederdeutschen Menschen hielt auch in den ersten Friedensjahren an, und noch heute ist der Niederdeutsche davon durchdrungen, daß die notwendige Neuordnung des Reiches seine niederdeutsche Eigenart nicht zerstören darf.“

So oder so, eine Fortsetzung folgt nach 1918. Zunächst wäre da zu erkunden, wie das Thema „erster Weltkrieg“ in den regionalen Mundartliteraturen aufgegriffen wird, welche Erinnerungen und Deutungen vorherrschen. Grundsätzlicher noch stellt sich im Rahmen einer westfälischen Mundartliteraturgeschichtsschreibung die Frage, welche Bedeutsamkeit in kultureller und politischer Hinsicht dem mit der Heimatbewegung aufs Engste verbundenen niederdeutschen Komplex während der Weimarer Republik und dann zur Zeit des Faschismus zukommt. Soviel steht fest, die plattdeutschen Szenen dieser Zeitabschnitte sind alles andere als unpolitisch.

IX. Literaturverzeichnis (nach Kurztiteln)

Aly 2011 = Aly, Götz: Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass 1800-1933 [= Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung]. Bonn 2011.

Bergenthal 1953 = Bergenthal, Josef: Westfälische Dichter der Gegenwart. Deutung und Auslese. Münster: Verlag Regensberg 1953.

Bichel 1990 = Bichel, Ulf: Karl Wagenfeld. Gedanken und Gedenken zu seinem 120. Geburtstag am 5. April 1989 und zu seinem 50. Todestag am 19. Dezember 1989. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 6 (1990), S. 7-22.

Blunck 1915* = Blunck, Hans Friedrich: Belgien und die niederdeutsche Frage. Jena: Diederichs 1915. [<http://www.bookprep.com/read/uc1.b4154167>]

Borchling/Quistorf 1929 = Borchling, Conrad/Quistorf, Hermann (Hg.): Tausend Jahre Plattdeutsch. Zweiter Band. Proben niederdeutscher Sprache und Dichtung von 1900 bis zur Gegenwart. Hamburg 1929.

Bürger 1993 = Bürger, Peter (Bearb.): Christine Koch. Liäwensbauk. Erkundungen zu Leben und Werk. [= Christine Koch-Werke. Ergänzungsband]. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum 1993.

Bürger 2005* = Bürger, Peter: Hiroshima, der Krieg und die Christen. Düsseldorf: fiftyfifty-Galerie 2005. [Auch als kostenlose Internetausgabe: <http://friedensbilder.de/christenkrieg/Hiroshima-Christen-Krieg.pdf>]

Bürger 2007 = Bürger, Peter: Kino der Angst. Terror, Krieg und Staatskunst aus Hollywood. 2. Auflage. Stuttgart: Schmetterling Verlag 2007.

Bürger 2009 = Bürger, Peter: Die fromme Revolte. Katholiken brechen auf. Oberursel: Publik-Forum 2009.

Bürger 2010 = Bürger, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe 2010.

Bürger 2011 = Bürger, Peter: Faschistische Volkstumsideologie und Rassismus statt Wissenschaft. Zur Studie „Mundart und Hochsprache“ (1939) von Karl Schulte Kemminghausen. In: Niederdeutsches Wort. Beiträge zur niederdeutschen Philologie. Bd. 51 (2011), S. 1-24.

Bürger 2012* = Bürger, Peter: „Auch mit halbem Kopf kann ein Soldat glücklich sein“. Soldaten-Veräppelung vor hundert Jahren – polemisch präsentiert aus aktuellem Anlass von Bundespräsident Gaucks Rede. In: Telepolis, 13.6.2012. <http://www.heise.de/tp/artikel/37/37086/1.html>

Busse 1915* = Deutsche Kriegslieder 1914/15. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Carl Busse. Bielefeld und Leipzig: Velhagen & Klasing 1915. [<http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de>]

Cordes/Möhn 1983 = Cordes, Gerhard / Möhn, Dieter (Hg.): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Berlin 1983.

daunlots* = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen und heimatmuseum eslohe. nr. 1 ff. Eslohe 2010ff. www.sauerlandmundart.de

Ditt 2012 = Ditt, Karl: Karl Wagenfeld 1869-1939. Dichter, Heimatfunktionär, Nationalsozialist? In: Frese, Matthias (Hg.): Fragwürdige Ehrungen!? Straßennamen als Instrument von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur. Münster 2012, S. 179-232. [Freundlicherweise vorab vom Autor zur Verfügung gestellt.]

Eickhoff 1902 = Eickhoff, Prof. Dr.: Der Westfalen Charakter, Sprache und Vergangenheit. In: Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark 15. Jg. (1900-1901). Witten 1902, S. 133-147.

Festgabe Wagenfeld 1939 = Karl Wagenfeld – Festgabe zur Vollendung seines 70. Lebensjahres [Hg. Friedrich Castelle; Mitarbeit Grete Wagenfeld]. Münster: Aschendorff 1939.

Findliste Nachlaß Wagenfeld 2011* = Nachlass Karl Wagenfeld. Universitäts- und Landesbibliothek Münster. Dezernat Historische Bestände. – Findliste 2011. [http://miami.uni-muenster.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-5893/findliste_wagenfeld.pdf]

Foerste 1987 = Foerste, Lotte: Westfälische Mundartliteratur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Der Raum Westfalen. IV: Wesenszüge seiner Kultur. 5. Teil. Münster 1987.

Francke 1914 = Francke, Jul.: Krieg dem Fremdwort. In: Westmünsterland. Monatsschrift für Heimatpflege Jg. 1914. Bocholt: J. & A. Temming 1914, S. 245-248.

Gleichmann 2011* = Gleichmann, Ernst: Entfremdung. Wie die Süddeutsche Zeitung bei der Re-Militarisierung mithilft. 10. August 2011. <http://www.nachdenken-in-duesseldorf.de/?p=1451>

Gröber 1937 = Gröber, Conrad (Hg.): Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen. [„Mit Empfehlung des deutschen Gesamtepisckopates.“ „Neudruck mit unwesentlichen Änderungen 1937“]. Freiburg im Breisgau: Herder & Co 1937.

Heering-Düllo 1989 = Heering-Düllo, Cornelia: Lehrerheft zur Lesebuchreihe „Tungenslag“. Hinweise und Materialien für die Unterrichtsvorbereitung. Mit Unterrichtsbeispielen von Heinz Lenkenhoff, Engelbert Rave und Karl-Heinz Stening. Hg. Westfälischer Heimatbund, Lippischer Heimatbund, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Westfälisch-Lippischer Sparkassen- und Giroverband. Münster 1989.

Heine 1905 = Heine, Gottfried: Krümeln un Kuasten. Nigge Vertellekes iutem Surlande. Paderborn: Schöningh o.J. [1905].

Heydebrand 1983 = Heydebrand, Renate von: Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945. Ein literaturhistorischer Modell-Entwurf. Münster 1983.

Höher 1985 = Höher, Peter: Heimat und Fremde. Wanderhändler des oberen Sauerlandes. Münster: Cöppenrath 1985.

Kahle 1967 = Kahle, Maria: Heimkehr ins Dorf [hdt. Erzählung, ndt. Judaslied]. In: Sauerländer Hinkende Bote 1967 [Heimatkalendar], S. 118f.

Körner 1914 = Körner, P.: Bei den Franzosen in Friedrichsfeld. In: Westmünsterland. Monatsschrift für Heimatpflege Jg. 1914. Bocholt: J. & A. Temming 1914, S. 234-236.

Kuhn 1859* = Kuhn, Adalbert: Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands. Erster Theil: Sagen. Leipzig: Brockhaus 1859. [books.google.com]

Langhanke 2008 = Langhanke, Robert: Karl Wagenfeld. Daud un Düwel. In: Peters, R. / Roolfs, F. H. (Hg.): Plattdeutsch macht Geschichte. Münster 2008, S. 189-192.

Leicht 1918 [Leicht 1917] = Leicht, Johann (Hg.): Sankt Michael. Ein Buch aus eherner Kriegszeit, zur Erinnerung, Erbauung und Tröstung für die Katholiken deutscher Zunge. Würzburg-Berlin-Wien: Deutscher Sankt-Michaels Verlag 1918. [376 Seiten] [Die mutmaßliche Erstauflage von 1917 mit nur 320 Seiten habe ich ebenfalls berücksichtigt.]

Lönne 1986 = Lönne, Karl-Egon: Politischer Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt 1986.

LWA* = Gödden, Walter/Nölle-Hornkamp, Iris (Bearb.): Westfälisches Autorenlexikon Bd. I: 1750-1800. Paderborn 1993; Bd. II: 1800-1850. Paderborn 1994; Bd. III: 1850-1900. Paderborn 1997. – Zugrundegelegt wird die vollständige, aktualisierte und stark erweiterte Version im Internet mit dem neuen Titel „Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren

1750 bis 1950“: <http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php> [dies ist für Westfalen die wichtigste Literatur-Datenbank]. <http://www.literaturportal-westfalen.de>

Marcus 1914 = Marcus, E[li]: Westfaolenmoders Weigenleed. In: Westmünsterland. Monatsschrift für Heimatpflege Jg. 1914 (Heft 9, September). Bocholt: J. & A. Temming 1914, S. 211.

Marcus 2003 = Eli Marcus. Ick weet en Land. Ein jüdischer Mundartdichter Westfalens. Ausgewählte Texte und ein Lebensbild. Hrsg. von Manfred Schneider und Julian Voloj. Mit Beiträgen von Siegfried Kessemeier, Gisela Möllenhoff, Rita Schlautmann-Overmeyer, Friedhelm Wacker und Gisela Weiß. Münster: Aschendorff 2003.

Meister 1909 = Meister, Aloys (Hg.): Die Grafschaft Mark. Festschrift zum Gedächtnis der 300jährigen Vereinigung mit Brandenburg-Preußen. Band 1 [Politische Geschichte; Volkskunde und geistiges Leben; Wirtschaftsgeschichte]. Dortmund: Ruhfus 1909.

Melchior 1994* = Melchior, Wolfgang: Vom Kulturkampf zur Regierungspartei Zentrums- partei und politischer Katholizismus des Kaiserreichs im Wandel. [Hauptseminar Sommersemester 1994: „Nationalstaat und Nationalismus in Italien und Deutschland bis zum ersten Weltkrieg“ bei Prof. Dr. Franz Bauer.] München 1994. [www.wmelchior.com; Abruf 25.10.2011]

Michelsen/Müns/Römmer 2004 = Dat ‘s ditmal allens, wat ik weten do, op ’n anner Mal mehr... 100 Jahre Quickborn, Vereinigung für niederdeutsche Sprache und Literatur e. V., Hamburg. Festschrift. Hrsg. v. Friedrich W. Michelsen, Wolfgang Müns und Dirk Römmer u. unter Mitarbeit von Jürgen Meier. Hamburg: Quickborn 2004.

Missalla 1968 = Missalla, Heinrich: „Gott mit uns“. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918. München 1968.

Mommsen 2004 = Mommsen, Wolfgang J.: Der Erste Weltkrieg. Anfang vom Ende des bürgerlichen Zeitalters. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2004.

Mühl 1990 = Mühl, Hans: „Sölwst Geist nich un Sohn!“ Augustin Wibbelts Bedenken zu einer Textstelle in Karl Wagenfelds „De Antichrist“. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 6 (1990), S. 23-33.

Müns 2007 = Ehren „Namen hefft“ se „van dem schonen Springe ...“. 100 Jahre Zeitschrift „Quickborn“. Im Auftrag des Vorstandes der Vereinigung „Quickborn“ herausgegeben von Wolfgang Müns. Hamburg: Selbstverlag der Vereinigung „Quickborn“ 2007.

Neumann 1995* = Neumann, Johannes: Die Kirchen in Deutschland 1945: Vorher und nachher. Vortrag im Rahmen der Tübinger Universitätswochen 1995 in Albstadt-Ebingen. <http://www.ibka.org/artikel/ag98/1945.html>

Padberg 1982 = Padberg, Magdalena: Als wir preußisch wurden. Das Sauerland von 1816 bis 1849. Fredeburg 1982.

PBuB* = Die Plattdeutsche Bibliographie und Biographie (PBuB). Bearbeitet von Peter Hansen; fortgeführt seit März 2009 vom Institut für niederdeutsche Sprache, Bremen. Internetzugang zu dieser für den ganzen niederdeutschen Raum bedeutsamsten Datenbank: <http://www.ins-db.de>

Pesch 1914 = Pesch Joh.: Kriegsstimmungsbilder. In: Westmünsterland. Monatsschrift für Heimatpflege Jg. 1914. Bocholt: J. & A. Temming 1914, S. 242-245.

Pilkmann-Pohl 1991 = Pilkmann-Pohl, Reinhard: Bi Fournes. Zu einem Kriegsgedicht Augustin Wibbelts. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 7 (1991), S. 16-24.

Pohl 1962* = Pohl, Siegbert: Augustin Wibbelt als niederdeutscher Lyriker [= Niederdeutsche Studien Bd. 8]. Köln: Böhlau 1962. [http://www.lwl.org/LWL/Kultur/komuna/publikationen/niederdeutsche_studien]

Prümer 1915 = [Prümer, Karl]: Plattdeutsches Kriegslied. Junge, wann du wost, dann komm. Von K. P. Dortmund: Niederdeutsche Verlagsanstalt [1915]. [7S.]

Prümer 1916 = Prümer, Karl: Pipenbrink im Schützengrawen un te Hus. Leipzig: Otto Lenz [1916].

Pütter 2005 = Pütter, Josef: Sauerländisches Grenzland im Wandel der Zeiten. [Erstausgabe Balve 1965]. 2. überarbeitete Auflage. Balve: Heimwacht Balve e.V. 2005.

Reckinger 1983 = Reckinger, Francois: Krieg ohne uns! Paderborn: Bonifatius-Druckerei 1983.

Sandstede-Auzelle/Sandstede 1986 = Sandstede-Auzelle, M.-C./Sandstede, G.: Clemens August Graf von Westfalen, Bischof von Münster im Dritten Reich. Münster 1986.

Schalkamp 1933 = Schalkamp, Gertrud: Augustin Wibbelt und die Dorfgeschichte. Würzburg: Richard Mayr 1933.

Schatz 2008 = Schatz, Klaus: Kirchengeschichte der Neuzeit. Zweiter Teil. 3. Auflage. Düsseldorf 2008.

Schepper 1990 = Rainer Schepper, Rainer: Karl Wagenfeld – ein Wegbereiter des Nationalsozialismus. Spuren eines deutschen Heimatdichters. In: Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Dichtung und Sprache 80. Jg. (1990), S. 104-120.

Schilling 2008 = Schilling, Elmar: Karl Wagenfeld und Augustin Wibbelt. Kriegsgedichte. In: Peters, R./Roölfs, F. H. (Hg.): Plattdeutsch macht Geschichte. Münster 2008, S. 195f.

Schulte 1939* = Schulte, Wilhelm: Unser Karl Wagenfeld. Zu seinem 70. Geburtstag am 3. April 1939. In: Der Sauerländer. Heimatkalender für das Sauerland 1940, S. 61-64.
http://www.sauerlaender-heimatbund.de/De_Suerlaender_Heimatkalender_1940.pdf

Schuppenhauer 1988 = Schuppenhauer, Claus: Mundartdichtung im Kampf für's Vaterland. Über Augustin Wibbelts niederdeutsche Kriegsliteratur. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 4 (1988), S. 9-43.

Schuppenhauer 1994* = Schuppenhauer, Claus: Nedderdüütsch Dichten – ehrgüstern, güstern un vundaag. Eenmal verdwars dör uns' Literatur. In: Lindow, Wolfgang / Schuppenhauer, Claus: Die niederdeutsche Sprache. Nedderdüütsch Dichten. Leer 1994, S. 43-113. [Zitiert nach einer Kurzfassung auf der Internetseite des Instituts für niederdeutsche Sprache Bremen: <http://www.ins-bremen.de/plattdeutsch/texten/plattdeutsche-literaturgeschichte.html>]

Schwidetzky/Walter 1967 = Schwidetzky, Ilse / Walter, Hubert: Untersuchungen zur anthropologischen Gliederung Westfalens. = Der Raum Westfalen. Bd. V Mensch und Landschaft. Erster Teil. Hrsg. im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Münster 1967.

Sömer 1909/1992 = Sömer, Peter: Hageröschchen aus dem Herzogtum Westfalen [Reihenfolge aller Texte identisch mit der Erstauflage von 1892]. 2. Auflage. Paderborn: Bonifatius-Druckerei 1909. [Unveränderter Nachdruck der 2. Auflage: Olpe: Kreisheimatbund Olpe e.V. 1992.]

Taubken 1994 = Taubken, Hans: „Lieber Herr Bruder in Apoll!“ Zu den Korrespondenzen zwischen Augustin Wibbelt und Karl Wagenfeld. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 10 (1994), S. 51-66.

Taubken 1996 = Taubken, Hans: Bibliographie zum Werk Augustin Wibbelts. Teil 1: Selbständig erschienene Bücher und Schriften. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 12 (1996), S. 7-46.

Taubken 1997 = Taubken, Hans: Bibliographie zum Werk Augustin Wibbelts. Teil 2: Periodika: Kalender, Zeitschriften und Zeitschriftenbeilagen. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 13 (1997), S. 15-22.

Vincke 1857* = Sagen und Bilder aus Westfalen. Gesammelt und herausgegeben von Gisbert Freiherrn von Vincke [1856]. Zweite vermehrte Auflage. Hamm: Grote 1857. [Internet: books.google.com]

Voloj 2001 = Voloj, Julian: „... en däftig Wüörtken Platt!“ Biographische Notizen zum münsterländischen Heimatdichter Eli Marcus. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 17 (2001), S. 97-107.

von der Dunk 2004 = von der Dunk, Hermann W.: Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Band I. München 2004.

Wagenfeld 1912* = Daud un Düwel. Dichtung von Karl Wagenfeld. Bilder von August Heumann. Zweite Auflage. Hamburg: Richard Hermes Verlag [1912]. [Dritte Auflage 1919 auch als Digitalisat im Internet: <http://digital.ub.uni-duesseldorf.de/urn/urn:nbn:de:hbz:061:1-77039>]

Wagenfeld 1914a = Wagenfeld, Karl: Krieg. Gedichte in münsterländischer Mundart. Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Augustin Heumann, Münster. [Bücherei Westmünsterland.] Bocholt: J. & A. Temming [1914].

Wagenfeld 1914b = Wagenfeld, Karl: Rüter Daud [Gedicht]. In: Westmünsterland. Monatsschrift für Heimatpflege Jg. 1914. Bocholt: J. & A. Temming 1914, S. 238-241. [Text aus: Wagenfeld 1914a]

Wagenfeld 1915 = Wagenfeld, Karl: Weltbrand. Neue Folge Kriegsgedichte in münsterländischer Mundart. Bocholt: J. & A. Temming 1915.

Wagenfeld 1916a = An'n Herd: Plattdeutsche Feldbriefe von Karl Wagenfeld. Erstes Heft. Warendorf: J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold) [1916]. [49S.]

Wagenfeld 1916b = An'n Herd: Plattdeutsche Feldbriefe von Karl Wagenfeld. Zweites Heft. Warendorf: J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold) [1916]. [49S.]

Wagenfeld 1916c = An'n Herd: Plattdeutsche Feldbriefe von Karl Wagenfeld. Drittes Heft. Warendorf: J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold) [1916]. [46S.]

Wagenfeld 1916d = An'n Herd: Plattdeutsche Feldbriefe von Karl Wagenfeld. Viertes Heft. Warendorf: J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold) [1916]. [48S.]

Wagenfeld 1917a = An'n Herd: Plattdeutsche Feldbriefe von Karl Wagenfeld. Fünftes Heft. Warendorf: J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold) [1917]. [46S.]

Wagenfeld 1917b = An'n Herd VI.: Jans Baunenkamp's Höllenfahrt, Therese Schulte Klobfall u.a. Plattdeutsche Feldbriefe von Karl Wagenfeld. Warendorf: J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold) [1917]. [96S.]

Wagenfeld 1918 = Wagenfeld, Karl: Usse Vader (Vater unser). Bocholt: J. & A. Temming 1918.

Wagenfeld 1919 = Wagenfeld, Karl: Krieg und Stammesart. In: Münsterland. Monatsschrift für Heimatpflege. 6. Jg. (Mai 1919), Heft 5, S. 73-80.

Wagenfeld 1954/1983 = Wagenfeld, Karl: Versdichtungen und Dramen [Daud un Düwel; Antichrist; Luzifer; Usse Vader; Hatt giegen hatt; Dat Gewitter; Dat Gaap-Pulver; Gedichte in Auslese]. = Gesammelte Werke Bd. 1. Hg. Friedrich Castelle [1954]. Zweite Auflage. Münster: Aschendorff 1983.

Wagenfeld 1956/1985 = Wagenfeld, Karl: Erzählungen. = Gesammelte Werke Bd. 2. Hg. Friedrich Castelle und Anton Aulke [1956]. Zweite Auflage. Münster: Aschendorff 1985.

Wagenfeld 1983 = Wagenfeld, Karl: Ick will di maol wat seggen. Sprichwörter und Redensarten [...] und anderes mehr aus seinen volkskundlichen Schriften. = Gesammelte Werke Bd. 3. Hg. Hannes Demming. Münster: Aschendorff 1983.

Wagenfeld 1992 = Wagenfeld, Karl: Sipp, sapp, Sunne. Namens un Lüh. = Gesammelte Werke Bd. 4. Hg. Hannes Demming. Münster: Aschendorff 1992.

Weber 1990 = Weber, Ulrich: Die niederdeutsche Dialektliteratur Westfalens im 19. Jahrhundert. Ihre Anfänge und ihre Ausbreitung. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 7 (1991), S. 41-72.

Weiß 1989 = Weiß, Gisela: Eli Marcus – ein jüdischer Mundartautor Westfalens. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 5 (1989), S. 70-79.

Wermert 2002 = Wermert, Josef (Hg.): Olpe. Geschichte von Stadt und Land. Bd. 1. Olpe 2002.

Westfälischer Heimatbund 1929 = Volkstum und Heimat. Karl Wagenfeld zum 60. Geburtstag vom Westfälischen Heimatbunde. Münster: Aschendorff 1929.

Wette 1914 = Hermann, Wette: Westfälische Kriegsgedichte. Jena: Eugen Diederichs 1914. [35S.]

Wette 1965 = Wette, Hermann: Mauderspraok. Kleine Auswahl aus den Gedichten. Besorgt von Heinrich Luhmann. = Kleine Westfälische Reihe Gruppe VI, Heft 27. Bielefeld 1965.

Wibbelt 1914 = Wibbelt, Augustin: Well sall't iähr seggen? [Erzählung]. In: Westmünsterland. Monatsschrift für Heimatpflege Jg. 1914 (Heft 11, November). Bocholt: J. & A. Temming 1914, S. 266-270.

Wibbelt 1918a = Wibbelt, Augustin: Ut de feldgraoe Tied. De erste Deel: De graute Tied. Essen: Fredebeul & Koenen 1918.

Wibbelt 1918b = Wibbelt, Augustin: Ut de feldgraoe Tied. De tweere Deel: De swaore Tied. Essen: Fredebeul & Koenen 1918.

Wibbelt 1943 = Wibbelt, Augustin: Ein neues Lied [hochdeutsches Gedicht für die Soldaten von Geseke]. In: Geseker Zeitung, Jg. 52, Nr. 127, Sonnabend, den 23. Oktober 1943.

Wibbelt 1956 = Wibbelt, Augustin: Gesammelte Werke. Herausgegeben von P. Jos. Tembrink. Band V [Ut des feldgraoe Tied 1/2; De lesten Blomen]. Münster: Hermann Heckmann Verlag 1956.

Wibbelt 2000 = Wibbelt, Augustin: „Dat ganze Volk steiht Hand in Hand“. Kriegsgedichte und Feldpostbriefe in münsterländischer Mundart. Zusammengestellt von Hans Taubken. [= Augustin Wibbelt. Gesammelte Werke Band 16]. Münster: Edition Heckmann 2000.



Graphik von August Heumann aus „Daud un Düwel“
(Wagenfeld 1912)